



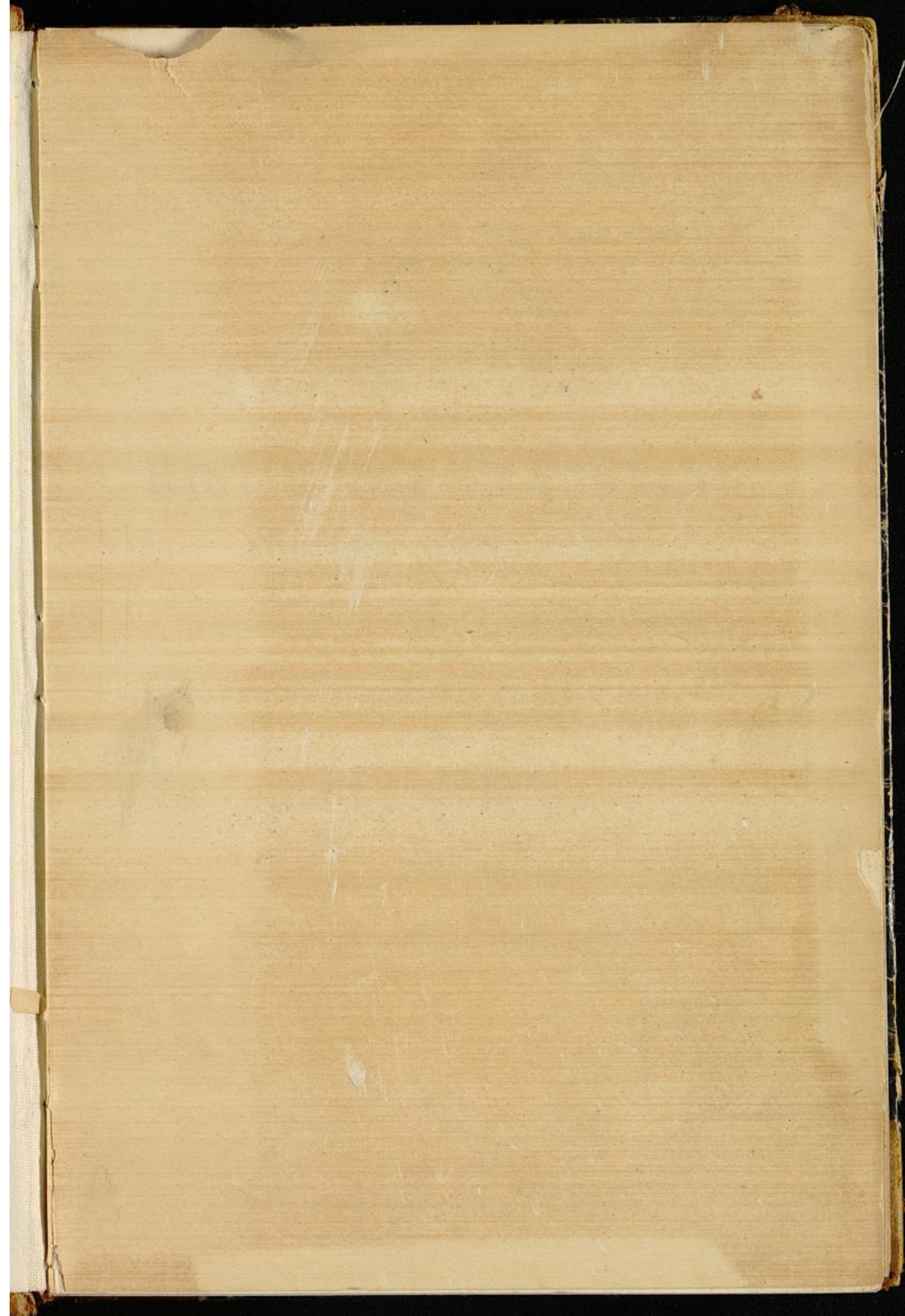
ULB Düsseldorf

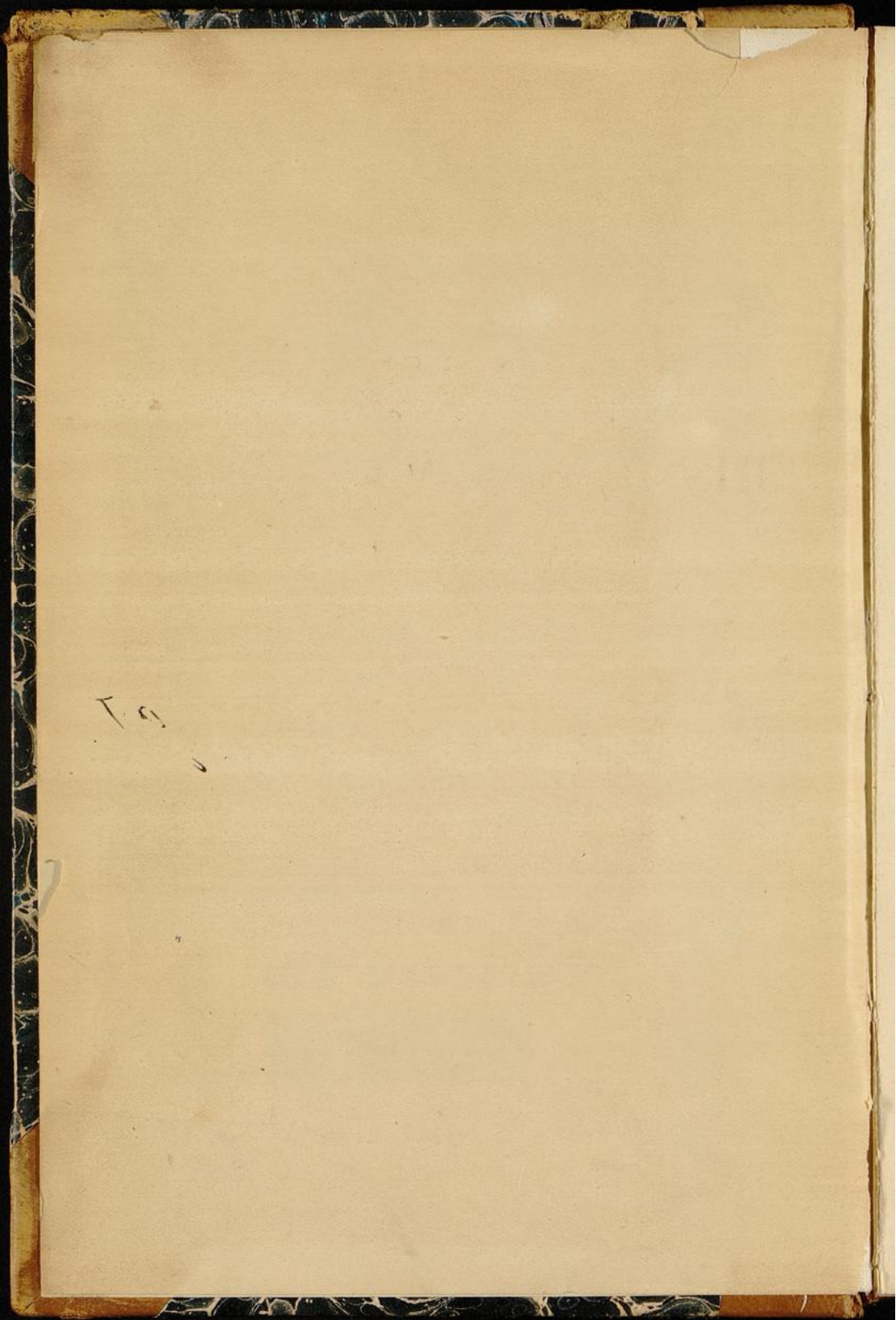


+4977 841 01

✓







ZUR ERINNERUNG
AN DAS
FÜNFZIGJÄHRIGE BESTEHEN DES VEREINS
1854—1904.

ANNALEN
DES
HISTORISCHEN VEREINS
FÜR DEN NIEDERRHEIN

INSBESONDERE DIE ALTE ERZDIÖZESE CÖLN

IM NAMEN DES VORSTANDES HERAUSGEGEBEN

VON

DR. AL. MEISTER
PROFESSOR DER GESCHICHTE IN MÜNSTER I. W.

SIEBENUNDSIEBENZIGSTES HEFT.

CÖLN, 1904.

J. & W. BOISSERÉE'S BUCHHANDLUNG.

J.V.

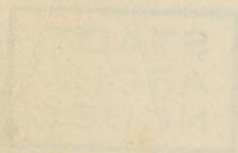
STADT-
ARCHIV
NEUSS

AB 180/62
angeführt

20
7753



3775 307 70





W. Haunond

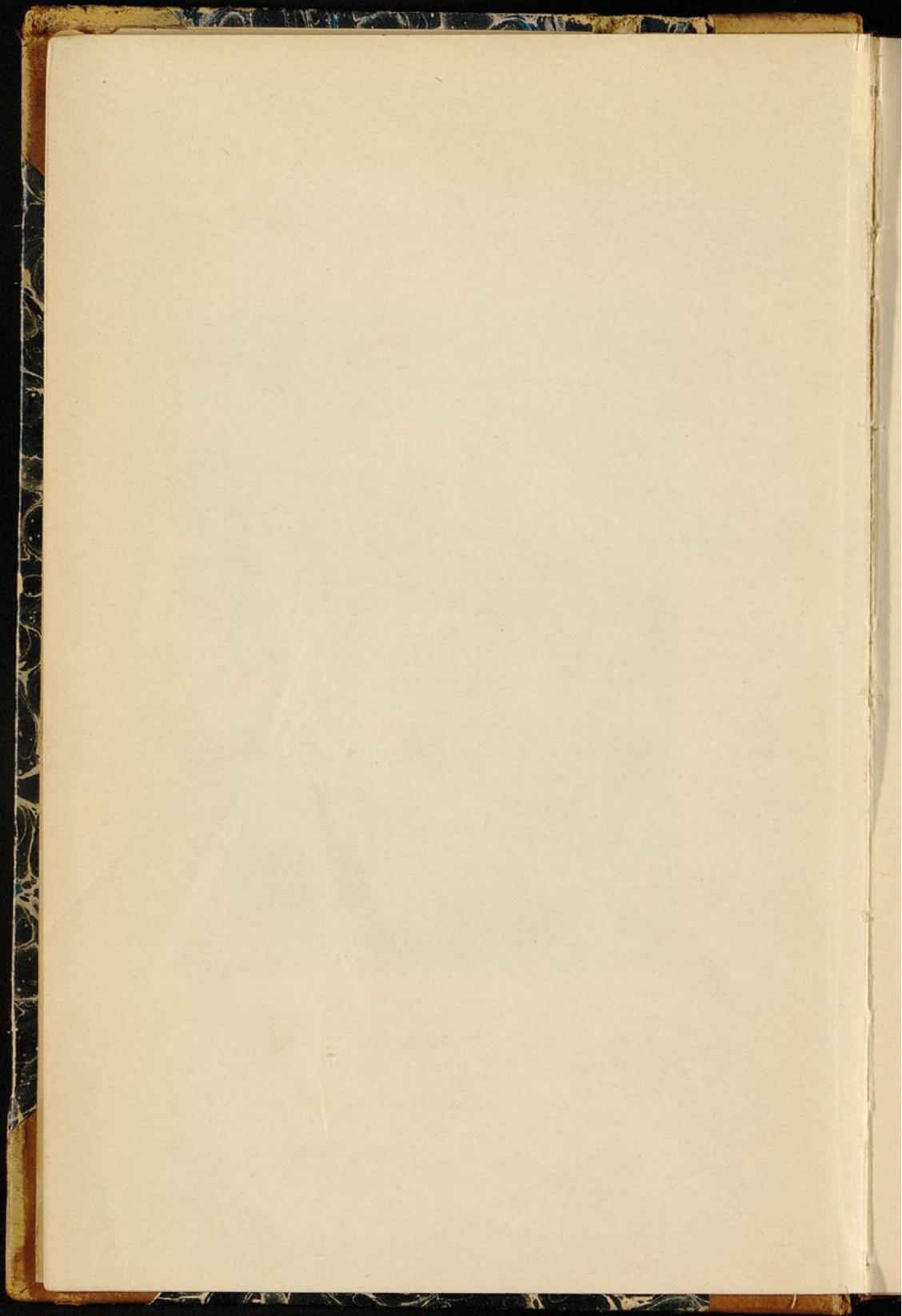
Hel. u. impr. Meisenbach, Riffarth & Co, Berlin.

ALFRED VON REUMONT

VON

HERMANN HÜFFER.



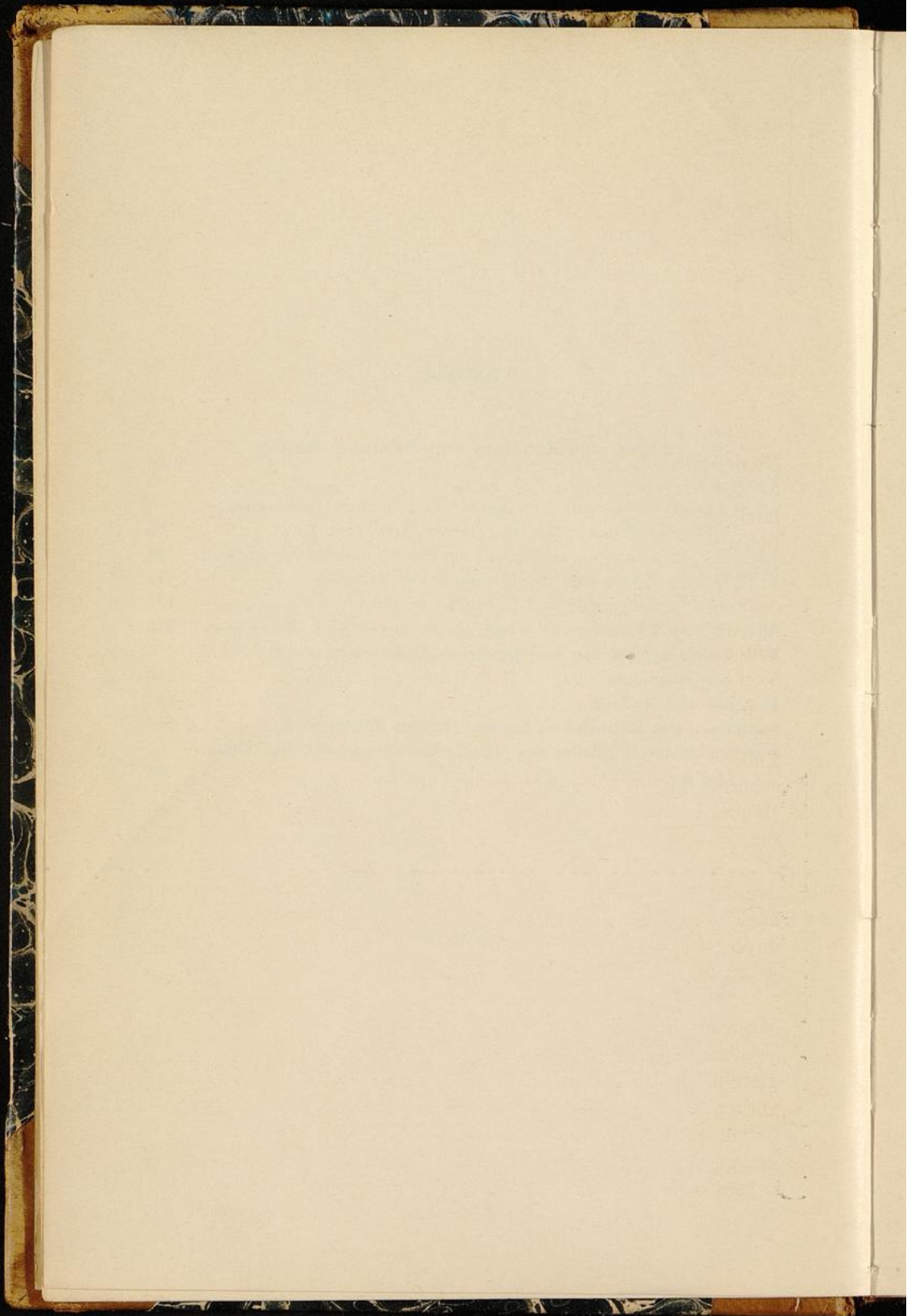


Inhalt.

Alfred von Reumont von Hermann Hüffer.

	Seite
Vorwort	5
Jugenderinnerungen von Alfred von Reumont (herausgegeben unter Mitwirkung des Herrn Dr. F. Schröder)	17
Alfred von Reumont im Dienste des Staates und der Wissenschaft	124
Alfred von Reumont und Hermann von Thile	174
Alfred von Reumont und Leopold von Ranke	191
Alfred von Reumont in seinen Beziehungen zum Kaiserhause	210
Verzeichnis der auf den vorhergehenden Blättern genannten Schrif- ten Reumonts	240
Berichte und Notizen	242
Satzungen des historischen Vereins für den Niederrhein	253
Verzeichnis der Mitglieder des historischen Vereins für den Nieder- rhein	255





Vorwort.

An den Tagen, in welchen der historische Verein für den Niederrhein auf eine fünfzigjährige Wirksamkeit zurückblickt, ziemt es sich wohl eines Ehrenmitgliedes zu gedenken, eines Rheinländers, den die Liebe zur Heimat und zu heimatlicher Geschichtsforschung auf den fernen vielverschlungenen Wegen eines langen tätigen Lebens niemals verlassen hat.

Wenn Alfred von Reumont genannt wird, denkt man zuerst an den Freund Friedrich Wilhelms IV., den erfolgreichen Diplomaten, den Vermittler zwischen Deutschland und Italien, den Verfasser der Geschichte von Rom, der Römischen Briefe, des Lorenzo dei Medici, der Geschichte Toskanas und einer langen Reihe grösserer und kleinerer Werke, die eine kaum übersehbare Fülle von neuen Tatsachen und feinsinnigen Bemerkungen in sich schliessen. Auch diese Wirksamkeit gereicht seiner rheinischen Heimat und unserem Verein zur Ehre. Wir haben wenige, die sich ihm vergleichen liessen.

Dazu kommt für mich ein persönliches Gefühl. Neunzehn Jahre habe ich im regsten geistigen Verkehr, die Hälfte der Zeit auch in räumlicher Nähe, mit ihm verlebt; Erinnerungen, wertvoll, unvergesslich habe ich ihm zu danken. Möge ein Wort darüber gestattet sein.

Im August 1852 wurde ich von meinem älteren Bruder Wilhelm, der mich zu längerem Aufenthalt nach Italien eingeladen hatte, in Florenz dem preussischen Geschäftsträger vorgestellt. Reumont war mir kein Fremder mehr. Schon im Jahre vorher, als ich mich für die Fahrt nach dem Süden vorbereitete, hatten mich die „Römischen Briefe von einem Florentiner“ angezogen, neben Goethes unvergänglichem Werk wohl das nützlichste Buch, das man vor einer Reise lesen konnte, die damals

etwas ganz anderes bedeutete als in unserer Zeit. In Rom, wo ich im November 1851 bei Reumonts vertrautem Freunde Clemens August Alertz, dem Leibarzte Gregors XVI., Aufnahme fand, hörte ich dann oft genug von der Gelehrsamkeit seines Aachener Landsmannes, von seinem klugen und tüchtigen Auftreten während der Mazzinischen Herrschaft erzählen. Nicht ohne grosse Erwartungen trat ich bei ihm ein. Der Eindruck der kaum mittelgrossen Gestalt, des Anlitzes mit den klugen Augen und der mächtig gewölbten Stirn, in welchem aber das Kinn auffallend und unschön zurücktrat, die freundlichen Worte, sogar die Ausstattung der Räumlichkeit sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben. Fünfzehn Jahre vergingen, dann begegnete er mir unerwartet am 15. November 1867 im Hofgarten zu Bonn. Er war zum Begräbnis einer Jugendfreundin aus Aachen, wo er damals wohnte, herübergekommen, derselben Dame, die am Schluss der Autobiographie als „die reizendste Erscheinung, die das Auge sehen konnte“, erwähnt wird. Achtunddreissig Jahre hatte er eine Jugendneigung treu bewahrt. Alles, was ich von ihm hörte, floss mir den lebhaften Wunsch ein, dass der Plan einer Übersiedlung nach Bonn sich verwirklichen möge. Wie sehr war ich daher erfreut, als ich im Oktober des nächsten Jahres, von einer Ferienreise heimkehrend, einen Besuch von ihm erhielt. Er hatte in der Tat Bonn zu seiner Heimat gemacht und war eben beschäftigt, sein stattliches Haus in der Auguststrasse am Hofgarten mit Gemälden und Marmorwerken zu schmücken, die er während eines langen Aufenthalts in Italien gesammelt hatte. Er war unverheiratet geblieben; mit ihm kamen zwei Schwestern; die ältere, Elvira, von mehr als gewöhnlichem Verstande, leitete das Hauswesen und war die treueste Stütze des Bruders; die zweite, Emma, liess eine Herzensgüte erkennen, die ihre Anwesenheit jedem erfreulich machte.

Bei einem langen Spaziergang, den ich bald nachher mit Reumont unternahm, stellte sich leicht heraus, dass wir noch viele Wege mit einander gehen würden. Ich finde unter meinen Papieren zahlreiche Zettel von seiner Hand, in denen er mich seit dem Anfang des nächsten Jahres an seinen Tisch lud. Bald machte er aber zur Regel, dass ich ihm schreiben müsse, wenn ich an einem Sonntag nicht bei ihm erscheinen könne. So wurde es zehn Jahre bis zu seinem Scheiden von Bonn gehalten. Da ich meistens auch in der Woche ein- bis zweimal mit ihm zusammentraf, so fand sich Gelegenheit,

alle Fragen des wissenschaftlichen, religiösen und politischen Lebens zu besprechen. Er war nicht eigentlich geistreich zu nennen, aber von einem hellen, scharfen Verstande und von dem feinsten Gefühl für Kunst und Literatur; sein unvergleichliches Wissen trat in seiner Rede wie in seinen Schriften hervor. Noch hervorstechender waren die Billigkeit, Milde und Unparteilichkeit, womit er Gegenwart und Vergangenheit, auch gegnerische Ansichten und Handlungen beurteilte. Immer ruhig und massvoll liess er auch eine andere Ansicht als die seinige gern zu Worte kommen, und er hat mir ebensowenig wie seinen italienischen Freunden verübelt, wenn ich mehr als einmal und gerade bei dem, was jenseits der Alpen sich ereignete, nicht seiner Meinung war. Selten bin ich von ihm weggegangen, ohne etwas gelernt zu haben. Die Erinnerungen aus seiner diplomatischen Wirksamkeit, an den freundschaftlichen Verkehr nicht nur mit Fürsten und Staatsmännern, sondern den vorzüglichsten Schriftstellern und Gelehrten Italiens erhöhten den Reiz der Unterhaltung, die bald vom Alltäglichen zu bedeutenderen Gegenständen sich hinwandte. Als ich im Herbst 1874, aus Italien heimkehrend, die Besprechung seines Werkes über Lorenzo dei Medici für die Allgemeine Zeitung übernahm, war zu unerschöpflichem Gedankenaustausch Veranlassung gegeben. Manche von meinen Arbeiten durfte ich ihm aus der Handschrift vorlesen; er war nicht leicht befriedigt und darum ein Lob aus seinem Munde um so wertvoller. Auch von seinen Schriften habe ich manche noch vor dem Druck gelesen, einige, z. B. die Aufsätze über die Verhandlungen des Grafen Carletti, über den Marchese Lucchesini, die Rheinische Flora, und Alfieri im Elsass wurden durch mich veranlasst.

Bei der Übersiedlung nach Bonn hatte er wohl an nähere Beziehungen zur Universität gedacht; auch der Bürgerschaft trat er näher; am 28. Februar 1869 hielt er für einen wohlthätigen Zweck im Rathaussaal über die Einführung des Christentums in Preussen und die Marienburg einen Vortrag. Der feinsinnige Friedrich Bluhme, gleich Reumont mit Italien durch so manche Beziehungen verbunden, äusserte wohl den Gedanken, man möge Reumont, wie es auch in Bezug auf Josias Bunsen geplant war, zum Honorarprofessor machen; er wäre dann der würdige Nachfolger Niebuhrs geworden. Aber zu einer Annäherung kam es nicht. Seine zarte Gesundheit beschränkte ihn im geselligen Verkehr beinahe ganz auf sein eignes Haus, und man glaubte in

seinem Benehmen etwas Förmliches und Verschlossenes zu finden. Von meinen Kollegen bin ich, besonders in späteren Jahren, beinahe nur seinem ihm nahe befreundeten Landsmann Hugo Loersch in seinem Hause öfters begegnet. Ein ausgedebnter Briefwechsel und häufige Reisen hielten die Verbindung mit auswärtigen Freunden in Deutschland, England, Frankreich und besonders Italien aufrecht. Erfrischt und gehobenen Geistes kehrte er meistens von solchen Reisen zurück. Mit welcher Lebhaftigkeit erzählte er im Juli 1874 von den Eindrücken in Florenz und Paris, wo Thiers, Mignet und andere vorzügliche Gelehrte ihre durch den Krieg nicht geminderte Verehrung ihm bewiesen hatten.

Nichts konnte mir bei so wertvollen Anregungen weniger erwünscht sein, als der Gedanke einer Übersiedlung nach Aachen, der zuerst 1875 hervortrat. Er hatte seinen Ursprung nicht sowohl in Reumonts eigener Neigung als in den Wünschen der beiden Schwestern, welche an einen lebhafteren Verkehr mit der Familie und mit Freunden weitgehende Hoffnungen knüpften. Ein Bauplatz in Aachen wurde erworben, und die Mauern eines neuen Hauses stiegen empor. Am 17. März 1878 erfuhr ich mit Bedauern, das Haus in Bonn sei verkauft; am 1. Mai sollte die Übersiedlung stattfinden. Schon mit den Vorbereitungen einer Reise nach Paris beschäftigt, musste ich mich an den Gedanken einer plötzlichen Trennung gewöhnen. Als ich am 5. Mai zurückkehrte, fand ich Tür und Fenster des mir so lange gastlichen Hauses verschlossen.

Ein eingehender Briefwechsel sollte die empfindliche Lücke wenigstens einigermaßen ausfüllen. Nicht ohne Rührung sehe ich die lange Reihe von Briefen vor mir liegen, die ich in dem nächsten Jahrzehnt von ihm erhielt. Den Hauptinhalt bilden, wie vordem für unsere Gespräche, die literarischen Erscheinungen, darunter die eignen Arbeiten. Bald nach seiner Ankunft war es gelungen, in Aachen einen historischen Verein zu begründen, der nun nach einem Vierteljahrhundert dankbar auf seinen ersten Vorsitzenden zurückblickt. Schon im Oktober 1879 erhielt ich den ersten stattlichen Band der Vereinsschriften mit wertvollen Beiträgen aus der Feder Reumonts. Seine Fruchtbarkeit schien mit dem 70. Jahre eher sich zu steigern, als abzunehmen. In beinahe ununterbrochener Folge hatte ich für neue Erzeugnisse, nicht allein für kleinere Abhandlungen, für Sammlungen biographischer Auf-

sätze, sondern auch für grössere Werke zu danken. Auch an mündlichem Meinungs-austausch fehlte es wenigstens nicht ganz. Im April 1879 überzeugte ich mich mit eigenen Augen von seiner schönen Häuslichkeit. Aus dem Studierzimmer, das nun auch den in Bonn vermissten Raum für die übersichtliche Aufstellung der Bibliothek gewährte, fiel der Blick auf einen im Schmuck des Frühlings erblühenden Garten. In den Jahren 1881 und 1882, auf der Hin- und Rückreise nach Italien verweilte er den einen oder andern Tag in Bonn. Noch immer bemerkte man, wie sehr das Land, dem er die schönsten und bedeutendsten Eindrücke seines Lebens verdankte, sein Empfinden und seine geistige Spannkraft zu heben vermochte. Das folgende Jahr führte mich öfters nach Aachen, zuerst am 3. Mai bei der Feier des Tages, an welchem Reumont 50 Jahre vorher das Diplom des philosophischen Doktors in Erlangen erhalten hatte. Während Professor Loersch das von der Fakultät erneuerte Diplom überreichte, hatte ich nebst einem Glückwunsch des Vorstandes des Vereins von Altertumsfreunden eine Adresse des Vorstandes des historischen Vereins für den Niederrhein zu überbringen. Alles schien damals eine erfreuliche Zukunft und die Erfüllung der von allen Seiten eintreffenden Glückwünsche zu versprechen. Mit einiger Besorgnis hörte ich gleichwohl, dass der Jubilar eine Reise nach Biarritz antreten wolle, trotz der für ein solches Ziel schon vorgerückten Jahreszeit. Sein alter Freund Leopold von Ranke hatte ihm am 16. Februar 1882 geschrieben, er, wie vordem die Königin Elisabeth, sei beunruhigt, dass Reumont in seinen Jahren immer allein reise. Aber er liess sich nicht abhalten. Gewissenhaft beantwortete er vorher die zahlreichen Glückwünsche zu seinem Jubiläum; auch ein Unwohlsein hielt ihn auf; erst gegen Ende des Monats trat er die Reise an. Als er am 30. Juni zurückkehrte, hatte das Unheil die schwersten Besorgnisse noch übertriffen. Durch einen plötzlichen Bluterguss hatte er den Gebrauch des rechten, einzig ganz arbeitsfähigen Auges verloren. Am 16. Juli sah ich ihn wieder; ich überbrachte ihm, von der Generalversammlung in Düren kommend, die Ernennung zum Ehrenmitglied unseres Vereins¹⁾. Er zeigte sich weniger niedergeschlagen als

1) Die Adresse des Vorstands vom 3. und die Antwort Reumonts vom 9. Mai abgedruckt in dem Bericht über die Generalversammlung in Düren. Annalen Heft XLI, S. 151 ff. Mitglied des Vereins war Reumont seit 1856.

ich fürchtete, aber im Oktober war jede Hoffnung auf Besserung geschwunden. Die Schmerzen im Innern des Auges steigerten sich bis zum Unerträglichen; Mooren, der berühmte Augenarzt, wurde nach Aachen gerufen; das Auge musste am 27. Mai 1884 herausgenommen und durch ein künstliches ersetzt werden.

Nicht ohne Bewunderung wird man auf den späteren Blättern lesen, wie der zartgebaute, scheinbar schwächliche Mann, dazu noch von anderen Leiden heimgesucht, die schwere Prüfung bestand; behielt er doch die Kraft, neben anderen Arbeiten noch in demselben Jahre das Buch „Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen“ zu vollenden. Gewiss durfte man einem Manne, der im Alter von 76 Jahren solche Werke hervorbrachte, als einem ausserordentlich Bevorzugten, Glück wünschen. Auch die körperlichen Leiden hatten sich gemindert. Das erhaltene linke Auge konnte, wenn auch der Schonung bedürftig, doch Dienste leisten. Seine Briefe, grösstenteils von ihm selbst zu Papier gebracht, zeigen noch immer die sorgfältigen musterhaften Schriftzüge der früheren Zeit und eine Photographie aus dem Dezember 1884 — dieselbe, die man vor dem Titel dieses Bandes findet — bewahrt den unveränderten Gesichtsausdruck der Mannesjahre. Eine unersetzliche Lücke in sein häusliches Dasein riss am 5. März 1885 der Tod seiner ältesten Schwester Elvira, die ihm fünfundzwanzig Jahre hindurch der treueste Beistand gewesen war. Noch am 11. Februar des folgenden Jahres heisst es in einem Briefe: „Ich kann mir meine arme Schwester nicht aus dem Sinn schlagen, und sehe sie immer vor mir, wie ich sie am Vorabend ihres Todes sah, wo ich nicht die geringste Ahnung hatte, dass es das letztemal war. Der kleine Rest von Freude, der mir geblieben, und die Hoffnung einer ruhigen Todesstunde ist mir mit ihr genommen worden.“ Aber er hielt sich aufrecht; als ich ihn im Sommer 1886 nach längerem Zwischenraum wieder aufsuchte, erschien er mir wohler und kräftiger, als ich erwartete; beim Abschiede glaubte ich mir ein öfteres Wiedersehen versprechen zu dürfen. Vergebliche Hoffnungen! Schon seit November fesselten ihn wiederholte Schlaganfälle an das Krankenlager, bis der Tod am 27. April 1887 seinem Leben ein Ziel setzte.

Es entsprach der Umsicht und Ordnungsliebe seines Wesens, dass er in seinem letzten Willen über seinen literarischen und wissenschaftlichen Nachlass genau verfügt hatte. Seine

Büchersammlung, mehr als 3000 Bände, wurde der städtischen Bibliothek in Aachen vermacht; sie enthält etwa 500 Schriften kunstgeschichtlichen Inhalts und an Werken über italienische, vornehmlich toskanische, Geschichte und Literatur einen Reichtum, wie er in den Rheinlanden sich wohl nicht zum zweitenmal vorfindet¹⁾. Die Briefe Friedrich Wilhelms IV. sollten dem Königlichen Hausarchiv in Charlottenburg überwiesen werden, Briefe der Königin Elisabeth, der Kaiserin Augusta, auch einige des Kaisers Wilhelm im Besitz der Familie bleiben, die übrige umfangreiche Korrespondenz an die Bonner Universitätsbibliothek gelangen. Es ist eine Sammlung von mehreren Tausend Briefen aus der Feder von etwa sechshundert Personen. Die ausgezeichnetsten Namen nicht bloss der deutschen und italienischen Gelehrtenwelt, auch zahlreiche Dichter und Künstler sind darin vertreten; für die Erforschung des literarischen Lebens der Neuzeit eröffnet sich hier eine wertvolle Quelle, besonders wenn es gelingt, die Briefe Reumonts mit denen, die an ihn gerichtet wurden, zu vereinigen. Seine seit der Jugend geführten Tagebücher mussten nach einer bestimmten Verfügung ungelesen vernichtet werden; seinen übrigen literarischen Nachlass in zwölf z. T. sehr umfangreichen Mappen und ebensoviel kleinen Notizenbüchern hatte er mir vermacht. Es sind meistens Vorarbeiten und Kollektaneen für seine historischen Arbeiten, grösstenteils benutzt, aber einem Forscher in italienischen Dingen noch immer eine Nachlese bietend. Dazu kommen einzelne merkwürdige Briefe, ein Bericht an Friedrich Wilhelm IV., eine Sammlung italienischer Volkslieder, handschriftliche z. T. ungedruckte Zusätze zu seinen Abhandlungen. Mehrere Mappen werden durch eine kaum übersehbare Menge von Zeitungsblättern und Nummern von Zeitschriften gefüllt; man könnte ihnen vermutlich eine beinahe vollständige Sammlung seiner Zeitungsartikel und kleinen Aufsätze entnehmen und ein von seiner Hand angefertigtes Verzeichnis seiner Schriften von 1829—85 daraus noch beträchtlich vermehren. Zu erwähnen sind endlich drei grössere Manuskripte; zwei von ihnen mit dem Titel „Dante Allighieri und

1) Vgl. Fromm, Geschichte der Stadtbibliothek S. 42 und die Dante-Sammlung der Alfred v. Reumontschen Bibliothek, S. 94 ff. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Bd. XIX, 1897. Auch das gleich zu erwähnende Manuskript „Dante Allighieri und sein Jahrhundert“ befindet sich jetzt auf der städtischen Bibliothek in Aachen.

sein Jahrhundert“ und „Italien zur Zeit der französischen Fremdherrschaft“ geben Zeugnis von der Sorgfalt und den Kenntnissen des Verfassers, waren aber von ihm nicht vollendet und bei seinem Tode durch spätere Arbeiten überholt. Nachdem Verhandlungen mit Fr. X. Kraus und Otto Hartwig ohne Erfolg geblieben waren, musste auf die Veröffentlichung verzichtet werden. Nicht so bei dem dritten Manuskript. Auf 139 Quartblättern — nach Reumonts Gewohnheit nur auf einer Seite beschrieben — enthält es eine Aufzeichnung über die Jugendzeit des Verfassers. Auf den Blättern 1, 49 und 139 trägt es die Daten des 9. Juli und 25. Dezember 1870 und des 18. Januar 1871. Der Zeitpunkt ist nicht zufällig. Vom Frühlingsanfang 1870 ist die Vorrede des 4. Bandes der Geschichte Roms datiert. Nach der Vollendung eines solchen Lebenswerkes konnte der Autor, nunmehr im Alter von 61 Jahren, wohl daran denken, den Gang seines eignen Lebens sich und andern vorzuführen. Wie die Daten zeigen, wurde die Aufzeichnung kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges begonnen und am Tage der Proklamierung des deutschen Kaisertums abgebrochen. Soweit ich mich erinnere, waren es jedoch nicht die grossen Ereignisse der Zeit, es war eine neue grosse Arbeit, die Biographie Lorenzos dei Medici, die für Reumont seine eignen Erlebnisse in den Hintergrund treten liess. Die autobiographische Aufzeichnung erhielt keine Fortsetzung; selbst der Plan wurde aufgegeben. Deutlich zeigt es sich darin, dass kleine Lücken nicht ausgefüllt wurden, dass einzelne Teile, erweitert oder ergänzt, in anderen Abhandlungen Verwendung fanden, und vor allem darin, dass Reumont in das Buch über Friedrich Wilhelm IV. seine eignen Erlebnisse in den Jahren 1829 bis 1861 verwebte.

Für die Folgezeit, die 26 Jahre bis zu seinem Tode, bedurfte es keiner ausführlichen Darstellung; das Leben des Gelehrten liegt ausgesprochen in seinen Werken. Um so erfreulicher ist es, dass wir in der autobiographischen Aufzeichnung über die Anfänge seines Lebensweges durch ihn selbst eine durch nichts anderes zu ersetzende Aufklärung erhalten. Der Plan seiner Autobiographie war in grossem Stile entworfen. Er wollte nicht bloss die eignen Erlebnisse, sondern auch die Verhältnisse und Zustände schildern, die für seine Entwicklung bedeutsam und massgebend geworden waren; in dem vorliegenden Teile überwiegt sogar diese Schilderung bei weitem das eigentlich Biographische. Mit gutem

Grunde lässt Reumont eine ausführliche Charakteristik seines Vaters, der auf sein Leben so wesentlichen Einfluss äusserte, vorausgehen; man wird sogar diesen Teil mit besonderem Interesse lesen. Die sich anschliessende Schilderung der reichsstädtischen Zustände in Aachen und der kurfürstlichen Universität Bonn ist in etwas zu dunklen Farben gehalten; das bekannte Buch von Clemens Perthes hat, wie es scheint, zu ausschliesslich als Grundlage gedient. Die Schilderung der französischen Herrschaft in Aachen beruht dagegen, wenn nicht auf eignen Wahrnehmungen, so doch auf frischer unmittelbarer Mitteilung der Beteiligten. Gleich hier hat man ein Beispiel billigen und unparteiischen Urteils. Das patriotische Gefühl des Deutschen, das in jenen Monaten des Krieges sich noch stärker als gewöhnlich regen mochte, hätte wohl zu einer leidenschaftlichen Herabsetzung des französischen Wesens verleiten können; aber der Verfasser unterlässt nicht, dem, was in der französischen Verwaltung Anerkennung verdiente, gerecht zu werden. Freilich mochte dies einem Bewohner Aachens, der Kaiserstadt, die von dem neuen Imperator in Erinnerung an Karl den Grossen besonders begünstigt wurde, verhältnismässig leicht werden, viel leichter als einem Bewohner von Cöln oder Bonn, denen während der französischen Zeit nur die traurige Erinnerung an eine bessere Vergangenheit geblieben war. Ganz auf eignen Eindrücken der Knabenzeit wie der späteren Jahre beruht, was über die preussische Herrschaft, die Vorteile und Hemmnisse der Verwaltung und ihre Beziehungen zu der Bevölkerung der Rheinlande gesagt wird. Gern wird man darüber die Stimme eines Mannes vernehmen, der als geborner Rheinländer für die Gegensätze nicht unempfindlich, aber als Beamter und durch persönliche Neigungen so warm von den Vorteilen überzeugt war, die der Anschluss an ein mächtiges, festgeordnetes Staatswesen seiner Heimat gewährte. Besseres als von Reumont möchte darüber schwerlich geschrieben sein; für mich besonders findet es eine Bestätigung in meinen eignen Erinnerungen, die, wenn auch nicht soweit, wie die meines verewigten Freundes hinaufreichend, aus meiner westfälischen Heimat ganz ähnliche Erfahrungen mir lebendig erhalten. Wenn dabei auch die Verhältnisse der verschiedenen Konfessionen nicht unerwähnt bleiben, so wird man es, wie ich hoffe, nicht im Widerspruch finden mit dem Grundsatz, den ich mir als Vorsitzender des historischen Vereins für den

Niederrhein unverbrüchlich als Pflicht vorgezeichnet habe, dem Grundsätze, alles was nur entfernt konfessionelle Gegensätze anregen könnte, von dem Verein und den Annalen fernzuhalten. Denn die Worte eines Mannes, der mit treuer Anhänglichkeit an seine eignen religiösen Grundsätze stets die sorgfältigste Rücksichtnahme auf andere Ansichten vereinigt hat, der sein Leben hindurch mit Mitgliedern anderer Konfessionen, ungestört durch schwierige Verhältnisse, in freundschaftlichster Verbindung blieb, werden sicher nicht als eine Anregung zum Streit, sondern nur als Mahnung gelten können, etwa hervortretende Gegensätze mit gleicher Zartheit und Billigkeit zu behandeln. Es kommt noch hinzu, dass seit dem Jahre 1870, als Reumont seine Erinnerungen zu Papier brachte, die Verhältnisse eine wesentliche Veränderung erfahren haben; nicht wenig, was damals mit vollem Rechte gesagt werden konnte, hat für unsere Zeit seine Bedeutung verloren.

Ein Moment scheint er bei der Entwicklung des Verhältnisses der neuerworbenen zu den altpreuussischen Provinzen übersehen zu haben, vielleicht weil ihm, dem Diplomaten, das Gefühl dafür nicht in vollem Masse eigen war, ich meine die Entwicklung des parlamentarischen Lebens. Zum erstenmal in dem vereinigten Landtag des Jahres 1847 wurde den westlichen Provinzen die Zusammengehörigkeit mit den östlichen Teilen der Monarchie deutlich vor Augen gestellt. Dieses Gefühl, gesteigert gerade durch das Zusammenwirken der rheinischen mit den ostpreussischen Abgeordneten, ist dann, wenn auch in verschiedener Weise, durch alle folgenden Versammlungen verstärkt worden zum grossen Vorteil unseres Vaterlandes, aber verspätet. Denn schon dreissig Jahre früher verdankten die süddeutschen Staaten vor allem der Einführung konstitutioneller Verfassungen, dass die aus verschiedenartigen Bestandteilen gewaltsam zusammengebrachten Landesteile in kurzer Zeit sich als ein gemeinsames Ganzes betrachten lernten. Von dem unermesslichen Einfluss, den die Herstellung eines deutschen Reiches und des Kaisertums auf die Bevölkerung eines Landes äussern mussten, das seit dem frühen Mittelalter seine liebsten und glänzendsten geschichtlichen Erinnerungen an das Kaisertum knüpfte, von diesem Geist und Herz gewinnenden, segensvollen Einfluss konnte Reumont im Jahre 1870 noch nicht reden.

Was in den beiden folgenden Abschnitten über die Stadt Aachen, die Veränderung, Zerstörung oder Umgestaltung ihrer

Kirchen, Bäder und anderer öffentlicher Gebäude und über die Verschönerung ihrer Umgebung gesagt wird, ist vor allem für den Aachener, aber auch für die Kulturgeschichte des Rheinlandes von Bedeutung, noch mehr die Mitteilungen über die allerdings nur schwachen Anfänge eines literarischen Lebens, an welchem Reumont mit allem Eifer früher Jünglingsjahre sich beteiligte. Mit Vergnügen wird man aber auch in diesen Kapiteln von den ersten Erlebnissen der Kindheit und des Knabenalters, dem Leben im väterlichen Hause, in der Schule und Gesellschaft Nachricht erhalten und darin die Keime der späteren Entwicklung erkennen. Die Neigung für Geschichte und Literatur, der Trieb, nicht allein zu schreiben, sondern das Geschriebene gedruckt zu sehen, wie deutlich treten sie schon in dem Knaben und Jüngling hervor. Ist es nicht eine Vorbedeutung, dass der künftige Diplomat, der mit so vielen hervorragenden Männern nicht bloss in Deutschland, sondern auch in England, Frankreich und Italien in Verbindung tritt, unter der Leitung eines Vaters aufwächst, dessen Hauswesen, Tätigkeit und Beziehungen einen internationalen Charakter tragen? Bei der Darstellung der Universitätszeit ergab sich von selbst eine beinahe ausschliessliche Beschränkung auf die eignen Erlebnisse des Verfassers. Nicht ohne Teilnahme wird man von seinen mannigfaltigen Bestrebungen und von der Wendung vernehmen, die der plötzliche Tod des Vaters herbeiführt, und dann wieder im letzten Kapitel den erst 21jährigen Jüngling über die Alpen in das Land begleiten, das seinem Leben und seinen Werken den reichsten und eigentümlichsten Inhalt geben sollte.

Herzlichen Dank schulde ich Herrn Doktor Ferdinand Schroeder für den freundlichen Beistand, den er mir bei der Herausgabe des Werkes zu teil werden liess. Einer sorgfältigen Abschrift des Manuskripts hat er die grössere Zahl der Anmerkungen beigelegt und die gewiss sehr zweckmässige Einteilung in Kapitel vorgenommen. In Bezug auf Aachen hatte Herr Geheimrat Loersch die Güte, eine beträchtliche Zahl von Bemerkungen noch beizufügen. Der Text wurde, abgesehen von einigen stilistischen Veränderungen, in genauem Wortlaut mitgeteilt.

Die Annahme ist wohl nicht unberechtigt, dass der Leser nach solchen Anfängen auch über die späteren Lebensschicksale des Verfassers etwas erfahren möchte. Für eine eingehende, umfassende Biographie würden die Quellen nicht fehlen, aber sie

würde weit über den Raum, der hier zur Verfügung steht, hinausgehen. Möge man vorerst mit einer biographischen Mitteilung vorlieb nehmen, die einige Monate nach Reumonts Hinscheiden in der Allgemeinen Zeitung und abgekürzt in der Allgemeinen Deutschen Biographie zur Veröffentlichung kam. Aus neuen Quellen, die mir durch die zuvorkommende Güte des Herrn Landrats Alfred Reumont in Erkelenz eröffnet wurden, konnte sie wesentlich erweitert und ergänzt werden. Noch immer beruht sie vornehmlich auf eignen Mitteilungen Reumonts, die er in seine Schriften besonders in die Biographie Capponis, das Buch über Friedrich Wilhelm IV. und in biographische Aufsätze über Freunde und Zeitgenossen verwebte. Von wesentlichem Nutzen waren dann die Briefe, in denen er in ununterbrochener Folge von 1829—50 seiner zärtlich geliebten Mutter und nach ihrem Tode seinen Geschwistern bis zu der dauernden Vereinigung im Jahre 1867 über seine Erlebnisse Nachricht gab. Ein starker Folioband enthält die sämtlichen Akten über seine amtliche Stellung von 1835—85¹⁾. Auch dem, was er mir schriftlich oder mündlich mitteilte, konnte ich einiges entnehmen, noch mehr den an ihn gerichteten Briefen. Gerade danach wurden drei Hauptbeziehungen in seinem Leben, das Verhältnis zu seinem vertrautesten Amtsgenossen, seinem hervorragendsten literarischen Freunde und dem preussischen Herrscherhause, zu Hermann v. Thile, Leopold v. Ranke, der Königin Elisabeth und Kaiser Wilhelm in besonderen Abschnitten dargestellt. Wenn man zum Schluss noch ein Verzeichnis seiner bedeutendsten Werke vor Augen hat, so sind, wie ich denke, die Grundzüge angemerkt, an die eine vollständige Biographie sich anschließen könnte. Möchten sie ausreichen, das Andenken an einen edlen, von Vaterlandsliebe und Heimatssinn erfüllten Mann zu beleben, ohne dem vorzugreifen, was etwa die Vaterstadt am Tage des 100jährigen Geburtstages zu Gunsten ihres trefflichen Sohnes, ihn und sich selber ehrend, vornehmen könnte.

1) Wollte man auf die diplomatische Tätigkeit Reumonts näher eingehen, so wären seine amtlichen Berichte aus Florenz, Gaëta, Neapel und Rom zu benutzen, die sich, allein aus den Jahren 1849—59 in beinahe 600 Nummern, auf dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv befinden. Die für Friedrich Wilhelm IV. persönlich bestimmten Berichte über Kunst, Literatur und Archäologie befinden sich wie die Briefe des Königs an Reumont im Königlichen Hausarchiv.

Jugenderinnerungen.

Von

Alfred v. Reumont.

Erstes Kapitel.

Die Familie Reumont.

Der Name der Familie de Reumont findet sich in wallonischen Chroniken des 12.—14. Jahrhunderts. Roumont oder Reumont an der Ourte, in der Nähe von St. Hubert in den Ardennen, welches schon in Urkunden des 9. Jahrhunderts, so in einem Dokument der Abtei Stablo aus dem 11. Regierungsjahre Karls des Kahlen („in loco et villa, quae dicitur Romonia in pago et comitatu Arduenna“) vorkommt, scheint die ursprüngliche Heimat zu sein. Eine „domus de Reumont“ im Sprengel von Cambray, vom Grafen von Namur in einer Fehde mit Bischof Johannes von Cambray zerstört, wird in einer Bulle Papst Innocenz' III. vom 10. April 1204 erwähnt. Die Familie hatte Besitzungen im Pays de Hasbaye, einem Teile des Lütticherlandes. Im 14. Jahrhundert war Messire Gille de Reumont, chevalier, Besitzer von Septfontaines, als welcher er in dem „Miroir des nobles de Hasbaye“ des Johanniterritters Jacques de Hemricourt [† 1403] in der von De Salbray (Brüssel 1673) publizierte Ausgabe (S. 72) vorkommt, wo sich sein Wappen, drei rote Schrägbalken im silbernen Felde mit blauem Turnierkragen abgebildet findet¹⁾. Er heiratete Jolande de Gaure, Tochter des Guillaume de Gaure, Herrn von Steenkerk, und seiner Frau aus dem Hause von Seraing. Im 17. Jahrhundert

1) Auf einem dem Manuskript eingelegten losen Blatte bemerkt Reumont mit Bezug auf das eben beschriebene Wappen: „Ich besitze ein altes Siegel mit demselben, welches von meinem Grossvater herrührt“.

war Johannes v. Reumont kaiserlicher Ritter, Oberst eines Füsserregimentes und zur Zeit des Westfälischen Friedensschlusses Gouverneur von Münster, wo im Friedenssaale des Rathauses sein Bildnis die Reihe der Porträts der bei diesem grossen weltgeschichtlichen Akt beteiligten Fürsten und Staatsmänner beschliesst. Er sowie seine Frau Johanna Sabina Katharina liegen in der Lambertikirche gedachter Stadt begraben. In Franken gab es noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Familie v. Reumont¹⁾. Von einer solchen in den Ardennen habe ich nur unsichere Kunde²⁾.

1) Hierauf bezieht sich wohl folgende Bemerkung auf dem erwähnten Blatte des Nachlasses: „Aus dem vorigen Jahrhundert ist mir der Name eines Fräuleins F. S. C. v. Reumont bekannt, welcher auf einem zu Leitershausen [Rittergut im Kreise Hildburghausen] am 10. Mai 1756 geschriebenen Stammbuchblatte vorkommt, ohne dass ich indes anzugeben wüsste, in welcher Art sie mit der belgischen Familie zusammenhängt.“

2) Auf dem bezeichneten Blatte heisst es darüber: „Noch darf ich hinzufügen, dass, als meine verstorbene Tante auf einer Reise in den Ardennen begriffen war, Leute in dem Wallfahrtsorte St. Hubert, welche ihren Namen hörten, sie darauf aufmerksam machten, dass auf einem benachbarten Schlosse eine Familie desselben Namens existiert habe, von deren Mitgliedern noch manche Bildnisse vorhanden seien.“ Reumont bemerkt dann: „Dies sind die mir zu Gebote stehenden Daten, wie ich sie in Aachen gesammelt habe. Leider sind sie unvollständig, wozu namentlich der Umstand, dass in jenen Grenzbezirken Archive und Kirchenbücher teils in grösster Unordnung sind, teils ganz fehlen, beitragen mag. Die Abstammung aus dem Landesteile, wo die historisch beglaubigte Familie ansässig war, die Übereinstimmung des Wappens und die auf meinen Grossvater und Vater fortgeerbte Tradition ihrer adeligen Herkunft dürften indes nicht ungültige Beweise sein.“ — Dass das Vorkommen eines dem Namen Reumont verwandten Ortsnamens in mittelalterlichen Urkunden für die spätere Familie nicht von grosser Bedeutung sei, wird Reumont nicht verkannt haben. Schon durch seine Angaben und noch mehr durch die Nachforschungen Hermann Friedrich Maccos, des bewährten Aachener Genealogen, wird aber festgestellt, dass in dem Pays de Hasbaye im Lütticherlande und in Namur adlige Familien mit ähnlichen Namen bis in das 18. Jahrhundert verbreitet waren. Freilich ist es noch nicht gelungen, einen Zusammenhang des Urgrossvaters Hubert Lambert Reumont mit einer dieser adligen Familien mit voller Sicherheit festzustellen. Nach den Kirchenbüchern von Lüttich wäre am ehesten an eine adlige Familie de Raymond zu denken. Gewiss ist, dass Hubert Reumont am 17. September 1708 in Lüttich getauft wurde, später in Spa oder Stablo

In den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts liess Hubert Reumont sich in Aachen nieder. Er stammte aus dem Gebiete der Abtei Stablo und kam zunächst aus Spa. Von seinen fünf Kindern war der älteste [in Wahrheit der zweite] Sohn Richard im Jahre 1736 in Spa geboren. Dieser, der eine Weinhandlung hatte, spielte eine Rolle in den traurigen, unter dem Namen der „Mäkelei“¹⁾ bekannten Streitigkeiten um die Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt. Es waren die letzten Verfassungswirren der einst so unruhigen, seit den Reformationszeiten gesunkenen aber immer noch ansehnlichen Reichsstadt, die nur kurze Zeit der Ausbreitung der französischen Revolution über die vielgeteilten Rheinlande und dem Sturze des Gemeinwesens infolge der Einverleibung des linken Rheinufer in die Territorien der neuen Republik vorausgingen. Richard Reumont war einer der Hauptteilnehmer an der Spielbank, welche, vielleicht die älteste in deutschen Bädern, im vorigen Jahrhundert auch eine Menge nichtkranker Gäste nach Aachen zog. Denn die Stadt, durch zwei Friedenskongresse an den Aufenthalt vornehmer Herren gewöhnt, an den Grenzen zwischen Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, in geringer Entfernung von England bequem gelegen, war längst ein beliebter Aufenthaltsort von Grossen wie von Abenteurern, von hochstehenden Damen wie von Tänzerinnen, denen allen das Hasardspiel als Zeitvertreib oder Mittel Geld zu machen willkommen war. Aber das Hasardspiel hatte noch eine andere Folge. Es trug bei zur Ausschmückung des über seine alten Mauern weit hinausgewachsenen, von einem zweiten Mauerringe mit riesigen Toren umschlossenen

sich niederliess, im Jahre 1730 in Aachen heiratete und einige Jahre später dahin übersiedelte. Bei der Münsterischen Familie von Reumont ist schon wegen der Verschiedenheit des Wappens von jeder Verwandtschaft abzusehen.

1) Das Wort „Mäkelei“ bedeutet so viel wie „unlautere Handelsgeschäfte, namentlich zur Erschleichung von Würden und Ämtern“. In Aachen bezeichnete man damit die Parteikämpfe des Jahres 1786 um den Besitz des Stadregimentes, wobei Bestechungen der Wählerschaft eine grosse Rolle spielten. Diese Streitigkeiten hatten zunächst innere Unruhen, sodann die Besetzung der Stadt durch kurpfälzische Truppen zur Folge. Auch das Reich griff ein. Bevor aber der Zwist der Bürgerschaft geschlichtet werden konnte, bemächtigten sich die Truppen der französischen Republik der Stadt und machten ihrer Selbständigkeit ein Ende.

Königssitzes durch den Bau stattlicher Redoutensäle und benachbarter Vergnügungsorte. Die im Jahre 1782 begonnene sogenannte Neue Redoute¹⁾ mit ihren schönen Räumen, unter denen der Tanz- und Konzertsaal den besten Werken des Rokoko im Rheinlande beizuzählen ist, und das erst vor kurzem umgestaltete Gartenlokal der Ketschenburg vor dem Adalbertstore gehören zu diesen Bauten. In die gedachten Parteiwirren hineingezogen, wurde Richard Reumont durch die jähen Wechsel der Dinge hart betroffen, die der Reichsstadt und dem ganzen alten Wesen den Untergang brachten. Beim Einfall der Franzosen ging er über den Rhein, sah sein rasch erworbenes Vermögen ebenso rasch schwinden, sich selbst einer Menge übernommener und nun unter ganz veränderten Verhältnissen erdrückender Verpflichtungen gegenüber und hinterliess bei seinem 1803 in Aachen erfolgten Tode seinen zahlreichen Kindern aus der Ehe mit Therese Esser²⁾ eine Masse von streitigen Ansprüchen, von Rechtsstreiten und Verwickelungen, welche erst nach der Vereinigung der Rheinlande mit dem Königreich Preussen durch seinen im Jahre 1763 geborenen Sohn Anton ausgeglichen wurden und für diesen während der ihm noch geschenkten fünf Lebensjahre eine Zeit des Wohlstandes und sogenannten Glückes zur Folge hatten.

Friedlicher, wemgleich ebenfalls durch die erwähnten Wechselfälle und die wandelbaren Vermögensverhältnisse der Familie berührt, war das Leben des zweiten Sohnes Hubert Reumonts, Lambert, der nach des Vaters Niederlassung in Aachen zur Welt kam. Er legte eine Farbkesselgiesserei an, ein Industriezweig, der damals in ungewöhnlicher Blüte stand, besonders als die Tuchfärbereien für den sehr stark betriebenen levantinischen Handel denselben für die Herstellung grosser Kufen in Anspruch nahmen. In den letzten Jahren des reichsstädtischen Regimentes fungierte er als „Geschickter“ (Deputierter) der Werkmeisterzunft, bei deren Gericht er geschworener Beisitzer war, im „Hohen Stadtrat“, der aus den fünfzehn Zünften bestand. Lambert Reumont

1) Das jetzige Kurhaus in der Comphausbadstrasse. Über die Erbauung der Redoute durch Jakob Couven vgl. Buchkremer: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. XVI, 179.

2) „Unter den Familien, die mit der meinigen verschwägert sind, finden sich mehrere angesehene, darunter solche, die im reichsstädtischen Rate sassen, wie Bles und Esser.“ Notiz auf dem bezeichneten Blatte.

war Besitzer der Ketschenburg, litt aber gleichfalls durch die jähren Umwandlungen des letzten Dezenniums des Jahrhunderts. Seine letzten Jahre verbrachte er in dem Flecken Hülchrath bei Grevenbroich im heutigen Regierungsbezirke Düsseldorf, wohin er durch freundschaftliche Beziehungen seiner jüngsten, unverheiratet gebliebenen Tochter zu einer dort wohnenden Familie zu ziehen bewogen ward und wo er im Jahre 1811 starb. Von seinen beiden Brüdern Johann und Anton widmete letzterer sich der Kunst, ging nach England, machte sich im Porträt und Genre einen gewissen Namen, wurde Hofmaler Georgs III. und starb zu London im Jahre 1800. Auch ein Sohn Johanns, Ludwig, widmete sich der Malerei. Ein Mann, der den Besuchern des Heidelberger Schlosses in gutem Andenken geblieben ist, Charles de Graimberg¹⁾, nahm bei ihm Unterricht im Zeichnen, als er in jungen Jahren sich mit seinem Vater in Aachen befand, wo zahlreiche Emigranten ihre durch die sich weiter wälzenden Wogen der Revolution bald gestörte Rast hielten.

Zweites Kapitel.

Gerhard Reumonts Lehr- und Wanderjahre.

Von den vier Söhnen Lambert Reumonts aus seiner Ehe mit Johanna Odilia Hammacher war mein Vater, Gerhard, der zweite. Er war am 19. April 1765 in Aachen geboren und erhielt seine Bildung in dem Jesuitengymnasium, welches die ruhig in Aachen gebliebenen Väter der aufgehobenen Gesellschaft Jesu zu leiten fortführen, bis die Franzosen bei ihrem ersten Einfall das schöne und zweckmässige Gebäude verwüsteten, dessen Bau im Jahre 1615 begonnen worden war, und welcher, nach den Siegen der Kaiserlichen wiederhergestellt, bei der zweiten französischen

1) Alfred Reumont lernte ihn später während seiner Studienzeit in Heidelberg kennen.

Okkupation erst in eine Bäckerei umgewandelt, dann verkauft und zu industriellen Zwecken verwendet wurde¹⁾. In dieser Anstalt legte Gerhard Reumont den Grund zu einer tüchtigen Bildung, erwarb namentlich eine vollkommene Kenntnis der lateinischen Sprache, wie die Jesuitenschulen sie handhabten, und erhielt mehrere Preise. Zum Studium der Arzneiwissenschaft bestimmt, sollte er sich zuerst in der Chemie praktische Kenntnisse erwerben, trat als Lehrling in eine Pharmazie ein, verfolgte dasselbe Studium kurze Zeit in Recklinghausen in Westfalen in einem befreundeten Hause, dann in Cöln, wo er Beziehungen anknüpfte, welche sein ganzes Leben hindurch gewährt haben und zum Teil auf der Universität Bonn fester gezogen wurden, wo er nun zu den eigentlichen medizinischen Studien überging. Zu diesen brachte er eine Fülle von Kenntnissen mit, welche in jenen Zeiten sehr selten waren und ihm in späteren Jahren namentlich bei seiner amtlichen Verwendung unter der französischen Regierung zu gute kamen, während er von der praktischen Beschäftigung mit der Chemie her eine grosse Vorliebe für diese Wissenschaft behielt. Unter seinen Cölner Freunden waren zwei, die bis zu seinem Ende ihm anhänglich blieben, beide angesehenen Familien der Stadt angehörend, Goswin v. Heinsberg, ein tüchtiger Jurist und Mathematiker, der als Landgerichtsrat in Aachen starb, und der nachmalige Appellationsgerichtsrat Freiherr v. Mylius in Cöln.

Die Bonner Universität hatte im Jahre 1777 mittelst der vom Kurfürsten Max Friedrich, Grafen v. Königsegg-Rothenfels, gestifteten Akademie ihren Anfang genommen. Die Akademie war an die Stelle des gerade ein Jahrhundert lang bestandenen Jesuitengymnasiums getreten, welchem schon Max Friedrichs Vorgänger, Clemens August von Baiern, Lehrstühle der Philosophie und Jurisprudenz beigegeben hatte. Von vornherein war die neue Hochschule als Gegensatz zu der alten cölnischen beabsichtigt, und in dieser Beziehung hat sie denn auch in den Fächern der Philosophie und Theologie den Intentionen ihrer Stifter entsprochen, namentlich seit der im Jahre 1786, dem zweiten Regierungsjahre des Kurfürsten Max Franz, Erzherzogs von Österreich, erfolgten, schon 1784 beabsichtigten Umwandlung der

1) Über das Jesuitengymnasium vgl. R. Pick, Aus Aachens Vergangenheit. Aachen 1895. S. 36.

Akademie in eine wirkliche Universität. Wenn man die im 18. Jahrhundert in den Rheinlanden herrschenden Ansichten und Stimmungen und den ganzen Stand der geistigen Bildung betrachtet, wenn man in Anschlag bringt, wie sehr diese schönen Provinzen zurückgeblieben und in gewisser Beziehung verkommen waren, wie wenig die gelehrten Anstalten inmitten der unendlichen politischen Zerklüftung und der davon unzertrennlichen Zerstreuung der Mittel ihrem Zweck entsprachen und wie sie, ebenso wie die politischen Formen der geistlichen und anderen Fürstentümer und der Reichsstädte einer Regeneration bedurften, wie die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit beinahe Null, der Zusammenhang mit der Literatur des übrigen Deutschland ein äusserst loser, von literarischen Kommunikationsmitteln kaum die Rede war — wenn man, meine ich, alles dieses in Anschlag bringt, so wird man geneigt sein, der Absicht, durch die neue Anstalt „reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Cöln zu verbreiten“, Beifall zu zollen. Wer aber den sowohl an dieser Anstalt wie überhaupt in allen auf das wissenschaftliche Leben bezüglichen Massregeln des letzten Cölnener Kurfürsten herrschenden Geist erkennt, den Geist der flachsten, seichtesten Aufklärung, die darauf ausging, mit dem Volksaberglauben auch den Glauben auszurotten, das Bestreben, die ärgste und zugleich anmassendste Unwissenschaftlichkeit an die Stelle der leblosen aber einer gewissen mechanischen Tüchtigkeit nicht entbehrenden Jesuitendisziplin zu setzen, kann nur bedauern, dass die Zeit, in welcher die allerdings nötige Wiederbelebung der Rheinlande versucht wurde, mit der Epoche der Herrschaft der Grundsätze von Illuminatenwesen und Enzyklopädie zusammenfiel, die der nachmaligen Revolution den Weg bahnten.

Der Febronianismus hat in seinem Prinzip eine Berechtigung gehabt, welche dadurch zerstört wurde, dass die gegen die Auswüchse der Hierarchie gerichteten Angriffe auch die notwendige Grundlage der katholischen Einheit, den Primat, antasteten, und dass ihr Urheber sich mit einer vagen Hoffnung der Annäherung und Ausgleichung der verschiedenen Religionsparteien schmeichelte¹⁾,

1) Die Schrift Hontheims führte den Titel: *De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione christianos compositus* (Frankfurt 1763).

deren Grundlage vielmehr der Indifferentismus als positiver Glaube gewesen sein würde. Aber gerade in Bonn ist der Febronianismus, oder vielmehr dessen Karikatur, nachdem der Trierer Weibischof Widerruf geleistet hatte, in einer von den Absichten und Mitteln des frommen Mannes sehr verschiedenen Weise gelehrt und zur Schau getragen worden, mit einer so krassen wie anstössigen Geschmacklosigkeit, die in den Äusserungen, Erklärungen, Schriften mehr als eines der Bonner Professoren alles Erdenkliche übersteigt. Mehrere dieser letzteren haben einen nur zu traurigen Namen hinterlassen, der nicht einmal durch jenen Glanz aufgewogen wird, welcher die Häupter mancher umgibt, die mit grossem Geiste begabt eine verderbliche Richtung einschlugen, und die rheinischen Kurfürsten, vor allem der Cölner, haben zu spät erkannt, welche gefährliche Saat sie ausgestreut, welche schlimmen Tendenzen sie gefördert hatten¹⁾.

Die Universität Bonn hat aber auch eine gute Seite gehabt. Wenn Theologie, Philosophie, schöne Wissenschaften theils unterschieden schlecht, theils schwach vertreten waren oder erst in späteren Jahren tüchtigere Vertreter fanden, so wurde in Jurisprudenz, Medizin, Naturwissenschaften Löbliches geleistet. Einige tüchtige Männer haben hier gewirkt, andere, die ihrer rheinischen Heimat Ehre gemacht, sind hier gebildet worden. Unter den Juristen hat keiner einen glänzenderen Namen hinterlassen, als H. W. Georg Daniels, der zu Cöln 1754 geboren, schon Kammergerichtsrat unter dem vorletzten Kurfürsten, als Lehrer der Rechtskunde dieselbe Klarheit und Umsicht an den Tag legte, durch die er sich als Mitglied des Pariser Kassationshofes, als Generalprokurator in Brüssel, als erster Präsident des Appellationsgerichtes in seiner Vaterstadt, wo er nach zehnjähriger Wirksamkeit 1827 starb, ausgezeichnet hat. Sein verdientester Schüler war der im Jahre 1768 zu Bonn geborene Johann Bartholomäus Fischenich, der, schon als Jüngling vom Kurfürsten bemerkt und unterstützt, in Jena, wohin er 1791 ging und welches damals seine Glanzperiode hatte, Beziehungen anknüpfte, die für die

1) Vgl. Clemens Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1862. I, 192 ff. Neben diesem Buch, das Reumont als Quelle diente, sei noch verwiesen auf Varrentrapp, Beiträge zur Geschichte der Kurcölnischen Universität Bonn. Bonn 1868.

Rheinlande hätten fruchtbar werden können, wenn nicht die 20jährige Fremdherrschaft der Entwicklung deutschen Wesens in den Weg getreten wäre. Welchen Anteil Schiller und dessen Frau an dem jungen Manne nahmen und auch nach seiner Heimkehr bewahrten, ist in unseren Tagen durch Veröffentlichung der Zeugnisse dieses Anteils in die Erinnerung zurückgerufen worden¹⁾. Als Student knüpfte Gerhard Reumont ein Freundschaftsverhältnis mit Fischenich an, in welchem sich beide als gereifte Männer wieder zusammenfanden, als der vormalige Bonner Professor im Jahre 1812 Präsident des Bezirkstribunals in Aachen wurde, ein Amt, dem er mehrere Jahre lang vorstand, bis er im Jahre 1817 Mitglied der Immediat-Justizkommission in Cöln ward, von wo er sich zwei Jahre später nach Berlin gezogen sah, als der heute mit dem Obertribunal verbundene rheinische Revisions- und Kassationshof ins Leben trat²⁾. Er hatte in seinen früheren Jahren manches durchgemacht. Im Jahre 1792 nach Bonn zurückgekehrt, um dort Vorlesungen über Natur- und Staatsrecht zu halten, sah er sich durch die französische Besitznahme aus einem ihm lieben Wirkungskreise gerissen, fuhr aber fort, jungen Leuten juristische Privatvorlesungen zu halten, und trat erst nach dem Lüneviller Frieden als „Magistrat de sûreté“, eine seinen Studien wie seinem Wesen wenig entsprechende Stellung, in den Staatsdienst wieder ein, nachdem er vor der Regelung der politischen Verhältnisse seiner Heimat die ihm gemachten Anträge abgelehnt hatte. Längere Zeit hindurch hoffte er Berlin wieder mit dem Rheinlande zu vertauschen, wo er als Magistrat eines glänzenden Rufes genoss, aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Ein Nervenschlag machte am 1. Juni 1831 seinem Leben ein Ende.

1) Vgl. Hennes, Fischenich und Charlotte v. Schiller. 2. Aufl. Frankfurt 1875.

2) Am 21. Juni 1819 erging die Verordnung über die Auflösung der Revisions- und Kassationshöfe für die Rheinprovinzen zu Koblenz und Düsseldorf und über die Errichtung eines Revisions- und Kassationshofes an deren Stelle zu Berlin. In Ausführung des Artikels 92 der Verfassung: „Es solle in Preussen nur ein oberster Gerichtshof bestehen“ erfolgte am 17. März 1852 das Gesetz betreffend die Vereinigung der beiden obersten Gerichtshöfe (des Ober-Tribunals und des rheinischen Revisions- und Kassationshofes). Durch das vom 24. April 1878 datierte Preussische Ausführungsgesetz zum Gerichtsverfassungsgesetz wird das Obertribunal vom 17. Oktober 1879 ab aufgehoben.

In der Medizin und den mit derselben in Verbindung stehenden Wissenschaften wurde manches geleistet. Die beiden tüchtigsten Lehrer waren De Ginetti und Rougemont, zu denen später der Wiener v. Ney als Professor der Geburtshilfe kam. Der zweite unter diesen fasste für Gerhard Reumont ein lebendiges Interesse und ward der Leiter seiner Studien, selbst über die Zeit hinaus, welche dieser in Bonn zubrachte. Joseph Claudius Rougemont war im Jahre 1756 in San Domingo geboren, auf französischen Schulen gebildet, Lehrer der Anatomie in Paris und Brest, von dort nach Bonn berufen, wo er auch als Vermittler zwischen französischer und deutscher Literatur — seine französische Übertragung von A. G. Richters Abhandlung über die Brüche wurde hier gedruckt — gewirkt hat. Der Untergang der Universität ist für den begabten und lebenswürdigen Mann verderblich geworden. Als Bonn in trostlose Bedeutungslosigkeit versank, liess er sich als praktischer Arzt in Cöln nieder, wo er eine Tochter aus einer angesehenen und begüterten, gleich ihm aus Frankreich stammenden Familie Foveau heiratete. Aber der Mangel an geistigen Interessen wirkte auf ihn, der seiner Lehrtätigkeit leidenschaftlich ergeben war, unvorteilhaft ein und entfremdete ihn nach und nach dem wissenschaftlichen Leben. Er starb zu Anfang 1819, kurz nachdem sein vormaliger Schüler mehrere Tage hindurch an seinem Krankenlager verweilt hatte.

Unter den Studiengenossen waren zwei, denen Gerhard Reumont sich besonders anschloss und zu denen er sein Leben lang in freundschaftlichen Beziehungen geblieben ist. Beide waren Bonner, der eine Ferdinand Wurzer, der andere Franz Wegeler. Wurzer, eines Handwerkers Sohn, teilte mit Reumont die Vorliebe für die Chemie, der er sich später ganz widmete und die er nebst der Arzneimittellehre erst in Bonn selbst mit ungewöhnlichem Beifall, später in Marburg dozierte, durch Kenntnisse und originelle Geistesrichtung ein geachteter Lehrer und populärer Mann, der bis in sein vorgerücktes Alter seltene Frische bewahrte und dessen Name in der hessischen Universitätsstadt noch in ehrenvollem Andenken steht. Wegeler, einer von Rougemonts ausgezeichnetsten Schülern, trat in Bonn als Dozent auf, nachdem er seine gelehrte Bildung in Wien vollendet hatte, und hat in späterer Zeit als Mitglied der Regierung zu Koblenz und Vorstand der ärztlichen Prüfungskommission auf die Organisation

des Sanitätswesens in der Rheinprovinz namhaften Einfluss geübt. Wurzer und Wegeler waren es, denen ihr Alters- und Studien-genosse, der ihnen um viele Jahre im Tode vorausging, wenige Monate bevor er aus dem Leben schied, seine letzte Schrift über die Aachener Heilquellen widmete¹⁾.

Wenn diese Beziehungen sich grossenteils innerhalb der Grenzen der Fachstudien hielten, so war eine andere Bekanntschaft geeignet, auf des jungen Mannes literarischen Geschmack einzuwirken. Aber es war eine gefährliche Bekanntschaft. Eulogius Schneider war seit dem Frühling 1789 Professor der schönen Wissenschaften, eigentlich der griechischen Literatur, an der kurfürstlichen Hochschule. Für die, welche die Geschichte der französischen Revolution in den Ländern deutscher Zunge kennen, genügt es den Mann zu nennen. Zu den schlimmsten Elementen, welche Max Franz in sein Fürstentum berufen hatte und denen er seine junge Hochschule zugänglich machte, gehörte vor allem dieser fränkische Exminorit. Er lehrte Ästhetik, liess aufgeklärte und verliebte, so unpassende wie geschmacklose Gedichte drucken und scheute sich nicht, das ganze katholische Kirchenwesen öffentlich mit Hohn und ehrenrührigsten Anklagen zu verfolgen und seinen Zuhörern Immoralität zu predigen. Aufklärung und Humanitätsdrang wuchsen dem unvorsichtigen Kurfürsten über den Kopf, und in elfter Stunde führten offenbare Skandale die Entfernung des Professors herbei, von Szenen begleitet, welche Maria Theresiens Sohn sich wohl hätte ersparen dürfen. Diese Entfernung und Schneiders nachmalige blutige Tätigkeit im Elsass, welche ihn gleich den meisten doktrinären Blutmenschen seiner Klasse endlich aufs Schaffot führte, fällt in eine Zeit, wo Gerhard Reumont längst von Bonn geschieden war. Während seines dortigen Aufenthaltes hielt Schneider sich noch innerhalb gewisser Grenzen, und wenn seine Gedichte, die des Unpassenden genug enthalten, im Jahre 1790 erschienen, so war doch von seinem „Katechetischen Unterricht in den ersten Grundsätzen des praktischen Christentums“ und anderen schlimmen Dingen noch nicht die Rede²⁾. Aber noch

1) Die Arbeiten von Gerhard Reumont sind verzeichnet bei Moritz Müller, Die Literatur über die Thermen von Aachen. Aachen 1903, Nr. 47, 53, 68, 80, 88.

2) Abgesehen von den Schriften französischer und elsässischer

in späten Jahren gedachte Reumont der Spaziergänge, die er durch Bonns anmutige Umgebung mit dem damals 34jährigen Professor machte, der ihm Gedichte hersagte und Geschmack an der Literatur beibrachte, und dessen entsetzliche Furcht vor dem Gewitter dem Zögling, der sein Inneres bald darauf durchschauen lernte, stets im Gedächtnisse blieb.

Die Jahre, welcher dieser in Bonn verlebte, waren für die Universität die Zeit ihres Glanzes. Der Kurator Freiherr Spiegel zum Desenberg, wenn er wesentlich dazu beitrug, die verderbliche Richtung einschlagen zu lassen, welche notwendig zu Konflikten führen musste, und deren Gefahren man erkannte, als es zu spät war, bemühte sich auch die Anstalt zu heben, und es ist in jenen Tagen manches entstanden, welches treffliche Früchte hätte tragen können, wäre nicht so bald ein jäher gänzlicher Umschwung gekommen. Für die Stadt, welche bis dahin nichts als den Hof und die obersten Behörden hatte, wurde die Universität, obgleich sie nicht über 300 Studierende gezählt zu haben scheint, ein neues Lebenselement. Gerhard Reumont hat Bonn stets ein dankbares Andenken bewahrt, wozu so die hier angeknüpften Beziehungen wie die Anmut der Umgebung beitrugen, so dass die Stiftung der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Hochschule, welche 21 Jahre nach dem Untergange der kurfürstlichen erfolgte, in ihm das lebendigste Interesse weckte. Seine Erinnerungen von den Verhältnissen des kurfürstlichen Hofes waren weniger erfreulich, obgleich er Max Franz' Leutseligkeit stets rühmte. Er hätte in Bonn promovieren können, aber Rougemonts Rat wie der Wunsch, vorher das Ausland kennen zu lernen und auf umfangreicherem Schauplatz praktische Kenntnisse zu erwerben, führte ihn im Frühling 1791 nach Paris.

Autoren über Eulogius Schneider seien von deutschen nur erwähnt die Aufsätze von Wegele und Haarhaus in der Hist. Zeitschrift (Bd. 37) und Hist. Vierteljahrsschrift Bd. 4. Schneider kam im Frühling 1789 nach Bonn. Unter den Subskribenten seiner 1790 erschienenen Gedichte wird neben dem Kurfürsten und den Spitzen der Bonner Gesellschaft auch Gerhard Reumont angeführt. Der im Text genannte „Katechetische Unterricht“ erschien ebenfalls 1790, also zu einer Zeit, als G. Reumont noch in Bonn verweilte. Die „Erinnerungen“ seines Sohnes sind hier nicht ganz genau. Am 16. Mai 1791 wurde das Buch verboten. Wenig später entfloh Schneider nach Strassburg. Er endigte am 1. April 1794 in Paris auf der Guillotine.

Eine Empfehlung von Rougemont an Desault, den dirigierenden Wundarzt am Hôtel-Dieu, oder wie es in der Phraseologie der Revolution hiess, „officier de santé en chef de l'hospice de l'humanité“, öffnete ihm den Zutritt zu dieser grossen Anstalt, wo er nachmals als Mitglied des Corps der Assistenzärzte und Wundärzte ein halbes Jahr hindurch tätig war. Die rauhe Aussenseite Pierre Joseph Desaults verdeckte ein Herz voll Güte, Teilnahme und Grossmut, und als klinischer Lehrer ist er von wenigen übertroffen worden, sei es was seine Kenntnis der Anatomie, sei es was die Operationskunst betrifft, wie denn aus seiner Schule viele der tüchtigen Chirurgen hervorgegangen sind, deren die Revolutionszeit und die napoleonische Herrschaft nur zu sehr bedurften. Er gewann den jungen Deutschen lieb, und dieser hatte es namentlich ihm zu danken, wenn er von dem Anknüpfen von Verbindungen abgehalten wurde, die hätten bedenklich werden können. Unter den nach Paris mitgebrachten Empfehlungen war auch eine von Schneider — an Maximilien de Robespierre. Der Brief wurde abgegeben: die Antwort war eine Einladung zum Besuche des Jakobinerklubs, der damals noch nicht zur Höhe seiner Wirksamkeit gelangt, aber längst von drohender Bedeutung war und ganz unter dem Einflusse des Mannes stand, der nicht lange darauf die wilde und wahnsinnige Chimäre einer durch Blut regenerierenden moralischen Diktatur durch die schrankenlose Herrschaft der Guillotine zur Wirklichkeit zu machen suchte. Der unerfahrene Fremde nahm die Einladung an und wohnte einer Sitzung des Klubs bei — nur einer. Denn Desault, dem er davon erzählte, warnte den Unvorsichtigen, der fürder nicht mehr auf ähnliche Abwege geriet und noch während seines Pariser Aufenthaltes Gelegenheit genug hatte, die Lage der Dinge besser zu erkennen. Denn während er mit unermüdetem Eifer seinen Studien oblag, während er Fourcroys Vorträge über Chemie beim jardin des plantes und ebendasselbst die von Antoine Portal über Anatomie hörte, Lavoisier kennen lernte, in der praktischen Chirurgie einer der besten Schulen angehörte und so seinen Studien einen Umfang und eine Grundlage gab, die man in jener Zeit wissenschaftloser Routine und mangelhafter Bildung der meisten ausübenden Ärzte nur zu sehr vermisste, schritt die grosse Umwälzung der französischen Dinge unaufhaltsam und immer rascher vorwärts.

Als Gerhard Reumont in Paris anlangte, war der König mit den Seinigen wie ein Gefangener in den Tuilerien. Am 25. Juni 1791 war er Zeuge der Zurückführung der nun buchstäblich Gefangenen von Varennes. An der Strasse stehend, sah er den königlichen Wagen zwischen zwei Reihen erbitterten Volkes vorüberfahren, den armen kleinen Dauphin am Schläge stehend und grüssend, während sein Gruss kaum von Einem unter hundert erwidert wurde. Dann erfolgte am 15. Juli die Suspension Ludwigs XVI., zwei Tage später der Aufstand auf dem Champ de Mars, wo die Tumultuanten dessen Absetzung forderten, am 14. September die Annahme der Verfassung durch den König, am 1. Oktober die Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung, und nun in rascher Folge die Massregeln gegen die Ausgewanderten und die den Bürgereid verweigernden Priester, die steigende Aufregung in Paris, das Aufkommen der roten Mützen und das Verbot geistlicher Tracht. Am 20. April 1792 erklärte ein Beschluss der Legislative dem Könige von Ungarn und Böhmen den Krieg, welcher an der belgischen Grenze mit den für die Franzosen wenig ehrenvollen Gefechten von Tournai und Quiévrain begann.

Nicht für die Einheimischen blos, auch für Fremde war der Aufenthalt in der verwilderten Stadt längst unbehaglich geworden. Desault selbst stellte seinem deutschen Gehülfen vor, es sei besser, einen anderen Ort und ein anderes Land zu wählen, bevor der Krieg die Grenzen sperre, wie denn die Reise durch Belgien bereits unmöglich geworden war. Ungeachtet der traurigen Zeitverhältnisse schied dieser ungern von Paris. Die Stadt bot ihm vieles, was sein Interesse in Anspruch nahm. Sein französisch klingender Name wie sein auf eine an Frankreich grenzende Provinz hinweisender Ursprung, die Leichtigkeit des Umgangs mit den Einwohnern, deren Sprache ihm wie die eigene war, hatten ihm angenehme Beziehungen verschafft. Ein rüstiger Fussgänger, durchwanderte er häufig die anmutigen Umgebungen der Hauptstadt, die näheren wie die ferneren, und spät noch gedachte er gerne St. Cloud's, Meudon's, Ermenonville's und anderer Orte. Aber die Ereignisse mahnten zum Aufbruche. Er beschloss nach England zu gehen. Inmitten der grossen Aufregung der nördlichen Provinzen Frankreichs erreichte er Calais und setzte nach Dover über.

Seinen gütigen Lehrer Desault hat er nicht wiedergesehen. Die späteren Geschicke des braven Mannes sind in die Geschichte der Revolution verflochten. Am 28. Mai 1793 wurde Desault infolge einer Denunziation Chaumettes verhaftet; aber die Vorstellungen und Klagen der ganzen Anstalt und die Bemühungen Fourcroy's, der auch den als Girondisten gefänglich eingezogenen Chemiker Chaptal rettete, gaben ihm bald die Freiheit wieder, und im folgenden Jahre wurde ihm die chirurgische Klinik an der neuen École de santé übertragen. Er sollte ihr nicht lange vorstehen. Am 17. Floréal des Jahres III (6. Mai 1795) ward er aufgefordert, sich in den Temple zu begeben, um über den Gesundheitszustand des Sohnes Ludwigs XVI. Bericht zu erstatten. Man weiss, in welchem entsetzlichen Zustande er das unglückliche Kind fand, und wie er den Machthabern vorschlug, dasselbe aufs Land zu bringen, um zu versuchen, das von dem Fortschritt der skrophulösen Krankheit ernstlich bedrohte Leben wenigstens zu fristen — ein Vorschlag, der zugleich mit den von ihm angewandten Mitteln durch zwei andere herbeigerufene Ärzte bestätigt wurde. Aber die Regierung, noch von dem Gespenst des Königtumes verfolgt und zugleich von den Jakobinern angegriffen, liess den Erben der Krone in seinem traurigen Gefängnis. In der Nacht vom 11. Prairial (30. Mai) wurde Desault von einem sein klares Bewusstsein augenblicklich trübenden Fieber ergriffen, dem er am zweiten Tage im 51. Jahre seines Lebens erlag. Acht Tage später war der Dauphin tot. Verworrene, widersprechende Gerüchte gingen um. Am meisten fand die Sage Glauben, die Machthaber hätten den Arzt vermögen wollen, den Gefangenen zu vergiften und auf seine Weigerung ihn selber vergiften lassen. Aber der Dauphin war sterbend, als Desault in seinen Kerker trat. Auf des letzteren Tod wurden Verse gedichtet, worin es heisst:

Il vécut assez pour sa gloire
Et trop peu pour l'humanité.

Gerhard Reumont nahm manche Empfehlungen nach London mit, wo sein schon genannter Oheim Anton lebte. Sein Ziel aber war nicht die englische, sondern die schottische Hauptstadt. Die Universität von Edinburg stand damals in vollem Glanze. Noch lebten und lehrten in ihrer vollen Kraft Hugh Blair,

Dugald Stewart, der eben damals seine Elemente der Philosophie herausgab, der Mathematiker John Playfair, der Chemiker Black und manche andere. In der Nähe der Stadt wohnte vom Lehrstuhl zurückgezogen, aber tätig und strebsam, der Historiker Adam Ferguson. William Robertson, lange Jahre hindurch Rektor der Hochschule, starb während Reumonts Aufenthalt. Als Lehrer der Anatomie und Chirurgie genoss Alexander Monro der Jüngere, der Sohn, Bruder und Vater von Männern, die sich in diesen Fächern einen allgemein geachteten Namen gemacht haben, des besten Rufes. Francis Home, Professor der Arzneimittellehre, welcher zuerst die Natur der häutigen Bräune (Croup), einer damals in Schottland sehr häufig vorkommenden Kinderkrankheit, geschildert hat, lebte noch in vorgerücktem Alter. Seit lange schon mit den verschiedenen Zweigen seiner Wissenschaft vertraut, suchte Reumont hier vor allem seine praktischen Kenntnisse zu erweitern, wozu er die schönste Gelegenheit fand.

Wie in Bonn und Paris begegnete er auch hier einem Lehrer, der sich seiner mit grosser Wärme annahm. Es war James Gregory, der Abkömmling einer durch mehrere Generationen in den mathematischen und Heilwissenschaften ausgezeichneten Familie von Aberdeen, Professor der praktischen Medizin und Schüler des nicht lange zuvor in Glasgow verstorbenen William Cullen, dessen Ruhm als klinischer Lehrer lange nach seinem Tode ungeschmälert blieb. Herzlichster Teilnahme erfreute er sich auch seitens des berühmten Wundarztes Benjamin Bell, dessen Äusseres, wie ein schönes Porträt jener Tage ihn darstellt, die Güte seines Herzens und sein mildes Wesen verkündete, damals erster Chirurg an Heriot's Hospital und als Verfasser eines ausführlichen Lehrbuches seiner Wissenschaft auch in Deutschland und Frankreich berühmt, der ältere einer Familie, die in John und Sir Charles Bell ausgezeichnete Repräsentanten dieser Wissenschaft und der Physiologie gehabt hat.

Edinburg war von Studenten aus allen Ländern besucht. Abgesehen von solchen, die den westindischen Kolonien angehörten, traf man dort Schweizer, Franzosen, Portugiesen und andere aus entlegenen Himmelsstrichen. Ein Kommilitone Reumonts, um fünf Jahre jünger als er, der aber seit zwei Jahren in Edinburg war und drei Monate vor ihm seine Studien beendigte, der als

Badearzt in Karlsbad bekannte und im Jahre 1857 gestorbene Genfer Jean de Carro, hat in Aufzeichnungen seines späten Greisenalters, in den im Jahre 1855 gedruckten, im ganzen sehr unergiebigem „Mémoires“, das Edinburger Leben wie die Sitten der auf ihren Landsitzen wohnenden Familien höherer Stände zu schildern versucht. Unter den Einheimischen war Einer, mit dem der Deutsche schon in London bekannt geworden war und einen Freundschaftsbund schloss, der zu allen Zeiten lebendig geblieben ist. Es war William Somerville, eines Geistlichen aus Roxburghshire Sohn, um ein paar Jahre jünger als Reumont, nachmals im militärärztlichen Dienste längere Zeit auf dem Kap der guten Hoffnung, dann Oberarzt des Militärspitals Chelsea und Inspektor der englischen Militärspitäler, nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste lange Jahre hindurch in Italien, wo er zu Florenz im Sommer 1860 beinahe 90jährig starb. Seine Frau war seine nahe Verwandte, die berühmte Mathematikerin und Astronomin Mary Somerville, welche während eines Besuches ihrer Mutter, Lady Fairfax, in seinem Vaterhause zu Jedburgh zur Welt kam, die Schülerin Laplaces, die Freundin Broughams, John Herschels und aller, die in England an den Naturwissenschaften Anteil nahmen, in Deutschland, Frankreich, Italien wie in ihrer eigenen Heimat anerkannt, Verfasserin der Werke über den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften und über die physische Geographie — eine Frau, von der noch manchmal im Fortgange dieser Erinnerungen die Rede sein wird¹⁾.

William Somervilles Vater, Dr. Thomas Somerville, war seit längerer Zeit Pfarrer (Rektor) zu Jedburgh, in der Nähe der Trümmer einer jener grossartigen und malerischen Abteien, welche

1) Die Autobiographie reicht nicht bis in die Zeit, in welcher dies Versprechen hätte erfüllt werden können. Reumont hat aber seiner Freundin nach ihrem Tode einen eignen biographischen Aufsatz gewidmet, der in Raumers historischem Taschenbuch, V. Folge, Band VII und später in den „Kleinen Schriften“, Gotha 1882, S. 461 ff. erschien. Reumont verweilte 1860 einige Zeit bei ihr in Neapel, und am 5. Mai 1867 schreibt er seiner Schwester Elvira aus Florenz, er habe die 87jährige, noch immer geistig regsame Frau auf ihrer Durchreise von Spezzia nach Neapel begrüßen können. Er sah sie noch einmal 1871; sie starb beinahe 92jährig am 29. November 1872.

diesem anmutigen, waldreichen Teil der südlichen Lowlands¹⁾ so grossen Reiz verleihen. Er hatte eine Geschichte Grossbritanniens unter der Regierung der Königin Anna geschrieben und stand mit der ganzen Gelehrten- und Literatenwelt Edinburgs und der Umgebungen in Verbindung. Walter Scott, im Jahre 1771 geboren, wurde von ihm im Jahre 1796 unterstützt, als er sich mit den Balladen und Liedern der schottischen Borderstriche²⁾ zu beschäftigen begann, und war bei ihm zum Besuche 28 Jahre später, als er sich an dem Leben Napoleons abmühte, welches seinen literarischen Ruhm nicht mehrte und dem finanziellen Ruin nicht steuerte³⁾. „Der ehrwürdige Herr“, schrieb er damals, „ist einer der ältesten der literarischen Bruderschaft, ich glaube 87 Jahre alt, und abgesehen von etwas Schwerhörigkeit, unversehrt. Da er, ein geborener Gentleman, sein ganzes Leben lang in guter Gesellschaft gewesen, durch sein geistliches Amt mit den ärmeren Klassen viel in Berührung gekommen ist, so muss er über die grossen, unter seinen Augen vorgegangenen Wechsel viel Interessantes wissen“⁴⁾. Scotts Schwiegersohn Lockhart erzählt⁵⁾, dass er den Neunzigjährigen, unter dessen gastlichem Dach er mit Sir Walter manche angenehme Stunde verbracht, bei der gerichtlichen Visitation (dem circuit) eine treffliche Predigt vortragen hörte, und derselbe bei dem darauf folgenden Diner einer der heitersten der Gesellschaft war.

Gerhard Reumont war ein willkommener Gast bei Dr. Somerville, der, im Jahre 1738 geboren, den Freund seines Sohnes überlebte und erst im Frühling 1830 starb. Andere Teile Schottlands besuchte er. Er sah die einst vielbesprochenen Wasserfälle des

1) Das ebene Gebiet zwischen dem Firth of Forth und dem Firth of Clyde mit den Städten Glasgow und Edinburg.

2) „Border“ heisst der südlichste Teil von Schottland, der einst in den Fehden der Schotten und Engländer eine grosse Rolle spielte. W. Scott sammelte die Balladen dieser Grenzlande unter dem Titel: „Minstrelsy of the Scottish border“ (1802).

3) Durch den Bankerott zweier Geschäftshäuser, deren Teilhaber er war, geriet W. Scott in finanzielle Bedrängnis, der er durch gesteigerte literarische Produktion zu steuern suchte. Er starb aber, bevor er seine Schuldenlast (117 000 Pfund Sterling) völlig hatte abtragen können.

4) Worte aus dem Tagebuche Walter Scotts (September 1826).

5) In seinen Memoirs of the life of Sir Walter Scott.

Clyde und durchwanderte die Hochlande bis Inverness, nicht ohne Fährlichkeiten, wie sie in diesen damals zum grossen Teil noch unwegsamen Gegenden nicht selten vorkamen. Beinahe 50 Jahre waren seit der letzten grossen Insurrektion der Hochlande vergangen, und die Regierung hatte ihr Mögliches getan, den Sieg über die Bewohner der Berg- und Seestriche auch durch Umgestaltung ihrer alten Verfassung zu verwerten. Aber von dem Wesen des gaelischen Volksstammes war noch sehr viel geblieben, und wenn Scott, der übrigens in den Lowlands weit mehr als in den Highlands zu Hause war, mit der erst im Jahre 1810 erschienenen „Lady of the lake“ und vier Jahre später mit dem „Waverley“ so grosses Glück machte, so verdankte er es, abgesehen von der seltenen Gabe als Erzähler, wesentlich der Treue und Evidenz, womit er die Traditionen von Land und Volk wiederzubeleben verstand, die er in der oben geschilderten Zeit kennen lernte.

Im September 1793 promovierte Gerhard Reumont, damals 27jährig. Seine Dissertation „De ascite abdominali“ — die Krankheit, welche sein Ende herbeiführte¹⁾ — war Rougemont, „praeceptor suo et amico“ gewidmet. So die medizinische wie die naturwissenschaftliche Sozietät von Edinburg hatten ihn schon vor der Doktorpromotion zum Mitgliede gewählt; für letztere schrieb er eine Abhandlung über die Sensibilität der Pflanzen. Nach mehr denn 30 Jahren erneuerte die medizinische Sozietät das Diplom. Ausser philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien hatte er sich hier ganz der praktischen Medizin und dem Spitaldienst gewidmet. Er schied von Schottland mit Bedauern, und seine Gedanken haben jederzeit mit Vorliebe in diesem Lande gewelt. In späten Jahren wurde er nicht müde, seinen heranwachsenden Kindern von Edinburg, seinem Schlosse, dem Palast und der Kapelle von Holyrood, von Heriots Hospital und dem Arthurs Seat²⁾ zu erzählen, von der Besteigung des Ben-Lomond und den Clydefällen. Zu seiner Zeit war Edinburg nicht die weitausgedehnte, prächtige, neue Stadt, die heute die alte, unschöne aber unendlich eigentümliche und pittoreske völlig in den Hintergrund drängt. Das grosse neue Universitätsgebäude war seit vier Jahren nach

1) Bauchwassersucht.

2) Ein Berg mit schöner Aussicht bei Edinburg.

dem Plane Robert Adams im Bau begriffen; von vielen glänzenden Gebäuden unserer Tage, die nur zu sehr nach einem architektonischen Musterkartensystem ausgeführt sind, keine Spur vorhanden. Aber die Hochschule König Jakobs VI. hat nie eine ruhmvollere Zeit gesehen, und die Stadt galt nicht nur als die Metropole gelehrter Bildung für das Inselreich, sondern sie war auch überhaupt weit belebter als heute, indem der hohe Adel Schottlands während eines Teiles des Jahres hier seine Residenz hatte, die er infolge der Raschheit und Leichtigkeit der Verbindungen und der Konzentration alles politischen Lebens in der englischen Hauptstadt gegenwärtig mit dieser vertauscht hat, während durch die neuen Einrichtungen des Unterrichtswesens und die Institution der grossen Londoner Hochschulen den schottischen Universitäten der exklusive Anspruch auf eine freiere Bewegung entzogen ist, den sie vormals besaßen.

Drittes Kapitel.

Aus der Franzosenzeit.

Am Silvesterabend des Jahres 1793 langte Dr. Reumont in seiner Vaterstadt an. Der Krieg in Belgien hatte ihn genötigt, den Rückweg durch Holland zu nehmen. Manches war in Aachen vorgefallen, seit er es verlassen hatte. Die Verfassungswirren¹⁾ waren der Bürgerschaft teuer zu stehen gekommen. Unfähigkeit und ehrstüchtige persönliche wie Parteiränke hatten eine Krisis herbeigeführt, deren lange Dauer dem schon gesunkenen Wohlstande zwiefach schwere Wunden schlug. Seit 1786 lagen pfälzische Exekutionstruppen — der Kurfürst von der Pfalz übte als Herzog von Jülich-Berg die Kaiserrechte in Aachen aus, wo der Vogtmeier²⁾ für ihn fungierte — in der Stadt, in welcher ein

1) Die oben S. 19 erwähnte „Mäkelei“ von 1786.

2) Die Vogtei und Meierei, die kaiserliche Gerichtsgewalt repräsentierend, so zwar, dass der Vogt die peinliche, der Meier die bürgerliche ausübte, war seit Beginn des 15. Jahrhunderts immer bei Jülich.

Jahr später eine von der westfälischen Kreisdirektion bestellte Kommission zur Abstellung der Missbräuche und Revision der Verfassung Posto gefasst hatte¹⁾. Ihre Arbeit war noch nicht vollendet, als am 16. Dezember 1792 die Avantgarde von Dampierres Armeekorps Aachen besetzte, welches zwei Tage früher von den letzten kaiserlichen Truppen geräumt worden war. Die Bürger hatten sich untereinander gezankt, geschmäht und geprügelt und es teuer bezahlt: gut kaiserlich und antifranzösisch waren alle. Es war aber kein Nationalhass. Aachen, an der Grenze der deutschredenden Provinzen gelegen, zu allen Zeiten an den Besuch von Fremden aus allen Nationen gewöhnt, von den französischen Königen bei manchen Gelegenheiten ausgezeichnet und begünstigt und zu Frankreich in steten Beziehungen, war weit davon entfernt, dem französischen Volke abhold zu sein. Aber die Revolution war den Reichsstädtern ein Greuel, und all ihre Wünsche begleiteten die deutschen Heere. Die einrückenden Franzosen, ihrer revolutionären Praxis treu, taten denn auch das Mögliche, die Abneigung zu steigern. Neue Magistrate, Jakobinerklub, Freiheits- und Gleichheitsreden in den Kirchen, Freiheitsbaum auf dem Markte, die Statue Kaiser Karls mit der roten Mütze, Dantonsche Feste²⁾ — alles trug dazu bei, die Last dieser Okkupation unerträglich erscheinen zu lassen und die Anhänglichkeit an das „Reich“, allen Übelständen zum Trotz zu befestigen. General Dampierre sagte, er habe nie einen rasenderen Pöbel gesehen als den dieser deutschen

seit 1543 in dem Vogtmeier vereinigt. „Dieser beteiligte sich an der Gerichtsgewalt, zog manche Brüche, vollstreckte manche Urteile des Schöffengerichtes, übte ein Schutzrecht über die Stadt aus und nahm schiedsrichterliche Gewalt bei inneren Streitigkeiten wenigstens in Anspruch.“ Vgl. Perthes a. a. O. I, 150. Genauerer darüber in der „Darstellung der dem Kurfürsten zu Pfalzbayern zustehenden kaiserlichen Vogteien und Meiereien binnen Aachen“ (Düsseldorf 1772).

1) „Die westfälische Kreisdirektion ernannte im Auftrage des Reichskammergerichtes eine Kommission zur Untersuchung der vorgefallenen Rechtsstörungen, zur Abstellung der Verwaltungsmissbräuche und zur Verbesserung der Verfassung. Unter Vorsitz des Herrn v. Dohm traf dieselbe am 16. Mai 1787 in Aachen ein.“ Perthes a. a. O. I, 157.

2) Als Danton 1793 Aachen besuchte und Volksbälle veranstalten wollte, musste er, um Gäste zu haben, die Frauen und Töchter der angesehenen Familien durch Androhen von 16—20 Mann Einquartierung zum Erscheinen zwingen.

Reichs- und Krönungsstadt. Von „de Zankelotten Opklihrung“ (der Sanskulotten Aufklärung) wollte niemand etwas wissen¹⁾.

Es war ein tatenloser Widerstand, aber an Protesten in Worten fehlte es nicht. Noch heute, nach beinahe 80 Jahren, singen Kinderlieder von „de Schelme Franzusen“. Die in diese Zeit fallende Parodie der Marseillaise²⁾ hat den Wert eines historischen Dokumentes. Vom Halse schaffen konnten die Aachener sich ihre Bedränger nicht, vor denen sie sich niederduckten mussten; so kühlten sie wenigstens ihr Mütchen, indem sie dieselben verhöhnten, und zwar buchstäblich unter der verhassten Nase. Die Strassenjugend, die sog. Domgrafen, denen es von jeher weder an Witz noch an Frechheit gefehlt zu haben scheint, zogen vor den französischen Bataillonen her, ihre Musik auf eigentümliche Weise akkompagnierend. Die Franzosen fanden, dass die Aachener ihre Sprache schlecht aussprachen, aber der durch die Melodie des Gesanges ausgedrückten Sympathie zulieb liessen sie's passieren. Die Worte dieser Marseillaise, deren Rouget de Lisle leider namenlos geblieben ist, lauten mit ihren Assonanzen des Originales wie folgt:

Ühr Halonke, schlehte Prije,
 Kanaljepack en Schelmenvieh!
 Für mossen üch hei lije
 En döschen ons nett reppe mieh.
 Waht ühr merr, ühr franze Bieste,
 Hösch könt de ongresche Zaldat
 Met Coborg üch an de Schwahrt,
 Datt ühr noh heem mot fieste.
 Ühr ärm Zitojengs!
 Ühr Lompebataljons!
 Ühr Hong! Ühr Hong!
 Sed net mieh weht, äls Dreck agen Schong.

Bei Aldenhoven rechtfertigte denn auch „Coborg“ durch den Sieg vom 1. März 1793 die Erwartungen der treuen Aachener, die

1) „De Zankelotten Opklihrung, Freiheit, Glicheid etcietera“. Gedicht in Aachener Mundart nach Claudius von dem unten S. 40 u. 89 erwähnten F. Jansen.

2) Die hier gegebene Schilderung ist in die Lebensskizze Joseph Müllers (Reumont, Biographische Denkblätter. Leipzig 1878. S. 258 f.) aufgenommen, wo auch die Aachener Marseillaise gedruckt ist. Sie steht auch in Reumonts Aachener Liederchronik (1873) S. 124.

sich noch anderthalb Jahre lang ihrer eigenen Freiheit statt jener der Regiciden erfreuten, gegen welche der Abscheu infolge näherer Bekanntschaft und der blutigen Pariser Vorgänge nur gestiegen war.

So standen die Dinge, als Dr. Reumont heimkehrte. Er fand die Lage seiner Familie durch die politischen Ereignisse nicht gebessert, aber für ihn selbst liess sich zunächst alles günstig an. Der Ruf seiner Studien war ihm vorausgegangen. Der lange Aufenthalt im Auslande, zu einer Zeit, wo Reisen noch so selten waren und man höchstens die nahegelegenen Universitäten Cöln, Bonn, Duisburg, Löwen besuchte — auf letzterer bildeten sich namentlich die Juristen — und die dabei erworbene Sprachkenntnis und Leichtigkeit des Verkehrs förderten ihn sehr in einer Stadt, welche Jahr aus Jahr ein von so vielen Ausländern besucht wurde. Er ward zum Arzt des von der Familie v. Wespien gestifteten Männerspitals¹⁾ gewählt, dessen Leitung er in vorgerückten Jahren mit jener des Frauenkrankenhauses der Elisabetherinnen vertauschte. Aber noch standen Tage der Unruhe und jähren Wechsels bevor. Das Unglücksjahr 1794 brachte der Reichsunmittelbarkeit Aachens und seiner alten bevorzugten Stellung nicht nur den Untergang, sondern riss es auf 20 Jahre vom deutschen Vaterlande los. Die Schlacht bei Fleurus entschied am 26. Juni über das Geschick der österreichischen Niederlande, am 14. Juli war Antwerpen in den Händen der Franzosen, die zu Anfang September in Holland eindrangen. Am 25. September besetzten sie Aachen, während Clerfait vor Jourdan gegen den Rhein zurückwich, den er am 5. Oktober überschritt. Ob die Aachener Grund hatten, die „Zitongens“ mehr als bei der ersten Bekanntschaft zu lieben, mag die Behandlung des ganzen linken Rheinufer sagen. Die unerschwinglichen Requisitionen und Kontributionen, — ein Euphemismus für das erbarmenlose Plündern — richteten mit der Assignatenwirtschaft eine Menge angesehener Familien zu Grunde und brachten manche an den Bettelstab. Das Verschwinden zahlreicher, einst vielgenannter Geschlechter oder ihr Herabsinken zu völliger Bedeutungslosigkeit hat namentlich in der damaligen Umwandlung der Vermögensverhältnisse und der altherkömmlichen Beziehungen

1) Die Witwe des 1759 verstorbenen Bürgermeisters Johann v. Wespien stiftete 1765 das Marianische Spital für arme Männer.

seinen Grund gehabt¹⁾. Denn es währte lange, ehe neue Hilfsquellen die damals versiegten ersetzten. Die gotteslästerlichen Komödien des Vernunftkultus waren einem Volke, das von Untugenden keineswegs frei, aber dem Glauben seiner Väter treu ergeben war, ebenso lächerlich wie verhasst, und die Profanation von Kirchen und Klöstern, schon während der ersten Okkupation begonnen, erregte zornigen Abscheu. Der reiche Schatz der Münsterkirche war zum Glück nach Westfalen geflüchtet, aber Karls des Grossen Oktogon musste es entgelten. Heute noch sind die Säle im Louvre mit den Porphyrsäulen geschmückt, welche nebst denen von Marmor und Granit aus den grossen Bogen der Empore mit schauerhaftem Vandalismus herausgebrochen wurden, auf die Gefahr hin, Bogen und Gewölbe eines der ehrwürdigsten Denkmale der Architektur zusammenstürzen zu sehen. Auch die wenigen Monumente, so der antike sog. Wolf und der Pinienzapfen von Erz wurden nach Paris geschleppt²⁾, wohin auch alle guten Altarbilder aus den Kirchen wanderten. Wo man den alten Erinnerungen und dem deutschen Wesen Hohn sprechen konnte, geschah es.

Zur Ehre der Stadt muss es gesagt werden, die Zahl ihrer Einwohner, die an dem revolutionären Treiben tätigen Anteil nahmen und sich den fremden Gewalthabern zu Werkzeugen hergaben, war sehr gering. Es hat an Brutussen nicht gefehlt, aber sie sind meist, vor allem jener Biergans³⁾, dessen schmutziges

1) Ein merkwürdiges Beispiel, wie die Schwierigkeiten der Lage durch tatkräftige Betriebsamkeit sich überwinden liessen, gibt der Freiherr Max Friedrich v. Lombeck-Gudenau. Vgl. H. Hüffer, Aus den Zeiten der Fremdherrschaft. Annalen LXI, 21 ff.

2) Beide kamen im Dezember 1815 wieder zurück. Damals verfasste der schon erwähnte Aachener Dialektdichter F. Jansen auf Anregung des preussischen Generalgouverneurs Sack eines seiner bekanntesten Gedichte: „Op de Wierkömmst van osen aue leife Wauf“. Vgl. H. Freimuth, Aachens Dichter und Prosaisten I, 39 und Reumont, Die Rheinische Flora. Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins. 1881 S. 185.

3) Er stammte aus Aldenhoven, trat in das Kreuzbrüderkloster Schwarzenbroich bei Düren, verliess es aber wieder und wurde Notar in Cöln, wo er unter den dortigen Republikanern eine Hauptrolle spielte. Von seinen Schriften ist am bekanntesten „Brutus oder der Tyrannenfeind“, eine Dekadenschrift, die seit 1795 erschien. Sie übertraf „alle damals erschienenen republikanischen Schriften so sehr an Schmutz und frecher Gemeinheit“, dass der Verfasser selbst von dem gewöhnlichen Volke wegen seiner niedrigen Gesinnung verhöhnt wurde. Spätere Werke

Revolutionsjournal den Namen des altrömischen Freiheitshelden schändete, bis in ihre späten Jahre hinein vom Ostracismus der populären Verachtung und Abneigung verfolgt und wie ausgeschlossen worden. Mehr als einer vom Advokatenstande hat auch ausserhalb Aachens eine inmitten der Verkommenheit und Unordnung des in tumultuarischer Umgestaltung begriffenen Gerichtswesens eine nicht gerade rühmliche Rolle gespielt. Auch an solchen fehlte es nicht, die sich durch den Ankauf von Nationalgütern, meist geraubtem geistlichen Besitz, bereicherten. Zur Ehre hat es keinem, wenigen zu dauerndem Vorteil gereicht. Dass die furchtbare Demoralisation der Direktorialregierung, in ihrer Art vielleicht verderblicher als das Blutsystem der Schreckenszeit, auch hier tief eingriff mit ihrer Lüderlichkeit und Feilheit, mit ihren offenkundigen schamlosen Räubereien und Plünderungen auf Kosten des Gemeinwesens wie der Einzelnen, ist begreiflich. Französische Abenteurer und gewissenlose einheimische Subjekte, von denen man noch in späten Tagen manche mit Fingern zeigte, reichten einander getreulich die Hand. Im Anschauen dieses nichtswürdigen Treibens, das von obenherab redlich gefördert wurde, fühlte der bessere Teil der Bevölkerung sich ohnmächtig. Gab es keine Blutgerichte mehr, so gab es umsomehr Mittel zu Vexationen aller Art. Die Mütze der Freiheit, so jubelten die trefflichen Patrioten, habe den gekrönten Adler ersetzt, die Freiheit den alten Königsstuhl eingenommen, das republikanische Banner wehe von den Türmen der vormaligen Krönungsstadt, die lange der Oligarchie und dem Fanatismus anheimgegeben gewesen sei. Aber von solchen Stimmführern der Klubs oder Cercles durfte man nicht auf die Gesinnungen der Mehrheit schliessen.

Die Stimmung blieb lange bei den meisten entschieden feindlich, jedenfalls so lange die gewaltsamen Zustände und die Unsicherheit der Zukunft währten. Und sie währten lange. Die ganze Zeit des Directoriums hindurch hörten Umwälzungen und Missregierung nicht auf, bis vom Alten kaum eine Spur geblieben

waren das nicht mehr der französischen Zeit angehörende periodische Blatt „Aurora“, das dramatische „Sittengemälde“ Karl der Grosse (Cöln 1818), sowie ein „Toilettengeschenk für empfindsame Jünglinge und liebende Mädchen“, betitelt „Minnegedichte“. Biergans starb 1842. Vgl. Perthes a. a. O. I, 190, 256.

war, bis, lange schon vor der eigentlichen Vereinigung mit Frankreich, französische Gesetze, Steuersystem, Konskription Posto gefasst hatten, die Besitzverhältnisse geändert, das Kirchenwesen umgeworfen, die geistlichen Orden aufgehoben waren. Aachen hat als Stadt weniger als manche andere zu leiden gehabt, so hart auch ein grosser Teil der Bürgerschaft betroffen wurde. Im Dezember 1794, also nur einige Wochen nach der Okkupation wurde es Sitz der französischen Zentralverwaltung der Länder zwischen Maas und Rhein, am 23. Januar 1798 Hauptort eines der vier Departemente¹⁾, in welche die linksrheinischen Provinzen geteilt wurden, worauf dann am 14. Mai 1800 die definitive Einrichtung der Präfektur mit ihren Unterpräfekturen, etwas über zwei Jahre später die vollständige Gleichstellung der vier Departemente mit den französischen mittelst Aufhebung des denselben seit 1797 vorgesetzten Mainzer Generalkommissariates folgten. Der erste Präfekt Nicolaus Sebastian Simon starb hier bereits im gedachten Jahre 1800, und die Inschrift seines von seinem vierten und letzten Nachfolger gesetzten Denkmals auf dem neuen Friedhofe spricht von dem „restituto his in terris Francorum imperio“²⁾. Der Kampf zwischen den Advokaten der Annexion an Frankreich und denen der imaginären cisrhenanischen Republik setzte auch hier Geister und Federn in Bewegung, jedoch in weit geringerem Grade als am Rhein selbst. Die österreichischen Siege des Jahres 1799 liessen zwar einen Hoffnungsstrahl wiederaufblitzen, aber er erlosch rasch. Der Ruin zahlreicher Familien war unterdess durch den Staatsbankerott vollendet worden; der Steuerdruck lastete schwer auf der Gesamtheit. Man war froh gewesen, für 2000 Francs Assignaten ein Paar Seidenstrümpfe zu kaufen: bald darauf konnte man sie zum Tapezieren von Ofenschirmen benutzen. Erst die Konsularregierung führte einigermaßen bessere Zustände herbei, vermochte aber viele Wunden nicht zu schliessen, den Schurken die Beute nicht abzunehmen, während sie Servilität statt der bisherigen Unordnung brachte.

1) Sie hiessen Roerdepartement mit der Hauptstadt Aachen, Rhein- und Moseldepartement mit Coblenz, Donnersbergdepartement mit Mainz, Saardepartement mit Trier. Das Roerdepartement zerfiel in die vier Arrondissements Aachen, Cöln, Crefeld, Cleve.

2) Vgl. das die gleiche Überschrift tragende Gedicht Reumonts.

Im Jahre 1800 sah Dr. Reumont England wieder, ein Land, mit dem er in steter Beziehung geblieben war, wie denn die Londoner medizinische Gesellschaft ihn im Jahre 1795 zu ihrem Mitgliede ernannt hatte. Der Tod seines Oheims rief ihn nach London, wo er aber seine Hoffnung auf eine Erbschaft getäuscht fand; der Maler hatte nur zu wahr gesagt, indem er sich selbst konterfeite, einen umgewendeten schadhafteu Beutel in der Hand. Der Aufenthalt in London förderte ihn aber sehr in seinen wissenschaftlichen Zwecken und wurde in einer Beziehung für ihn folgenreich. Er wurde hier mit Edward Jenner, dem Erfinder der Schutzblatternimpfung, bekannt und trat bald zu dem ebensolalentvollen und standhaft konsequenten wie liebenswürdigen Manne in ein genaues persönliches Verhältnis, das ihm stets eine seiner liebsten Erinnerungen gewesen. Zwei Jahre zuvor hatte Jenner die prophylaktische Methode der Kuhpockenimpfung in einer ausführlichen, auf vielfache Erfahrungen begründeten Abhandlung bekannt gemacht, die im Jahre 1799 auch in Deutschland durch eine Übersetzung verbreitet wurde. Im Frühling 1799 begann der schon genannte De Carro in Wien die Schutzblattern einzupfaffen. Von den dabei ihm in den Weg getretenen Schwierigkeiten, so Opposition wie Eifersüchteleien, hat er in den erwähnten Denkwürdigkeiten länger als nötig gesprochen. Dr. Reumont, von dem Urheber der Methode während mehrmonatlichen täglichen Umganges unterrichtet, führte die Impfung in Dover ein, bevor er sich nach Frankreich einschiffte. Kurz nach seiner Abreise noch durch einen ausführlichen Brief Jenners vom 8. Februar 1801 auf alle Vorbedingungen eines glücklichen Erfolges und die Regeln der Praxis hingewiesen, hielt er am 11. Germinal des Jahres IX der Republik (1. April 1801) im französischen Nationalinstitut unter dem Patronat Lacépèdes und in Gegenwart des Ersten Konsuls Bonaparte einen umfassenden Vortrag über die neue Methode, die er auf der Heimkehr zugleich in mehreren Städten des nördlichen Frankreich praktisch ausübte. Er ist sodann der erste gewesen, der im Rheinlande geimpft hat, und zwar war es ein Mitglied seiner eigenen Familie, Richard Reumont, der Sohn seines Veters Anton, an welchem in Aachen am 17. April 1801 zuerst die kleine Operation vollzogen ward, die dann bei tausenden und aber tausenden zur Ausführung kam und bald vom Gouvernement für obligatorisch erklärt wurde, als kein Zweifel mehr über

deren heilsame Wirkungen obwalten konnte. Eine napoleonische Ehrenmedaille anerkannte nachmals die erfolgreichen Bemühungen des Aachener Arztes, von dessen Tätigkeit in diesem Fache und Beziehungen zu Jenner in . . . die Rede ist¹⁾. Dr. Reumont hat die Zeit nicht erlebt, in welcher die Heilkraft der Kuhpockenimpfung, wenigstens nach der gang und gäbe gewordenen Methode der mittelbaren Entlehnung des Impfstoffes, in starken Zweifel gezogen worden ist, und das epidemische Wiedererscheinen der Menschenblattern diesen Zweifeln wie der Opposition gegen das System Vorschub geleistet hat.

Durch den wiederholten Besuch in England fand Reumont sich in seinen Sympathien für dies Land und seine Bewohner bestärkt. Die französische Regierung ist ihm immer geneigt gewesen und hat ihn vielfach gefördert: sein Herz gehörte doch dem Inselreiche an. Er hatte zahlreiche Beziehungen angeknüpft, die nur mit seinem Leben geendet, von denen manche über sein Leben hinaus für seine Kinder fortgewährt haben. Er war in der englischen Literatur zu Hause; die Dichter des vorigen Jahrhunderts, vor allen Goldsmith und Thomson, die Essayisten, die Humoristen, namentlich Sterne und Smollett, waren seine Lieblingslektüre. Er war der Sprache so im Umgang wie in der Schrift vollkommen mächtig. Die Zeit, die nun begann, war allerdings der Verbindung mit England wenig günstig. Denn wenn der zu Anfang 1802 geschlossene Friede von Amiens eine Aussicht auf Ausgleichung bot, so war doch ein Jahr später der Krieg wieder da und er hat gewährt, solange Aachen französisch blieb.

Der am 9. Februar 1801 geschlossene Friede zu Luneville hatte die Trennung des linken Rheinufers von Deutschland, die seit mehr denn sechs Jahren ein Faktum war, bestätigt, und dreizehn Jahre lang lebten diese Provinzen unter der napoleonischen Herrschaft. Nach allem, was sie während der tumultuarischen Okkupation erduldet hatten, war diese Zeit in mancher Beziehung eine glückliche zu nennen, namentlich für die Stadt Aachen. Die Unnatur des ganzen fremdländischen Verhältnisses wirkte allerdings hemmend ein, aber im Vergleich mit der Verkommenheit der letzten reichsständischen Zeit und den Misshandlungen der ersten französischen war es eine Epoche relativer Blüte. Die

1) Der Titel der Schrift fehlt im Manuskript.

napoleonische Herrschaft war gewaltsam, aber sie war kräftig, einsichtig, konsequent; es war ein Despotismus, aber ein mit seltenem Organisationstalent begabter. Aachen wurde von dem, der sich Karls des Grossen Nachfolger nannte, als Wohnort und Grabstätte des grossen Kaisers begünstigt. Infolge des Konkordates vom 15. Juli 1801 wurde die Stadt Sitz eines der drei Bischöfe der Rheinprovinz, während Cöln sein tausendjähriges Erzbistum erlöschen sah¹⁾. Das Roerdepartement erhielt mehr als einen Präfekten von Talent und billiger Gesinnung. Ein bekannter Revolutionsmann, Alexander de Lameth, der sich von den Jakobinern überholt gesehen und Lafayettes Schicksal geteilt hatte, verwaltete dasselbe drei Jahre lang [1806—1809]. Im Jahre 1804 verweilten der Kaiser und die Kaiserin der Franzosen, später Ludwig, König von Holland, Pauline Borghese, die Königin Hortense längere Zeit in Aachen, wo sie die Heilquellen gebrauchten. An das Herrscherpaar erinnern die grossen Bildnisse, die man im Saale der Munizipalität auf dem Rathause neben deren Kaiser Franz I. und Maria Theresias, des Kardinals Rospigliosi, nachmaligen Papstes Clemens IX., der Repräsentanten beim Friedenskongress von 1748, und aus neuester Zeit jenen der preussischen Souveräne sieht²⁾, während der in der Nähe der Stadt gelegene anmutige Bergerbusch den Namen Paulinenwäldehen trägt. Vor allem aber erinnert an die erste Kaiserin der Franzosen das nach ihr benannte Josephinische Institut³⁾, die grosse im Jahre 1803 gegründete, von der ganzen Bürgerschaft und insbesondere von einzelnen Wohltätern durch zum Teil ansehnliche Stiftungen und Vermächtnisse ins Leben gerufene und erhaltene Armenanstalt, welcher Josephine eine bedeutende Schenkung machte, nachdem ihr Gemahl zwei aufgehobene Nonnenklöster zu deren Zwecken angewiesen hatte.

1) Vgl. H. Hüffer, Das Bistum Aachen in: Forschungen auf dem Gebiete des französischen u. des rheinischen Kirchenrechts. Münster 1863.

2) Über die Porträts vgl. Alfons Fritz in der Denkschrift aus Anlass des 25jährigen Bestandes des Suermondt Museums herausgegeben von Anton Kisa. Aachen 1903, S. 50 ff.

3) Nach der zu ihm gehörigen ehemaligen Theresianerkirche (Pontstrasse 41) auch Theresianum genannt. Das Josephinische Institut befindet sich jetzt in der ausserhalb der alten Stadt liegenden Anstalt Marienberg.

Dr. Reumont wurde von Napoleon und seiner Familie ausgezeichnet. Die ärztliche Behandlung der Kaiserin wie der Fürstin Borghese und des Prinzen Ludwig während ihrer Badekur wurde ihm anvertraut. Als der älteste Sohn des letztgenannten an der Bräune erkrankte, wurde er nach Amsterdam berufen, wo er nur anlangte, um das Kind sterben zu sehn. Während des österreichischen Krieges von 1805 wurde er zum Inspektor der Aachener Bäder ernannt, über welche er im Jahre 1810 mit dem in viel späteren Jahren durch seine unermüdete patriotisch-menschenfreundliche Tätigkeit bekannt gewordenen Apotheker J. P. J. Monheim, einem tüchtigen Chemiker, eine medizinisch-chemische Abhandlung herausgab, welche dem ausgezeichneten Pariser Professor Vauquelin, dem Verwandten, Zögling, Nachfolger Fourcroy gewidmet war¹⁾. Als Mitglied der medizinischen Jury des Roerdepartements erwarb er sich um die Handhabung der medizinischen Polizei wie in manchen Fällen gerichtlicher Arzneikunde und bei der Apothekenvisitation Verdienste. Durch den Grafen v. Lacépède war er für die Ehrenlegion vorgeschlagen, als das Kaiserreich ein gewaltiges Ende nahm.

Welches immer die Missverhältnisse der Fremdherrschaft und die Übelstände der Rheingrenze sein mochten, von den Drangsalen der Zeit wurde Aachen nicht mehr berührt, als das Kaiserreich überhaupt. Man hatte keinen Krieg im eigenen Hause. Freilich, die Konskription dezimierte die Familien. Bis zum Jahre 1808 wurde noch ein gewisses Mass gehalten, von da an ward es täglich schlimmer, und die Söhne mancher Familien sind unter Spaniens rauchenden Städtetrümmern und Russlands Schneefeldern begraben worden. Aber Gefahren und Ruhm schufen auch eine Gemeinschaft, und das dem französischen Zwingherrn verfallene linke Rheinufer theilte wenigstens nicht die Schmach der Rheinbundstaaten. Denen, welche die alten Stadtsoldaten, die Kurpfälzer und das entsetzliche Wirrsal der Reichskriegführung in diesen Provinzen gekannt hatten, darf man kaum zürnen, wenn sie, einst verlorene Posten, sich einer napoleonischen Armee freuten. Eine Menge Beziehungen zu Frankreich mussten sich bilden während der langen französischen Herrschaft. Es waren manche sehr unerfreuliche darunter, aber auch viele, bei denen das Gegenteil

1) Vgl. oben S. 29 Anmerkung 1.

stattfand. Überhaupt war es ein Gemisch von Gutem und Schlimmem. Die Industrie hob sich wieder, mit ihr der Wohlstand, aber die anhaltenden Kriege hinderten doch einen Aufschwung, wie er sonst ohne Zweifel stattgefunden hätte und später stattfand. Die Stadt wurde in mancher Beziehung verschönert, aber manches Monument des Mittelalters ging unwiederbringlich zu Grunde. Sie erlangte ein paar hübsche Promenaden, aber sie verlor den gotischen Doppelbogen¹⁾ am Münsterhof, der den Präfekten Baron Ladoucette²⁾ bei seiner Galauffahrt hinderte, und büsste mehr als nötig war von ihrer eigentümlichen Erscheinung ein, wobei freilich im Münster wie am Rathaus der Vandalismus des 18. Jahrhunderts dem des 19. tüchtig vorgearbeitet hatte³⁾. Von einem schweren Verluste war sie bedroht, als im Jahre 1811 ein kaiserliches Dekret durch einen Federstich Bäder und Badehäuser zum Staatseigentum erklärte, — eine Massregel, die glücklicherweise nicht zur Ausführung kam, und für welche die projektierte Erbauung eines grossartigen Badepalastes auf dem Platze des heutigen Theaters und der anstossenden Strassen schwerlich Ersatz geleistet haben würde. Unter den zahlreichen Beamten, Conseillers de préfecture, Receveurs, Payeurs und wie sie heissen mochten, war die Mehr-

1) Es war eine monumentale Torhalle, die den westlichen Abschluss des sog. Paradieses (parvis) bildete und daher Pervischbogen genannt wurde. Im Jahre 1811 wurde sie abgerissen, um dem Präfekten zur Feier der Geburt des „Königs von Rom“ eine ungehinderte Auffahrt zur Wolfstüre des Münsters zu ermöglichen.

2) J. Ch. Fr. Ladoucette entfaltete als Präfekt des Roerdepartements (1809—1814) eine im ganzen anerkennenswerte Tätigkeit, namentlich geschah unter ihm manches für die Badeanstalten. Er war ein literarisch gebildeter Mann und veröffentlichte z. B. über den von ihm verwalteten Bezirk eine Schrift: *Voyage fait en 1813 et 1814 dans le pays entre Meuse et Rhin* (Paris 1818). Ausserdem gibt es von ihm eine freie Bearbeitung von Wielands Agathon und ein Bändchen Fabeln, in denen zum Teil Lessing und Pfeffel nachgeahmt sind. Die von ihm dekretierte Zerstörung des Pervischbogens ist ein Beweis, dass damals auch bei den Gebildeten jedes Verständnis für mittelalterliche Kunst fehlte.

3) Gemeint sind wohl die seit 1870 wieder entfernten Rokokoverzierungen im Innern des Oktogons, der gleichfalls jetzt restaurierte, bis 1885 durch einen unförmlichen Aufbau entstellte Glockenturm, die 1756—1767 erbaute, „in künstlerischer Beziehung äusserst traurige“ Ungarische Kapelle und anderes der Art.

zahl Franzosen mit Einschluss einiger Elsässer und Angehörigen der oberen Rheinlande. Zu ihnen gehörte der Generalempfänger Gay, erst Kommiss eines Bankhauses, dann in die Finanzverwaltung übergegangen, dessen Frau, Sophie Gay, Tochter eines den Bourbonen anhängenden Finanzmannes¹⁾ und geschiedene Gattin eines Wechselagenten, sich ebenso durch ihr literarisches Talent wie durch die Extravaganzen ihres häuslichen Lebens in der Aachener Gesellschaft und in dem vielbesuchten Spa einen Namen machte. Ihre Tochter, die schöne und geistvolle Delphine Gay, nachmals Madame Émile de Girardin, wurde hier im Jahre 1804 geboren und verdankte ihren Taufnamen dem Roman „Delphine“ der Madame de Staël, deren Verteidigung eine der ersten literarischen Produktionen ihrer Mutter gewidmet war. Eine andere Tochter, die Gräfin O'Donnell, unterhielt auch in späteren Zeiten Beziehungen zu Aachen. Das freundschaftliche Verhältnis von Madame Gay zu der anmutigen und liebenswürdigen Pauline Borghese wurde hier angeknüpft.

Im Jahre 1807 heiratete Dr. Reumont, damals zweiundvierzig alt, Lambertine Kraussen, die Tochter eines kleinen Gutsbesitzers zu Randerath im Jülicherlande. Das älteste, am 15. August 1808 geborene, unter sechs Kindern war der Verfasser gegenwärtiger Erinnerungen²⁾. Da der Geburtstag das Napoleonsfest war, so drang man in meinen Vater, mir den Namen zu geben.

1) Es war Richault de Lavalette. Seine 1776 geborene Tochter ist namentlich durch ihre Romane bekannt, von denen die bedeutendsten, wie „Un mariage sous l'empire“ und „La duchesse de Châteauroux“, aber erst unter der Julimonarchie erschienen. An die „Extravaganzen ihres häuslichen Lebens“ erinnert ihr im Gedächtnis der Aachener noch fortlebendes Schlafzimmer, das auf allen Seiten mit Spiegeln ausgestattet gewesen sein soll. Ihre Tochter erhielt schon als Sechzehnjährige von der französischen Akademie für ein Gedicht eine „honorable mention“ und wurde später eine der populärsten französischen Dichterinnen. Sie heiratete den Publizisten Émile de Girardin und starb 1855. Übersetzungen ihrer Gedichte enthält H. Freimuth: Aachens Dichter und Prosaisten II, 389. Über Gay vgl. Reumont in der Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins IV, 103.

2) Alfreds jüngere Geschwister waren: Elvira (1809—85), Emma (1811—88), Arthur (1812—84), Charlotte (1816—91), Alexander, Geheimer Medizinalrat in Aachen (1817—87), Mitglied des histor. Vereins für den Niederrhein seit 1854.

Aber er war dazu nicht zu bewegen, und der Name Alfred war ein Merkmal seiner Vorliebe für England. Das Kaiserreich stand auf seiner höchsten Höhe, und als ich ein Jahr zählte, schien der österreichische Feldzug, der mit Wagram endete, es auf derselben zu befestigen. Aber schon hatte der spanische Krieg begonnen, und drei Jahre später brachte das Gottesgericht des russischen Feldzuges den Koloss zum Wanken. Das Jahr 1813 belebte am Rhein die fast erstorbenen deutschen Hoffnungen, aber erst Neujahr 1814 liess an die Wiedervereinigung mit dem deutschen Vaterlande glauben. Die Zahl der Aachener, welche die Franzosen mit Leidwesen scheiden sahen, war nicht gross. Die Gewaltsamkeit des ganzen Systems war inmitten der entsetzlichen Menschenopfer der letzten Zeiten zum Unerträglichen gesteigert worden. Das Kontinentalsystem wie das ganze Steuerwesen hatte tiefe Einschnitte in den Wohlstand getan. Die Preise der Kolonialwaren machten sie der Mehrzahl unerschwinglich. Man behalf sich mit Surrogaten, aber Napoleons Wort über den damaligen Runkelrübenzucker: „Le sucre est bon, mais ne m'en donnez plus“, ist in der Erinnerung geblieben. Das Treiben der Spürer, der „mouchards“, deren Zahl infolge des starken Schleichhandels Legion war, weckte noch in seinen Nachklängen die Erbitterung der Bewohner. Die Überfüllung mit französischen Beamten, die auch von Hochstehenden nicht verschmähten „pots-de-vin“, die Missachtung der Eigentümlichkeiten deutschen Wesens, die alle dem Franzosentum weichen sollten, alles das gab dem System einen durchaus fremdartigen Anstrich. Und obgleich nun zwei Dezennien darüber verstrichen waren, obgleich man eine Zeitlang einen Wechsel kaum für möglich erachtet hatte, liess sich doch immer mehr erkennen, dass die fremde Herrschaft keine Wurzeln geschlagen hatte.

Meine frühesten Erinnerungen fallen mit den Erzählungen von der Leipziger Schlacht und mit den Szenen des Durchzugs der Verbündeten zusammen. Die Einquartierung im väterlichen Hause, die Truppendurchzüge auf den Strassen sind mir in lebhaftem Andenken geblieben, vor allem die Kosaken und ein Baschkirenhaufe, den ich über den Fischmarkt reiten sah. Wir wurden nicht wie Feindesland behandelt, aber säuberlich gings nicht immer zu. Dann folgte die Einnahme von Paris und der erste Pariser Friede. Aachen wurde Sitz des einstigen preussischen

Generalgouvernements für die rheinischen Lande, welche das Glück gehabt haben, in dem Generalgouverneur Sack einen Mann an der Spitze ihrer Verwaltung zu sehen, der mit ungewöhnlichem Talent und Tätigkeit als Verwalter — es war keine Kleinigkeit, diesem aus deutschen und belgischen Territorien mit mehr als anderthalb Millionen Einwohnern bestehenden Länderkomplex vorzustehen — grosse Billigkeit und Schonung verband. Am 15. Mai 1815 fand die Erbhuldigung an die Krone Preussen für das Rheinland, Kleve, Berg und Geldern in Aachen statt. Aus den Fenstern des grossen, damals wegen seiner reichen Bildersammlung vielbesuchten Bettendorfschen Hauses auf dem Marktplatz, sah ich der auf der Estrade vor dem Rathause vor sich gehenden feierlichen Handlung zu. Fünfzig Jahre später nahm ich Anteil an der Erinnerungsfeier, die das königliche Haus und alle oberen Behörden wie die Vertreter der Rheinprovinz nach Aachen führte. Als die Erbhuldigung stattfand, hatten die Hundert Tage den Frieden Europas nochmals in Frage gestellt. Einen Monat später machte die Schlacht von Waterloo der Ungewissheit ein Ende, und nach dem Abschluss der mit dem zweiten Pariser Frieden endenden Verträge wurde Aachen Hauptort eines Regierungsbezirkes, der mit Ausnahme eines kleinen wallonisch redenden Anteils aus deutschen Territorien zusammengesetzt war, die zum Herzogtum Jülich und anstossenden Herrschaften gehört hatten. Bei dem anfänglichen knappen Zuschnittsplane für die Rheinprovinz sollte die grosse volkreiche Stadt mit ihren tausend historischen Erinnerungen und ihrer kommerziellen Bedeutung mit der Stellung einer Kreisstadt abgefunden werden. Von dem Bistum, dessen Vertreter Le Camus, vom Papste nicht anerkannt, mit den französischen Behörden abgezogen war, konnte den Ansprüchen Cölns gegenüber nicht mehr ernstlich die Rede sein. Einstweilen blieb der Sprengel unter seinen beiden Generalvikaren bestehen.

Viertes Kapitel.

Aachen unter preussischer Herrschaft.

Für Aachen begann eine neue Zeit. Wie jeder Wechsel, hatte auch dieser seine Kehrseite. Die Sympathien für Frankreich waren nicht zahlreich; die letzten Jahre des napoleonischen Regime hatten zu empfindliche Nachteile und bittere Leiden gebracht, um nicht dem Wunsch nach anderen Zuständen Raum zu geben, die Sehnsucht nach Frieden zu wecken, an den, wie man wohl einsah, unter einem Herrscher wie der Franzosenkaiser nicht zu denken war. Aber zwanzigjährige Beziehungen hatten doch eine Menge mehr oder minder intimer Verhältnisse geschaffen, Gewohnheiten gebildet, Interessen ins Leben gerufen, deren Abbruch oder Umgestaltung nicht leicht war. Was im Jahre 1815 im kräftigsten Mannesalter stand, war in der Franzosenzeit gross geworden, kannte die alten Zustände nur aus den Erzählungen der Väter, war in den mächtigen, von rapider Schwungkraft belebten Ideenkreis der napoleonischen Epoche hineingezogen worden, an steten Wechsel grosser Begebenheiten gewöhnt. Die Centripetalkraft dieser Epoche war zu gewaltig gewesen, um die Blicke nicht immerfort auf Paris, den Kaiser und seine Regierung geheftet sein zu lassen und die Gedanken wie in einen Zauberkreis einzuschliessen, ausserhalb dessen alles fremd erschien. Der grosse Umschwung war dann sehr rasch gekommen; man hatte kaum Zeit gehabt, an eine Losreissung des linken Rheinufers von Frankreich zu denken, als dieselbe auch schon vollzogen war. Alles dies erklärt die gemischte Stimmung, welche bei der Vereinigung dieser linksrheinischen Provinz mit Preussen herrschte. Andere Umstände traten hinzu, gerade in Aachen die preussische Herrschaft beinahe wie eine Art Fremdherrschaft erscheinen zu lassen.

Alle älteren Traditionen der Stadt und ihrer Bewohner waren kaiserliche. Die Stadt hatte mancherlei Anlass gehabt, sich über das Haus Habsburg zu beschweren. Seit Kaiser Ferdinand I., seit, nach dem heftigen Wahlkampf, welcher Karls V. Erhebung zur höchsten weltlichen Würde in Zweifel gestellt hatte, diese Würde im Hause Rudolfs v. Habsburg gleichsam erblich geworden war, hatte Aachen keine Königskrönung mehr in seinem Münster, kein

Krönungsbankett mehr in dem majestätischen Saale seines Rathauses gesehen, das die alte Karolingerpfalz ersetzte. Bald aus dem einen, bald aus dem andern Grunde oder Vorwande, wegen Entfernung, Kriegsnot, Brandunglück, Zeitmangel, waren die Zeremonien an den Orten der Wahl gefeiert worden, und die Stadt hatte sich mit einem ihr Recht gewährleistenden Revers begnügen müssen. Die fernen Reichsoberhäupter hatten nur zu oft der Stadt vergessen, die einst gewissermassen im Zentrum der grossen Karolingermonarchie aber an der äussersten Grenze des späteren Reiches lag, dessen Westmarken nur noch dem Namen nach einen Teil seines Gebietes bildeten. Damals führten die inneren Inkompatibilitäten des alten Lotharingiens und die Verlegung des Schwerpunktes des Reiches nach dem Osten jene langsame aber unaufhaltsame Zersetzung herbei, die für Deutschland weniger noch dadurch verderblich geworden ist, dass sie grosse, nicht homogene Teile des alten Reichsgebietes abriess, als dass vermöge dieser Teile fremde Mächte auf die eigentlich deutschen Territorien einen Einfluss gewannen, der deren nationale Entwicklung hemmte. Dennoch war Aachen durchaus kaiserlich geblieben, und die vielfachen Übelstände des Reichsverbandes, wie sie namentlich in späten Zeiten hervortraten, hatten die Loyalität seiner Bewohner nicht wankend gemacht, die sich immer als Bürger der Krönungsstadt fühlten. Die beiden in den zwei letzten Jahrhunderten hier gehaltenen Kongresse hatten diesem reichsstädtischen Gefühl Nahrung gegeben. Gelegentliche Beziehungen zum Hause Habsburg, so unter andern bei dem unter Maria Theresia und Joseph II. ausgeführten, in künstlerischer Hinsicht leider äusserst traurigem Neubau der Ungarischen Kapelle König Ludwigs des Grossen am Münster, wie die vielfachen Verbindungen mit den seit dem spanischen Erbfolgekriege österreichischen Niederlanden, hatten gleichfalls auf die Stimmung eingewirkt, welche zu Anfang der Revolutionskriege so lebendig war. So ungünstig dann auch die konfessionellen Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts und bis nach der Mitte des 18. Jahrhunderts Exekutionen, Einquartierungen, Erpressungen auf die inneren Zustände eingewirkt, so sehr die alte reichsstädtische Verfassung sich überlebt hatte, so waren doch infolge des blühenden Handels und Fabrikwesens, des zahlreichen Besuchs durch fremde, grossenteils vornehme Badegäste aller Nationen, infolge der alten Beziehungen hochstehender

und reichsständischer Familien zu der Stadt, in welcher mehrere derselben Wohnungen hatten, endlich der unmittelbaren Nähe der mit dem niederländischen Adel wie verwachsenen Reichsabtei Burtscheid, in Aachen grossstädtische Elemente und eine gewisse Freiheit und Bewegung geblieben. Sie mussten dem reichsstädtischen Wesen und seinen Erinnerungen Wert wie Dauer verleihen.

Nun wurde die Stadt preussisch. Es liegt auf der Hand, dass neue Kontraste entstehen mussten, die alten nicht in einem Nu beseitigt werden konnten.

Das spezifisch preussische Wesen hatte für den Rheinländer etwas Fremdartiges. Unbekannt war es ihm nicht. Denn seit dem Erlöschen des jülichischen Herzogshauses war ein schönes Stück vom Niederrhein unter brandenburgische Herrschaft gelangt, und in späteren Kriegszeiten, bis auf die niederländischen und lüttichischen, dann auf die französischen Konflikte herab, hatte man preussische Truppen in Menge gesehn. Fremde waren aber die Preussen doch immer geblieben. Von vornherein vermochte die Charaktereigentümlichkeit des Volkes, wie sie sich unter der Einwirkung eines zugleich schlaffen und eigenwilligen Regimentes und historischer Lokalverhältnisse mehr und mehr ausgebildet hatte, sich nicht gut in das neue Wesen zu finden, obgleich die napoleonische Herrschaft schon an strenge Disziplin und Unterordnung gewöhnt hatte. Anderes kam hinzu. Man hatte in früheren Zeiten in Aachen die Preussen schwerlich als Freunde betrachtet. Der lange Hader mit Kurpfalz wegen der jülichischen Erbschaft hatte nicht ohne Reflexe in einer Stadt bleiben können, wo Kurpfalz als Nachfolger jülichischer Amtsführung in der Ausübung der Kaiserrechte, der Vogtei und Meierei, so viele Verbindungen hatte. Die Kriege Friedrichs des Grossen hatten, abgesehen von den dadurch für Aachen herbeigeführten Einquartierungs- und Requisitionsmassregeln, bei einer überwiegend kaiserlich gesinnten Bürgerschaft sehr gemischte Stimmungen geweckt. Das Eintreten Preussens für das legitime Königtum im Jahre 1792 hatte hier zwar Sympathien hervorgerufen, und man hatte, wie am ganzen Rhein, auf das schöne Heer, die Schöpfung des grossen Königs, frohe Hoffnungen gesetzt, während das Treiben der Emigranten die unliebsamen Erinnerungen an die Franzosen vom siebenjährigen Kriege her zu deren Nachteil wiederbelebt hatte. Aber diese günstigere Stimmung war erst durch den verunglückten Feldzug

gegen die Revolution, dann durch den Baseler Frieden wieder erstickt worden, und die Eindrücke der napoleonischen Zeit hatten die Gedanken an das überwundene Preussen völlig in den Hintergrund gedrängt.

Auch konfessionelle Verhältnisse machten sich geltend. Preussen wurde als Vorkämpfer des Protestantismus angesehen, Aachen war eine streng und fast ausschliesslich katholische Stadt. Die religiöse Exklusivität, wie sie sich nach den wiederholten so blutigen wie ruinösen Kämpfen der zweiten Hälfte des 16., der ersten des 17. Jahrhunderts ausgebildet hatte und seit dem Westfälischen Frieden zu Recht bestand, hatte zwar begrifflicher Weise unter der französischen Verwaltung aufgehört, welche anfänglich alles Christentum verleugnete und anfeindete, dann, durch eine mächtige Hand und einen klaren Geist geleitet, im Jahre 1801 die Freiheit der Kulte garantiert hatte. Die Protestanten, bis zum Jahre 1794 ohne Bürgerrecht und öffentlichen Gottesdienst, hatten dann eines der vormals katholischen Gotteshäuser, die Kirche des von Sibylla von Brandenburg, Herzogin von Jülich, zu Anfang des 16. Jahrhunderts gestifteten Annenklosters zugewiesen erhalten¹⁾ und bildeten zwei Gemeinden, die der augsburgischen und helvetischen Konfession²⁾. Aber ihre Zahl kam im Verhältnis zu jener der Katholiken wenig in Betracht, wie sie denn selbst in neuesten Zeiten, nach dem sehr bedeutenden Zuzug von aussen, unter günstigsten Verhältnissen nicht viel über ein Zwanzigstel der Gesamtbevölkerung beträgt. Die alte Exklusivität bestand also nicht mehr, wohl aber herrschte noch der alte katholische Volksgeist, nicht gemindert durch den Umstand, dass in den höheren Ständen in nicht geringem Masse der Indifferentismus herrschte, zu welchem zwanzig Jahre Franzosenherrschaft mit ihrer auf dem Unglauben der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts und den antichristlichen Tendenzen der Revolutionszeit beruhenden Bildung,

1) Es wurde 1500 gestiftet, die Kirche 1748 neu erbaut und 1802 den Protestanten übergeben.

2) Über die ältere Geschichte und die Entwicklung der reformierten und lutherischen Gemeinden in Aachen finden sich sachliche und literarische Bemerkungen bei E. Simons: Die älteste evangelische Gemeindearmenpflege am Niederrhein, Bonn 1894, S. 96, und Niederrheinisches Synodal- und Gemeindeleben „unter dem Kreuz“, Freiburg und Leipzig 1897, S. 3 ff.

mit einer das religiöse Element verneinenden Gesetzgebung und sehr bequemer Moral geführt hatten.

So ist es leicht begreiflich, dass eine protestantische Macht auf Antipathien stossen musste. Wer noch etwas von der Aachener Geschichte wusste, erinnerte sich daran, dass in den Religionsstreitigkeiten des 17. Jahrhunderts die Brandenburger eine grosse Rolle gespielt, dass vermöge ihres Beistandes die Protestanten während des jülichischen Erbfolgehaders im Jahre 1611 gesiegt und sich der Regierungsgewalt bemächtigt, dass sie die Stadt drei Jahre lang besetzt gehalten hatten, bis sie dieselbe vor Ambrogio Spinolas Spaniern räumten, welche als Bundesgenossen von Pfalz-Neuburg den Niederrhein ebenso bedrängten, wie die Holländer dies als Verbündete Brandenburgs taten. Ob die neue Verwaltung Aachens und der Rheinlande solche Stimmungen gehörig berücksichtigte und die populären Traditionen schonte, mag dahingestellt bleiben. Man war in der Behandlung katholischer Angelegenheiten noch wenig geübt und begriff zu wenig die Verschiedenheit zwischen den rheinischen und schlesischen oder halb wie ganz polnischen Katholiken¹⁾. Der ernst religiöse Sinn König Friedrich Wilhelms III. war in seiner propagandistisch-protestantischen Richtung nicht geeignet, die Differenzen auszugleichen, sondern trug dazu bei, sie zu verschärfen und Kontraste zu wecken, wo keine waren. Die konfessionellen Verhältnisse der ganzen Provinz und insbesondere die der Stadt Aachen sind dadurch beeinflusst, ja recht eigentlich bestimmt worden. Als die preussische Herrschaft begann, war wie gesagt das Volk entschieden katholisch, beachtete aber die Protestanten wenig. Der alte Name der „Geusen“ war diesen geblieben, aber ein durchaus friedliches und auskömmliches Verhältnis hatte in der französischen Zeit bestanden. Es herrschte so wenig Argwohn oder Abneigung, dass katholische Kinder namentlich der besseren Stände noch bei protestantischen Lehrern und Lehrerinnen in die Schule gingen; gemischte Ehen waren verhältnismässig nicht selten. Es war keine Gleichgültigkeit, aber es war billige gegenseitige Anerkennung des eigenen Bedürfnisses und Rechtes. Alles dies änderte sich, teils zum Guten teils zum Schlimmen.

1) Ähnliches in Reumonts Buch über Friedrich Wilhelm IV. S. 90, 92.

Zum Schlimmen gehörte zunächst, dass die Stellung der neuen Regierung zum Volke dadurch unvorteilhaft beeinflusst wurde und zwar in der Art, dass die Antipathien zunahmen, statt sich zu mindern. Man hätte die Förderung protestantischer Interessen innerhalb ihrer legitimen Sphäre ganz natürlich gefunden: die unleugbare Bevorzugung des Protestantismus weckte Misstrauen, ja Abneigung. In Aachen gaben sich die beginnenden Differenzen zum ersten Mal bei der Jubelfeier der Reformation im Jahre 1817 kund, viel mehr infolge der Unvorsichtigkeit und des Mangels an Takt des protestantischen als der Unduldsamkeit des katholischen Klerus. Als das Parteiwesen einmal ins Leben gerufen war, liess es sich nicht mehr beseitigen, so sehr man auch lange Zeit hindurch auf beiden Seiten den Gegensätzen die Spitze abzubrechen suchte. Die von der Regierung an den Tag gelegte heilsame Tätigkeit bei der Neuordnung der seit dem napoleonischen Schisma arg zerrütteten kirchlichen Verhältnisse, so durch die im Jahre 1821 zustande gekommene Vereinbarung mit dem hl. Stuhl in Betreff der neuen Organisation und Dotation der katholischen Kirche, wie durch die vorausgegangene Institution einer katholisch-theologischen Fakultät an der neugegründeten Bonner Hochschule, machte begreiflicherweise eine günstige Wirkung, ohne jedoch Argwohn und Besorgnis ganz heben zu können. Die überwiegende Zahl von Protestanten bei Besetzung der höheren Ämter, wie die gerade bei der Gründung der neuen rheinischen Universität offenbare Bevorzugung des protestantischen Elementes verstimmte vielfach. Im ersteren Falle wurde das Übel dadurch gemehrt, dass die Mehrzahl der Angestellten den alten Provinzen angehörte und mit dem rheinischen Volkseharakter unbekannt war — ein Übelstand, in den ersten Zeiten unvermeidlich, da die Rheinprovinz begreiflicherweise wenig Männer bot, die mit den preussischen Einrichtungen hinlänglich vertraut waren, später gewissermassen traditionell geworden und von schlimmstem Eindrücke. Man zähle einmal nach, wieviele Rheinländer und Katholiken Regierungspräsidenten gewesen sind oder das Kuratorium der Universität verwaltet haben! Einen einzigen Verwaltungszweig hat es gegeben, in welchem eine faktische Gleichberechtigung stattfand, das Justizwesen — wie man nicht ohne Bitterkeit zu bemerken pflegte, weil man sich hier nicht anders zu helfen vermocht hätte. Aber gerade das Justizwesen hat Dezennien hindurch verderbliche Aufregung und

Besorgnis unterhalten, weil man sehr gut wusste, welche mächtigen prinzipiellen Gegner der Code Napoleon und das französische Verfahren, die den Rheinländern lieb geworden waren, in Berlin hatten, und wie die Abschaffung derselben mehr als einmal stark beabsichtigt war.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, zwischen der neuen Regierung und dem Volke ein Gefühl von Entfremdung zu schaffen und es mittels ihrer notwendigen Konsequenzen zu steigern. Die preussische Verwaltung flösste alsbald allgemeine Achtung ein durch Ordnung, Disziplin, Fleiss, Redlichkeit. Man hatte im ganzen über die französische nicht zu klagen gehabt, namentlich seit mehr der Provinz angehörige Männer zu bedeutenden Stellen gelangt waren, aber es war doch ein anderer Geist, den man jetzt kennen lernte. Eine rechte persönliche Annäherung fand nicht statt: man blieb sich ziemlich fremd. Zum Teil trug dazu bei der vieljährige Chef der Aachener Regierung, Herr v. Reiman, einst braunschweigischer Staatsminister, einer der tüchtigsten, gewissenhaftesten, unermüdetsten Beamten, aber sehr zurückgezogen lebend und wenig expansiv, allgemein geachtet, aber zu wenig in Evidenz, namentlich für eine Bevölkerung, die an den weit grösseren Glanz und die „frais“ napoleonischer Präfekten gewöhnt gewesen war, welche, wie gross immer ihre Schwächen sein mochten, „l'art de se faire valoir“ gekannt hatten¹⁾. Namentlich war dies bei dem letzten derselben der Fall gewesen, dem Baron Ladoucette, einem geborenen Metzler und einem der submissesten Kaiserschmeichler, dem es indes weder an administrativen Talenten fehlte, noch an literarischer Bildung, und der sich Mühe gab, die von ihm verwalteten Departemente kennen zu lernen. Seine Bücher so über das Departement der Roer wie über die Hautes-Alpes legen davon Zeugnis ab. Die Blicke der Aachener waren nicht mehr auf Paris gerichtet, aber sie richteten sich auch nicht recht auf Berlin. Wenn die nach dem Rheinland verpflanzten Bewohner der nördlichen und östlichen Landesteile, liessen sie sich diese Verpflanzung auch gerne gefallen, ziemlich fremd blieben, so wurden die

1) Reiman stand in freundlichen Beziehungen schon zu Reumonts Vater. In einem Briefe an seine Mutter aus Florenz vom 21./I. 1830 bittet Reumont ihm Empfehlungen von Reiman zu erwirken, die ihm vielleicht in Berlin nützen könnten.

nach der neuen Hauptstadt versetzten Rheinländer, so die zum Revisionshof berufenen Juristen, dort nicht recht heimisch. Es hat lange gewährt, bevor der gegenseitige Akklimatisationsprozess durchdrang; vollständig ist er selbst heute nicht. Die Verschiedenheit des Naturells und der Lebensart kommt auch heute zum Vorschein, so sehr man sich im Laufe der Zeit und infolge der erleichterten Verbindungen näher getreten ist. Man denke, wie es im Jahre 1815 gewesen sein muss, als Danzig und Königsberg in unerreichbarer Ferne lagen, und der Handelsstand sich erst allmählich an eine Ausdehnung seines Reisenetzes bis Schlesien gewöhnte.

Das Bewusstsein des Fremdseins sprach sich auf die verschiedenste oft sehr naive Weise aus. Der König war immer nur „König von Preussen“, und dies hat sich bis in Friedrich Wilhelms IV. Tage hinein erhalten¹⁾. „Die Preussen“ κατ' ἐξοχήν war die Armee. Trat ein Kind des Volkes dienstpflchtig oder freiwillig, was selten geschah, in dieselbe, so hiess es, er sei „unter die Preussen gegangen“. Solange ein solcher den bunten Rock trug, hiess er „der Preuss“. Die allgemeine Wehrpflicht wurde dem Volke schwer, aber nach der französischen Konskription und den entsetzlichen Menschenopfern der napoleonischen Kriege war sie um so erträglicher, da tiefer Friede auf zwanzig blutige Kriegsjahre folgte. Das Aachener Volk, von jeher insubordiniert und zur Satire, nicht selten zu rohem Hohne aufgelegt, spottete gerne des durch die Armee repräsentierten Preussentumes, auch als die eigenen Söhne in Reih und Glied standen. Die „hungrigen Preussen“ war das alte Lösungswort! Es klang auch in dem Verslein nach, womit die „Domgrafen“, die hoffnungsvollen Sprösslinge der Sänger der Marseillaise von 1793, allabendlich den Zapfenstreich akkompagnierten:

„Der ganzen Dag Galopp, Galopp,
Des Ofends send Kartoffle dropp.
Gedold! Gedold! Gedold!“

1) Als Friedrich Wilhelm IV. 1845 zur Begrüssung der Königin Viktoria in Aachen war, feierte die Stadt den Besuch des Landesherrn durch Fackelzug und Illumination. „Der König war mit dem Empfange sehr zufrieden, erzählt Reumont, lachte aber über die Hochrufe, die ihm als „König von Preussen“ leben liessen“. Vgl. Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen S. 267.

Fasst man die gesamte Lage und das ganze gegenseitige Verhältnis zusammen, so waren beide auskömmlich, aber weiter nichts. Von Abneigung war nicht die Rede, ebensowenig aber von Zuneigung. Die deutsche Gesinnung, zu keiner Zeit unterdrückt, erwachte mit Macht; für Preussen hatte man kein Gefühl. Die Gesinnung war recht eigentlich eine kaiserliche, und will man dies auch den reichsstädtischen Traditionen zuschreiben, so zeigt es doch, wie tief solche Anschauungen im Volke lagen. Der Kaiser von Österreich ist für die Aachener Einwohnerschaft noch längere Zeit hindurch der eigentliche Repräsentant Deutschlands geblieben, dessen Wahlkrone er vierzehn traurige Jahre lang getragen hatte¹⁾. Es sprach sich im Jahre 1818 aus, als der Monarchenkongress ihn in die Stadt führte.

Die preussischen Beamten haben keine leichte Aufgabe gehabt. Ihren tüchtigen, zum Teil ausgezeichneten Eigenschaften hat es nicht an Anerkennung gefehlt; der günstige Eindruck, den sie bei ihrem ersten Auftreten machten, ist nicht geschwunden. Man hat die Vorzüge und die Wohltaten der neuen Verwaltung nicht verkannt. In der Form aber ist seitens dieser letzteren manches versehen worden. Das spezifisch preussische Beamtentum hat auch „les défauts de ses qualités“. Es ist in ihm etwas Starres, Abstossendes, Pedantisches, ein Übermass von Selbstbewusstsein, das auf dem innern Zeugnis redlichen Willens und erfüllter Pflicht beruht, sich aber zu oft selbst in verletzendem Masse ausspricht. Höflichkeit liegt schon nicht in den Formen, und dieser Mangel wird um so empfindlicher, wenn er zu dem entschiedenen Tone der Superiorität hinzutritt. Selbst der schriftliche Verkehr krankt an diesem Fehler, der bis in die höchsten Kategorien hinauf dermassen zur andern Natur geworden ist, dass es einem Staatsminister nicht einfällt, sich der gewöhnlichsten, in jedem andern Lande üblichen Höflichkeitsformel zu bedienen, selbst wo es sich um ausseramtliche Dinge und in keinem Dienstverhältnis zu ihm stehende Personen handelt, denen gegenüber die gewohnte Schablone keineswegs passend erscheint. In der Rheinprovinz trat noch der Übelstand hinzu, dass man ihre Bewohner zu oft merken liess, man sehe sie nicht als voll an. Statt die natürliche Lage der Dinge vorurteilsfrei ins Auge zu fassen, statt sich im stillen zu

1) Franz II., 1792—1806.

sagen, dass die Traditionen des Märkers und des Ostpreussen hier ein Ding der Unmöglichkeit waren, dass es sich darum handelte, der aufwachsenden Generation das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der glorreichen Monarchie der Hohenzollern einzupflanzen, bei den in der Franzosenzeit Grossgewordenen sich mit der aufrichtigen, durch das Bewusstsein des vielen Löblichen hervorgerufenen Zustimmung zu der neuen Ordnung der Dinge zu begnügen, liess man die Ansicht durchblicken, die Rheinländer seien nur halbe Preussen. Diese Ansicht habe ich noch beinahe ein halbes Jahrhundert nach der Vereinigung äussern gehört, — eine Ansicht, ebenso unbillig wie unpolitisch, indem sie unter Verhältnissen, die ich noch berühren werde¹⁾, positiv schadete, — eine Ansicht, deren letzte Spur das von den Söhnen des Rheinlandes in den jüngsten Kriegen für Preussens Ehre und Grösse reichlich wie freudig vergossene Blut vertilgt haben wird²⁾.

Umstände anderer Art traten hinzu, den Prozess der Neugestaltung zu erschweren. Die materiellen Interessen kamen begreiflicherweise vielfach in Betracht. Sie hatten seit dem Beginn der Revolutionskriege zahlreiche und jähe Wechsel durchzumachen gehabt. Wie viele Familien waren durch die Losreissung von Deutschland, durch die grosse Umwandlung der Handels- und Verkehrsbeziehungen, durch die Geldverhältnisse der republikanischen Zeit an den Bettelstab gebracht worden. Dann waren neue Industriezweige aufgekommen, neue Märkte zugänglich geworden, neue Verbindungen angeknüpft worden. Nun trat mit einem Male wieder eine totale Umänderung ein. Die Grenze gegen Deutschland war der Rhein gewesen; nun zog sich die Grenze gegen die Niederlande und Frankreich aus der unmittelbaren Nähe Aachens nach der Saar und Mosel hin. Es ist begreiflich, welchen Umschwung dies hervorbringen musste. Gefährliche Konkurrenz wurde

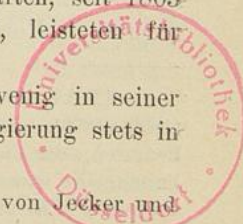
1) In dem Buche über Friedrich Wilhelm IV. S. 440 f. kommt Reumont noch einmal auf dieselben Verhältnisse zurück: „Die ihrer grossen Mehrzahl nach katholische Bevölkerung der südwestlichen Teile der preussischen Monarchie, schreibt er, hat manches scharfe Urteil über sich ergehen lassen müssen. Lange hat es geheissen, sie sei nicht gut preussisch. Wenn ein Volk seine politischen Anschauungen und Gesinnungen nicht mit jeder durch Krieg oder Ländertausch herbeigeführten Zugehörigkeit wechselt, und erst die Natur der neuen Verwaltung dies zuwege bringt, sollte man dies vielmehr loben als tadeln.“

2) Vgl. Vorwort S. 13.

beseitigt, neue Märkte eröffnet, neue Hilfsquellen gewonnen — aber wieviele alte Beziehungen wurden unterbrochen oder so erschwert, dass es einer Unterbrechung gleichkam! Die Aachener Wollentuche hatten an denen von Sedan, Louviers, Elbeuf keine direkten Nebenbuhler mehr, aber statt des grossen französischen Marktes mussten sie nun wesentlich den deutschen berücksichtigen, und es hat lange gewährt, bevor einerseits die Zollverhältnisse im Innern Deutschlands, anderseits die Märkte Italiens und Spaniens der Industrie, welche nach wenigen Jahren durch die Wechselfälle der orientalischen Verwicklungen betroffen ward, günstigere Konjunktoren gewährten. Neben den Wollentuchmanufakturen kamen namentlich die seit etwa drei Jahrhunderten bestehenden Nähnadelfabriken, sowie in zweiter Linie die zu Anfang des Jahrhunderts durch einen Elsässer begründeten Stecknadelfabriken¹⁾ in Betracht, während die nähere Umgebung der Stadt die mit der Aachener gleichartige Industrie Burtscheids, dann die Kohlengruben des Wurmtales, die Galmeigruben, Messing- und Glashütten von Stolberg, die Fettkohlengruben von Eschweiler, die weitere Umgebung die industriellen Etablissements von Eupen, Malmedy, Montjoie, Imgenbroich, Düren aufzuweisen hatte. Für die meisten Industriezweige begann eine neue Zeit: Wohl und Wehe ist in derselben vermischt gewesen. Grosse Wechsel in den Vermögensverhältnissen waren unvermeidlich. Auch im häuslichen Leben und dessen äusseren Beziehungen musste mancher Wechsel eintreten. Man war an französische Waren, Luxusartikel, Gegenstände aller Art gewöhnt, an französische Seide, französisches Porzellan, französische Weine. Alles das musste man nun teurer bezahlen, wollte man nicht darauf verzichten. Die Aufhebung des Kontinentalsystems und die augenblicklich zum Kolossalen gesteigerte Wiederbelebung des allgemeinen Weltverkehrs mittels der Eröffnung der Handelswege durch den Frieden, namentlich mittels der diesen Gegenden einst so geläufigen und vorteilhaften, seit 1803 schmerzlich vermissten Verbindung mit England, leisteten für mancherlei Einbusse Ersatz.

Die neue Zeit änderte für meinen Vater wenig in seiner äusseren Stellung. Er war zu der französischen Regierung stets in

1) Die erste Aachener Stecknadelfabrik war die von Jecker und Migeon (1804).



guten Beziehungen gestanden, namentlich während der Verwaltung des Baron Méchin¹⁾, und hatte zahlreiche französische Verbindungen, literarische wie sonstige, aber er war immer innerhalb der Grenzen seines ärztlichen Berufes geblieben. Der Generalgouverneur Sack bewies ihm Vertrauen und Wohlwollen. Im Jahre 1816 wurde er zum Medizinalrat ernannt, was jedoch, obgleich den Regierungen Medizinalkollegien beigegeben waren, infolge der nun sich bildenden Praxis nicht viel mehr als ein Titel war, wozu es einige Jahre später vollständig wurde, als man diese Medizinalkollegien aufhob und das kleine Gehalt auf ein Viertel, d. h. auf 50 Taler, ermässigte. Fernere Berücksichtigung wurde ihm während seiner beinahe 25jährigen Tätigkeit als Spitalarzt, seiner 15jährigen als Badeinspektor nicht zu teil. Einen Ruf als Professor der Therapie an die Universität Lüttich, an welche, wie überhaupt an die neu eingerichteten Hochschulen in den südlichen Niederlanden, mehrere Deutsche namentlich Rheinländer gezogen wurden, lehnte er ab, ungeachtet des Zuspruches des ihm befreundeten Professors der Chirurgie Dr. Ansiaux. Er hat überhaupt Aachen nicht mehr verlassen, ausser um den kranken Rougemont in Cöln zu besuchen und sich nach Antwerpen und ein paar anderen Städten in seinem Berufe zu begeben. Seine ärztliche Praxis war sehr bedeutend, namentlich während der Badezeit, die sich damals auf nicht viel über drei Monate zu beschränken pflegte. Friede und Krieg trugen in gleichem Masse dazu bei, den Fremdenbesuch zu steigern: der Friede, indem er die lange verschlossenen Wege wiedereröffnete, der Krieg, indem er eine Menge solcher, die entweder durch Wunden oder Strapazen gelitten, zu den heilbringenden Quellen sandte, denen viele Genesung verdankten. Manche bekannte Kriegsleute haben damals in Aachen gebadet, Deutsche, Engländer, Russen. Unter ihnen nannte mein Vater auch noch in späteren Zeiten gerne den hannoverschen General v. Alten, dessen Bekanntschaft ich viele Jahre nachher in Rom machte. An Leben und Bewegung fehlte es über-

1) Alexandre Edme Méchin, Präfekt des Roerdepartements (1800—1805), gehört zu den tüchtigen französischen Verwaltungsbeamten, die im Rheinlande ein ehrenvolles Andenken hinterlassen haben. Er war wie Ladoucette ein literarisch gebildeter Mann und verfasste z. B. eine gerühmte Juvenalübersetzung. Über Méchin vgl. Reumont, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins IV, 103, 106.

haupt nicht, und der Fremdendurchzug war ein anhaltender, da die Engländer sich für die lange Entbehrung zu entschädigen suchten und in ganzen Schwärmen nach dem Kontinent wanderten.

Die Besorgnis, welche man nach den Erfahrungen von 1815 vor Umtrieben in bonapartischem Sinne hegte, sprach sich in der Ängstlichkeit polizeilicher Massregeln aus. Manche vormals in Aachen angestellte französische Beamte, die zum Teil Familienbeziehungen zum Teil auch Grundbesitz daselbst hatten, kamen jedoch in vollkommener Ruhe zu Besuch oder auch zu dauerndem Aufenthalt. Zu letztern gehörte ein Mann, der in der Revolutionszeit als Kommissar des Direktoriums während der konfusen Bemühungen der eisirhenanischen Konföderierten in Cöln eine Rolle gespielt hatte, der Citoyen Rethel, welcher später malkontent den Staatsdienst verlassen und, mit einer Aachenerin verheiratet, in der Nähe der Stadt ein industrielles Etablissement begründet hatte, Vater des talentvollen, in der Blüte der Jahre verstorbenen Malers, der die Fresken im Aachener Krönungssaale schuf¹⁾. Auch der vormalige Generalsekretär des Roerdepartements, Körffgen, von Geburt ein Koblenzer, pflegte zeitweilig seine hübsche Besetzung am Fuss des Lousberges²⁾ zu bewohnen, zu dessen Umwandlung aus einer nackten Sanddüne (welche nach der Sage der beim Münsterbau überlistete Teufel in seinem Ärger zur Verschüttung der Stadt herbeigeschleppt hatte), in eine anmutige,

1) Alfred Rethel, 1816 in Diepenbenden bei Aachen geboren, wurde auf der Düsseldorfer Akademie gebildet und lebte später in Dresden. An Reumonts „Rheinlandssagen“ (1837) war er als Illustrator beteiligt. Seine Fresken im Kaisersaale wurden anfangs sehr abfällig kritisiert, was auf den Gemütszustand des Künstlers in der ungünstigsten Weise einwirkte. Er wurde vor der Vollendung seines Werkes geisteskrank und starb schon im Alter von 43 Jahren (1859).

2) Für die Bepflanzung des Lousberges, die 1807 begann, wurden 58000 Fr., für die sonstige Verschönerung der Stadt im ganzen gegen 100000 Fr. aufgewendet. Das geschah in derselben Zeit, als auch in Koblenz der Präfekt Lezay-Marnesia viele Tausende von Obstbäumen pflanzen liess, in jeder Mairie eine Baumschule anlegte und einen anmutigen, ausgedehnten Park an der Südseite der Stadt, den Park Lezay, schuf. Vgl. H. Hüffer, Aus den Jahren der Fremdherrschaft (Annalen des hist. Vereins LXI, 39). Da Körffgen aus Koblenz stammte, so sind seine Aachener Bemühungen gewiss durch Lezay-Marnesia beeinflusst, wenn nicht veranlasst worden. Über den Lousberg vgl. Emil Pauls in Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XVIII, 19 ff.

baumreiche Anhöhe er den Anstoss gegeben hatte. Anderen gings nicht so gut. Ich erinnere mich, wie ein alter Bekannter meines Vaters, Pocholle¹⁾, welcher gleichfalls die Stelle eines Generalsekretärs des Departements bekleidet hatte, nur unter polizeilicher Aufsicht nach Aachen kommen durfte, so dass, als er bei uns zu Mittag ass, der ihn begleitende Gendarm im Vorzimmer blieb, nachdem mein Vater sich für seinen Gast verbürgt hatte. Ein anderes Faktum zeigt, wie ängstlich man war. Die Gräfin Regnaud de St. Jean d'Angely, Mlle. de Bonneuil, war nach Aachen gekommen, die Bäder zu gebrauchen²⁾. Ihr Mann, der napoleonische Staatssekretär, nach der zweiten Restauration aus Frankreich verbannt, war im Jahre 1817 aus Nordamerika, wohin er sich begeben hatte, zurückgekehrt, um zu versuchen, ob es ihm gelingen würde, Erlaubnis zum Wiedereintritt in sein Vaterland zu erlangen. In Aachen angelangt, um seine Frau zu besuchen, sollte er verhaftet werden. Es gelang ihm aber, sich über das Dach des Hauses neben der Neuen Redoute zu retten. Der Fall machte grosses Aufsehen; mein Vater, in persönlichen Beziehungen zu der Familie, wurde peinlich davon berührt. Noch besitzt eine meiner Schwestern ein ihr von der Gräfin Regnaud geschenktes Arbeitskästchen. Man glaubt, dass die auffallende Strenge gegen einen Mann, der

1) Pierre Pomponne Amédée Pocholle (1764—1832) studierte Theologie und trat bei den Oratorianern ein. Beim Ausbruche der französischen Revolution verliess er den geistlichen Stand und stimmte als Mitglied des Nationalkonventes für die Hinrichtung Ludwigs XVI. Später wurde er mit verschiedenen Kommissionen beauftragt und im Jahre 1802 Generalsekretär des Roerdepartements. Er vertrat den Präfekten Méchin während dessen Reisen und hatte an der damaligen rühmenswürdigen Verwaltung des Roerdepartements nicht geringen Anteil. Von Aachen kam er 1804 als Unterpräfekt nach Neufchâtel, wo noch heute seine Marmorbüste in der dortigen Bibliothek an ihn erinnert. Nach dem Sturze Napoleons wurde er als Teilnehmer an der Hinrichtung Ludwigs XVI. ausgewiesen und lebte in Brüssel. Von hier aus kam er 1817 nach Aachen und besuchte Reumonts Vater. Erst nach der Julirevolution kehrte er nach Frankreich zurück, wo er 68jährig starb. Vgl. A. v. Reumont, Pocholle (Zeitschrift d. Aachener Geschichts-Vereins IV, 110).

2) Sie wohnte über den Arkaden des Kurhauses (Neue Redoute), war in der ärztlichen Behandlung von Reumonts Vater und verkehrte freundschaftlich in seiner Familie.

während der Revolution stets zu den Gemässigten gehört hatte, der wegen seiner Mässigung in drohender Lebensgefahr gewesen war, und dem man in der napoleonischen Zeit gleich so manchen anderen mehr seine übermässige Gefügigkeit als irgend etwas anderes zur Last legen konnte, durch persönlichen Groll der Bourbonen wegen bekannt gewordener missliebiger Äusserungen veranlasst worden sei, wodurch sodann, wie es in jenen Tagen argwöhnischer Polizeigewalt und steter Besorgnisse in diesen Grenzlanden zu oft geschah, die Massregeln der preussischen Regierung diktiert wurden. Es ist bekannt, dass das Ministerium Decazes im Jahre 1819 dem Grafen Regnaud die Grenzen seiner Heimat wieder eröffnete, die er sterbend betrat, wie er denn in der Nacht nach seiner Ankunft in Paris verschied — nach der Inschrift des Grabmales dieses literarisch gebildeten Mannes und Mitgliedes der Akademie auf dem Friedhofe des Père Lachaise:

„De son dernier soupir
Il a salué la patrie.
Un même jour a vu finir
Six maux, son exil et sa vie.“ —

Der Monarchenkongress des Jahres 1818 beschloss gewissermassen die erste Epoche Aachens unter der preussischen Herrschaft. Die Anwesenheit der mächtigsten Souveräne und vornehmsten Staatsmänner Europas, die fortwährenden Feste, Aufzüge, Schauspiele, das Menschengewühl, welches die Stadt füllte, hatten wohl etwas, was sich einem jungen Gemüte einprägen musste. Wenigstens im Vorbeigehen und Vorüberfahren sah ich hohe Herrschaften und berühmte Männer, die ich dann im Atelier von Sir Thomas Lawrence auf dem Rathause in ihren schillernden und manirierten aber vielbewunderten Bildnissen sah¹⁾. Die Stadt Aachen bewahrt nicht so viele Erinnerungen an diesen Kongress wie an den vom Jahre 1748, von welchem die interessanten Gesandtenporträts im Sitzungssaale des Gemeinderates im Rathause zeugen. Die einzigen Erinnerungen von 1818 sind die Namen dreier Strassen, des Friedrich-Wilhelms-Platzes, der Franz- und Alexanderstrasse, und das unbedeutende, erst viele Jahre später

1) Dieser berühmte englische Porträtmaler (1769—1830) war während des Kongresses in Aachen tätig.

vollendete sogenannte Friedensdenkmal¹⁾ vor dem Adalbertstore, eine nach drei Seiten offene marmorne Ädicula, deren niemals vorteilhafte Wirkung heute durch den benachbarten turmreichen Riesenbau des neuen Gefangenenhauses vollends beeinträchtigt wird. Die schönste Erinnerung für die Stadt ist und bleibt die geschichtliche, insofern durch die hier beschlossene Beschleunigung der ursprünglich für das Jahr 1820 angesetzten Räumung Frankreichs durch die Truppen der Verbündeten, sozusagen der letzte politische Akt des Herzogs von Richelieu, ein normaler Zustand hergestellt ward, dessen spätere ebenso wie seine frühere Störung Frankreichs eigenes Werk war.

Fünftes Kapitel.

Jugendeindrücke. Vaterstadt und Vaterhaus.

In solcher Zeit und unter solchen Eindrücken wuchs ich auf, das älteste von sechs Kindern, drei Söhnen und drei Töchtern, deren jüngstes im Jahre 1817 geboren war. Meine Konstitution war nie kräftig. Zu asthmatischen Beschwerden gesellte sich ein Augenleiden, welches fortwährende kleine Operationen nötig machte, — Übel, die mich durch das Leben begleitet, unsäglich gehindert, zu manchem unfähig gemacht, häufig des Genusses beraubt, ja jedem Genuss einen Beigeschmack gegeben haben. Im väterlichen Hause herrschte kein Überfluss, aber man lebte bequem, und wir Kinder hatten es gut, da unsere Mutter eine äusserst sorgsame Hausfrau und unermüdete Pflegerin war. In meinen Kinderjahren waren die Verhältnisse in Aachen noch bescheiden, ja beschränkt. Die französische Zeit hatte den Luxus gesteigert, aber alles das war doch sehr mässig und überstieg nicht das gewöhnliche Mass des Fortschrittes aller Zeiten. Man hatte von jeher behaglich gewohnt und gut gelebt; Ordnung und

1) Die Grundsteinlegung des Denkmals erfolgte am 5. Oktober 1836 in Gegenwart des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelms IV. Vollendet wurde es 1844.

Reinlichkeit teilte man mit den Niederlanden, heitern Sinn mit dem ganzen Rheinlande. Im allgemeinen herrschte Wohlstand; manche Familien waren reich begütert. Der Charakter einer Fabrikstadt brachte es mit sich, dass Leute rasch emporkamen, ihr Wohlstand aber durch verfehlte Spekulationen oder sonstige Unfälle im Handel zuweilen ebenso rasch schwand, und dass ein nur zu bedeutender Teil der Bevölkerung aus der Hand in den Mund lebte. Aber es war doch auch viel Solidität, und das Armenwesen war gut geregelt. Ansehnliche Stiftungen zeugten von dem erblichen Gemeinsinn. Die Zahl adeliger Familien war nicht gross, und wenige von ihnen konnten mit den reichen Fabrikanten wetteifern, die eine Art bürgerlicher Aristokratie bildeten.

Aachen war noch eine verhältnismässig kleine Stadt. Während der zwanzig Jahre französischer Herrschaft hatte sie, erst durch die schweren Einbussen der Revolutionszeit erschöpft, dann durch die fortwährenden Kriege behindert, sich nicht nur nicht über ihren alten Umkreis hinaus erweitert, sondern innerhalb desselben weite Strecken un bebaut, d. h. dem Gartenbau und den grossen Tuch- und Leinwandbleichen gewidmet gelassen. Die Einwohnerzahl überstieg zur Zeit der preussischen Besitznahme nicht 28 000; die Einwanderung war bis dahin sehr mässig gewesen. Man kannte sich untereinander, und das Nachbarverhältnis war ganz wie in kleinen Städten. Die Bürgersleute sassen in guter Jahreszeit selbst in den gangbarsten Strassen abends vor ihren Türen. Ihre Lebensweise hatte noch viel vom Altväterischen. Die Volksfeste hatten viel vom Charakter der „guten alten Zeit“ bewahrt, und wenn die Franzosen die Prozession des Karlstages mit der Riesenpuppe des grossen Kaisers ungeachtet der nachahmungstüchtigen Bewunderung des Empereur für Charlemagne abgeschafft hatten, so hatten sie doch sonstige Feste, Prozessionen, Kermessen mit ihren zum Teil ziemlich rohen Spielen, Mitternachtsmesse, Wallfahrten u. a. bestehn lassen. In Sitten und Gebräuchen war ein Gemisch von Deutschem und Belgischem. Der Klerus war geachtet und ziemlich zahlreich. Die Aufhebung der Klöster hatte eine Menge Ordensgeistlicher säkularisiert, und da man nicht daran hatte denken können, sie alle mit Pfarren und Kaplaneien zu versehen oder an Schulen zu beschäftigen, so lebten manche von dem ihnen gelassenen spärlichen Einkommen und leisteten

Aushilfe in den Pfarrkirchen. Die einst zahlreichen Klöster waren sämtlich aufgehoben, mit Ausnahme des Alexianer-Laienklosters, dessen Bewohner, vom Volke Begarden genannt, die Kranken pflegten, die Toten begruben und eine Irrenanstalt hatten, und der der weiblichen Krankenpflege gewidmeten Christensen, die schon im 15. Jahrhundert vorkommen. Hier wie anderwärts waren die Klostergebäude, wenn man sie nicht zerstört hatte, wie es denen der Kapuziner, vormaligen Webbegarden¹⁾, der Kreuzherren, der Regulierherren oder regulären Canonici des hl. Augustin u. a. erging, grösstenteils entweder in Kasernen oder in Fabriken und Wollmagazine umgewandelt. Kasernen waren das Karmeliterkloster und das der Franziskaner-Tertiärerinnen im Marienthal, deren Kirchen abgetragen worden waren. Zu Manufakturen und Wohnungen dienten die Klöster der Cölestinerinnen, vormals Augustinerinnen, der Klarissen, der Poenitenten, wie das geräumige Jesuitenkollegium. Auf dem Raume des Regulierherrenklosters hatten die Franzosen den Bau eines Präfekturgebäudes beabsichtigt, gegenüber dem damaligen Palais des Präfekten, das später dem Kaiser Alexander zur Wohnung diente und gegenwärtig in einen Gasthof²⁾ umgewandelt ist. Schon war am Napoleonstage 1813 der Grundstein gelegt, als kleine politische Hindernisse eintraten. Zwei dieser Klöster, die der Cölestinerinnen und der Klarissen, habe ich nebst ihren Kapellen zu neuem Leben und heilbringender Wirksamkeit wiedererstehen sehen, jenes den Schwestern vom armen Kinde Jesu, dieses den Franziskanerinnen eingeräumt, zwei Genossenschaften, welche Liebe um Liebe, Wohltat um Wohltat tauschen. Die Deutschordenskommende zu St. Aegidius (St. Gilles) war von den Franzosen der Gendarmerie eingeräumt worden, welche die Kapelle als Pferdestall gebrauchte. Die Malteserkapelle zu St. Johann (St. Jan) war eine Ruine mit gotischen Resten, die man später als Schullokal umbaute. Andere Kapellen waren verschwunden. Verschiedene grössere Klöster

1) Diese ordensähnliche Genossenschaft, deren Mitglieder als Weber ihren Unterhalt erwarben, ist seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts in Aachen nachweisbar. Sie verliessen 1591 ihr Haus, worauf auf seinem Platze ein Kapuzinerkloster erbaut wurde, von dem der heutige Kapuzinergraben seinen Namen hat.

2) Hoyers Hotel zur Kaiserlichen Krone in der Alexanderstrasse. Auch die Kaiserin Josefine hat 1804 hier gewohnt.

waren zu anderen Zwecken verwendet worden. Im Franziskanerkloster hatten Gericht und Gefängnisse Raum gefunden, im Augustinerkloster die Sekundärschule oder das nachmalige Gymnasium, in dem der Barfüßserinnen der hl. Theresia das schon erwähnte Josephinische Institut, in dem der Annunziaten eine Irrenanstalt, in jenem der Sepulcrinen eine Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände. Die Kirchen der Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner, Kreuzherren waren Pfarrkirchen geworden, ebenso wie die alte Stiftskirche zum hl. Adalbert, welche ihre Geschichte bis zu der Zeit der sächsischen Kaiser hinauf verfolgt. Das einst reiche Stift war begreiflicherweise alsbald der allgemeinen Spoliation zum Opfer gefallen. An mittelalterliche Zeiten und an das benachbarte Belgien erinnerten noch zwei Beginenhöfe, der St. Matthias-¹⁾ und St. Stefanshof. Der letztere hat bis heute seine alte Gestalt, wenn nicht seine alte Bestimmung bewahrt und bildet mit seiner Kapelle und den kleinen niederen Häuschen, die einen grossen Bleichplatz umgeben und gegenwärtig von der Armenverwaltung zum Unterbringen alter Stipendiaten benutzt werden, recht im Herzen der Stadt eine eigentümliche Erscheinung²⁾. In der französischen Zeit hielten hier Nonnen oder Beginen Kleinkinderschulen, ebenso wie in den Gebäulichkeiten des vormaligen Ursulinerinnenklosters, welches später in das Hauptsteueramt verwandelt wurde. Die Reichsabtei Burtscheid war schon im Jahre 1794 aufgehoben worden, und in Stadt und Umgebung erinnerte mit Ausnahme der Wohltätigkeitsanstalten an das hier einst überwuchernde Klosterleben nichts als das arme kleine Klösterchen im Paulinenwäldchen, wo wenige französisch-belgische Trappisten ihre Gärtchen anbauend von ihrer Hände Arbeit lebten. Ungefähr ein Jahrzehnt nach der preussischen Besitznahme standen von diesem Klösterchen nur die nackten Mauern.

Die Stadt war, wie gesagt, während der französischen Herrschaft vielfach verschönert worden und hatte ein freundlicheres Aussehen gewonnen. Schon vorher hatte man mit dem Wegräumen

1) Die Erinnerung an diesen Konvent, der 1261 gestiftet, später mit dem Nonnenkloster Marienthal vereinigt wurde, ist in dem Namen der Matthiashofstrasse erhalten.

2) Jetzt ist auch dieser Rest des Mittelalters verschwunden. Die einzige Erinnerung an den ehemaligen Beginenhof ist die Statue des hl. Stephanus an der Ecke der Hartmannstrasse.

der die alte innere Stadt mit der äusseren in Verbindung setzenden sogenannten Mitteltore und dem Ausfüllen des noch übrigen Teiles der erstere umschliessenden Gräben begonnen — eine Arbeit, die um das Jahr 1803 zu Ende gebracht worden war und jedenfalls die Bequemlichkeit des gesteigerten Verkehres förderte, da diese ganz nutzlos gewordenen Mitteltore sich alle an sehr frequenten Orten befanden. Problematischer war der Gewinn bei der Abtragung der meisten äusseren Stadttore und der Mauertürme, womit im Jahre 1807 der Anfang gemacht worden war, nachdem das Gouvernement die alten Befestigungen der Stadt geschenkt hatte. Bequem mochte auch diese Abtragung der Tore sein, welche möglichst prosaisch und wohlfeil durch Eisengitter und Zollhäuser ersetzt wurden, aber beim Anblick der beiden noch erhaltenen, des grossartig eigentümlichen Marschirtores, welches eine mittelalterliche Burg für sich bildet, und des mit Vortürmen und Schenkelmauern versehenen Ponttores kann man nicht umhin, den Radikalismus des Nützlichkeitsprinzips gedachter Zeit zu beklagen. Die Umwandlung der äusseren Festungsgräben in Promenaden, unter der französischen Verwaltung begonnen, unter der preussischen fortgesetzt, verlieh der Stadt einen schönen und in solchem Umfange nicht gewöhnlichen Schmuck. Wie viele Übelstände waren aber im Innern noch geblieben, als die napoleonische Zeit ein Ende nahm! Offene Abflüsse des Thermalwassers unter Bogenöffnungen, wo die Frauen des Volkes schmutzige Wäsche bearbeiteten, während der Schwefeldunst Nachbarschaft und Vorübergehende belästigte und der populäre Glaube Spukgestalten an den unsauberen Ort bannte ¹⁾; Reste des alten inneren Stadtgrabens mit sumpfendem Wasser zur Förderung des Wechselfiebers in den nahen Häusern; eine Wollwäsche in einem Bache längs einer der gangbarsten Strassen der inneren Stadt ²⁾; mangelhafte Abflüsse

1) Gemeint ist der sog. Kolbert, ein jetzt überbauter Abflusskanal der Bäder am Büchel. Hier hauste das „Bakau“ (Badekalb), eine gespenstische Erscheinung in Kalbsgestalt mit Feueraugen, das zur Nachtzeit unter Kettengerassel dem Vorübergehenden auf den Rücken sprang. Der Aachener Dialektdichter Josef Müller hat dem Bakau eines seiner Gedichte, eine Parodie auf den Goetheschen Erbkönig, gewidmet.

2) Es war die schon 1338 erwähnte Pletschmühle in der Adalbertstrasse. In dem Hause befand sich später eine Nadelfabrik.

und ähnliches — das alles hatten die Franzosen uns gelassen. Für die Badeanstalten war mit Ausnahme der Neufassung der Kaiser- wie der Rosenbadquelle und des Baues des für die Kaiserin Josefine bestimmten Marmorbades nichts geschehen, aller weit-schichtigen Pläne ungeachtet, welche der „Imperator Napolio“, wie die Inschrift im Kaiserbade ihn nannte, „in memoriam tanti principis“, d. h. seines Vorgängers Charlemagne, hatte entwerfen lassen. Der Trinkbrunnen war noch der von den schwächeren unteren Quellen¹⁾ hergeleitete an der Neuen Redoute auf dem feuchten, von Häusern eng umschlossenen, mit Bäumen bepflanzten Platze, den man den „Bend“ nannte, und welcher im Sommer mit Jahrmarkt-buden bedeckt wurde. Kurz, die französische Zeit hatte der ihr nachfolgenden Verwaltung, der des Staates wie jener der Stadt, vollauf zu tun gelassen.

Beide feierten nicht, und nachdem die durch Kriege und Umwälzungen geschlagenen Wunden sich geschlossen hatten, eine sichere Grundlage des Friedens und der Ordnung wiedergewonnen war, entwickelte sich eine Tätigkeit, welche sich im Verlauf der Zeit zu einer wahrhaft kolossalen gesteigert hat. Die innern lokalen Übelstände wurden allmählich weggeräumt, zum Teil freilich langsam genug. Zuerst gewann diejenige Stadtgegend, in welcher der König während des Kongresses wohnte, ein verändertes Aussehen. Im Frühling 1818 hatte Friedrich Wilhelm III. der Stadt das Eigentum der Bäder wiedergegeben. Im Jahre 1822 wurde auf dem nach ihm benannten, mit Bäumen bepflanzten Platze der Grundstein zu dem neuen Trinkbrunnen gelegt, der zu Ehren der damaligen Kronprinzessin den Namen Elisenbrunnen erhielt, eine hübsche Säulenrotunde mit anstossenden Portiken und zwei Flügelgebäuden, welche durch den später hinter derselben, auf dem Raume des vormaligen Ursulinenklosters angelegten anmutigen Garten bedeutend gewonnen, aber den zweifachen Nachteil hat, dass man zu der Quelle tief hinabsteigen muss und die Portiken weder gegen Regen noch gegen Sonne hinreichenden Schutz gewähren. In demselben Jahre wurde der Bau des neuen Schauspielhauses in Angriff genommen, auf den Lokalitäten des demolierten Kapuzinerklosters, in fast unmittelbarer Nähe des

1) Es sind die Quellen an der Comphausbadstrasse. Sie wurden später gefunden als die sog. oberen Quellen zwischen Hof und Büchel.

Brunnens. Das Theater befand sich bis dahin, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im Mittelpunkte der Stadt auf dem sog. Katschhofe¹⁾, zwischen dem Münster und dem Rathause, wo einst der die Kirche mit der Pfalz verbindende Portikus sich hingezogen haben muss und später städtische Bauten standen, während heutzutage eine Stadtschule den Raum einnimmt²⁾. Der Bau des in seinen Formen edlen und seinen Zwecken entsprechenden Theaters³⁾ war das Signal zu einer Tätigkeit, welche im Verlauf der Jahre diesen ganzen Stadtteil umschuf und den Mauerkreis durchbrach, um Strasse an Strasse zu reihen und das benachbarte Birtscheid mit Aachen zu verbinden.

Die nähere Umgebung der Stadt war damals nicht so durch Fabrikanlagen und Bauten in Anspruch genommen und verdorben, wie es heutzutage der Fall ist. Unmittelbar vor den Toren begannen die schönsten Promenaden. Vom Adalbertstore führte nach Birtscheid die in der französischen Zeit angelegte prächtige Allee, welche bei den Anlagen vor dem Rosenbade endigte, und von der zur Linken zwei Wege nach Frankenberg gingen, der eine fahrbar, wenngleich nicht bequem, der andere durch das anmutige, im Frühling von zahllosen Nachtigallen belebte, später leider grösstenteils gelichtete Gehölz. Frankenberg, die ehemalige Vogteiburg der Abtei Birtscheid, einer Linie der Merode gehörend, zeigte sich noch mit den malerischen Ruinen des älteren Teiles der auf einem vom Wasser umgebenen Felsen ragenden Burg, damals weit mehr als heute geeignet, der poetischen Tradition vom Ringe Fastradens zum Schauplatz zu dienen. Max v. Schenkendorf, im Aachener Bade Heilung suchend, hatte hier im Jahre 1815 gewohnt. Hier war sein schönes Gedicht: „Ich zieh in euch, ihr Mauern“ entstanden⁴⁾. Die Nachmittagswanderungen nach

1) Der Katschhof, jetzt Chorusplatz genannt, hatte seinen Namen von dem sog. Kaks, dem mittelalterlichen Pranger, der früher hier stand. Vgl. H. Loersch, der Kaks- oder Katschhof zu Aachen. *Picks Monatschrift* V (Trier 1879). Das Schauspielhaus wurde 1747 erbaut. Vgl. *Pick*, *Aus Aachens Vergangenheit*. S. 447 ff.

2) Die Schule wurde bei der Errichtung des neuen städtischen Verwaltungsgebäudes niedergelegt.

3) Über das neue Schauspielhaus vgl. Alfons Fritz, *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins* XXII, 9 ff.

4) Das Gedicht trägt die Überschrift: „Als ich in Frankenberg bei Aachen wohnte“, und beginnt mit den Worten:

Frankenberg, wo in dem Vorderbau eine Wirtschaft war und auf dem kleinen Hofe am Fusse der Turmruine ländliche Milchspeisen serviert wurden, gehörten zu den liebsten Erheiterungen der Kinderzeit. In der Nähe lag der vielbesuchte Kirberichshof mit dem umfangreichen, von einem Nachen befahrenen Teiche, weiterhin der schöne Landsitz Drimborn mit seinem anmutigen Wäldchen und dem grossen Naturalienkabinett seines Besitzers, des Herrn v. Aussem. An dem von Wasser umgebenen Schösschen Schön-rath und dem Dorfe Forst mit seiner Riesenlinde¹⁾ vorüber gelangte man zu den malerischen, weithin sichtbaren Trümmern des schon zu Ende des 14. Jahrhunderts zerstörten Schlosses Schönforst. Die nähere wie die fernere Umgebung von Burtscheid bot die angenehmsten Spaziergänge, Wiesen und Waldung. An der einst reichen und mächtigen Abtei vorüber, die einst so viele Töchter des rheinischen und belgischen Adels versammelt und noch im vorigen Jahrhundert die etwas prosaische aber imposante Kuppelkirche zu St. Johann aufgeführt hatte, um nicht lange darauf ihre weitläufigen Gebäude um ein Spottgeld veräussern und armen Leuten zu Wohnungen und Werkstätten anweisen zu sehen, gings nach dem Kapellchen, einer vormaligen Eremitage, und an dem grossen schönen Landsitze Eckenberg vorbei durch prächtige Wiesen nach der an der Chaussee nach Eupen gelegenen „Steinernen Brücke“ und weiterhin nach dem schönen Aachener Wald, wo das hochliegende Linzenshäuschen eine anmutige Fernsicht über das ganze Tal und die umschliessenden Höhen gewährte.

„Ich zieh in euch, ihr Mauern,
Mit Wehmut und mit Lust,
O Vorzeit, reich an Schauern,
Du ziehst in meine Brust.“

Aus derselben Zeit stammt das Gedicht:

Am See.

Und wenn ich hier am Wasser steh,
In diesem klaren Spiegel seh
Den Himmel und die Bäume.
So zieht michs wohl hinab, hinab,
Gern sänken in das feuchte Grab
Die Sehnsucht und die Träume. U. s. w.

1) Dieser gewaltige Baum, einer der ehrwürdigsten in Deutschland, hat noch eine Höhe von 20 und einen Umfang von 14 m. Sein Alter wird auf 800 Jahre geschätzt.

Der Lousberg zog stets zahlreiche Besucher an. Die im Jahre 1804 auf der Spitze errichtete Pyramide, mit ihren „Napoléon le Grand“ feiernden und an die in gedachtem Jahre vorgenommene Triangulation erinnernden Inschriften, war 1814 von der Höhe herabgestürzt worden, um nachmals ausgebessert wiedererrichtet zu werden — einer der wenigen Akte populären Vandalismus, die in diesen Gegenden vorgekommen sind. Noch war es Sitte, an Sonntagnachmittagen sich nicht mit Spaziergang oder Spazierfahrt in und längs den regelmässig überfüllten nächsten Promenaden zu begnügen, sondern an irgend einem Vergnügungsorte den Kaffee zu trinken, wozu ausser dem Lousberg in unmittelbarer Nähe der Stadt zwei Wirtschaften Gelegenheit boten, die Ketschenburg und Robensgarten. Im Sommer sass man im Freien, während in den Salons der Ketschenburg eine Succursale der Redoute mit Roulette und Rouge et Noir etabliert war, im Winter in den mit Tabakrauch gefüllten inneren Räumen. Andere entfernte Vergnügungsorte schlossen sich diesen an. Harfenmädchen und andere Musik fehlten nicht.

Während der fünfzehn Jahre des Friedens und der gesicherten Ruhe, die von 1815 bis zur Julirevolution auf einander folgten; ging alles einen geregelten, nicht raschen aber die verschiedensten Interessen fördernden Gang. Auswärtige Umwälzungen und Kämpfe, die in Neapel, Piemont, Spanien, der griechische Aufstand, berührten die Gesamtheit wenig, obgleich sie hie und da auf die Handelsverhältnisse Einfluss übten. An den parlamentarischen Kämpfen der französischen Restaurationszeit nahm man lebhaften Anteil, und die Pariser Blätter wurden eifriger gelesen als die Deutschen, aber man hatte sich bald daran gewöhnt, Frankreich ganz als Ausland anzusehen, und die von der napoleonischen Epoche so völlig verschiedene politische innere Gestaltung des Landes trug viel zu der Entfremdung bei. Mein Vater war ein konstanter Leser des „Constitutionnel“, den er allabendlich im Kasino oder in dem Weinhause „am Pörzchen“ fand, wohin er sich auf eine Stunde zu begeben pflegte, und wo man im Sommer unter den Nussbäumen des Hofes nach rheinischer Sitte einen Schoppen trank. So hörte ich schon als Knabe von den berühmten Rednern jener Tage, namentlich vom General Foy und von Benjamin Constant, dessen Verwandter Oberst Baron Constant de Rebecque, der über den letzten Muratschen Feldzug geschrieben hatte, eine

Zeitlang in Aachen verweilte, wie von anderen Koryphäen des damaligen Liberalismus. Die Stellung meines Vaters war eine solche, dass er zahlreiche und bedeutende Bekanntschaften anknüpfte, von denen dann gelegentlich auch den Kindern, besonders den ältesten etwas zu gute kam. Nur wenige von den Männern zu nennen, die nach 1815 in unserem Hause waren, erinnere ich an Robert Southey¹⁾, der im Jahre 1817 kam und meinem Vater sein Exemplar von Percys „Reliques of ancient English poetry“ als Andenken liess, welches ich noch besitze, an General Mina²⁾, der zweimal in Aachen war, an Cambacérès³⁾, welchem nach dreijährigem Exil die Rückkehr in die Heimat gestattet ward, und an den vornehmsten aller Heimatlosen, Gustav IV. Adolf⁴⁾. Der Oberst Gustavson lebte längere Zeit in Aachen in ebenso grosser Zurückgezogenheit wie grosser Dürftigkeit. Er hielt sich nicht einmal einen Bedienten und besorgte selbst die gewöhnlichsten Arbeiten für seine Toilette in eigener Person, in

1) Englischer Dichter und Historiker, 1774—1843. Zu seinen Gunsten lehnte Walter Scott 1813 die ihm angebotene Würde eines Poet laureate ab.

2) Über diesen spanischen General (1781—1836) vgl. die „Biographie universelle“. Uhlands Gedicht „Die Bidassoabrücke“ ist ihm gewidmet.

3) Zweiter Konsul, Herzog von Parma und Erzkanzler des Kaiserreiches wurde 1816 verbannt, lebte in Brüssel, wurde aber schon 1818 zurückgerufen. Während seiner Verbannung gebrauchte er in Aachen die Bäder, wo er sich, wie auch sonst, durch seinen Geiz unbeliebt machte. Er starb 1824 in Paris.

4) Er war 1809 wegen seiner eigensinnig beschränkten Politik, die Schweden an den Rand des Verderbens brachte, von den Reichständen abgesetzt worden und hatte das Land verlassen. Im Exile verfasste er ausser einem „Mémorial du colonel Gustavson“ (Leipzig 1829) die von Reumont erwähnte Schrift „Nouvelles considérations sur la liberté illimitée de la presse“ (Aachen 1833). F. W. Hackländer erzählt in seinen Jugenderinnerungen, wie auch er im Hause seines Vaters, der in Burtscheid Elementarlehrer war, damals den König gesehen habe. „Als er uns durch Kopfnicken grüsste, sagte ich keck: „Guten Tag, Herr König“, worauf er erwiderte: Du musst nicht sagen „Herr König“, sondern „Herr Oberst“. — Später kam er noch oft in unser Haus, so auch an einem Weihnachtsabend, wo er im Scherze einen Shawl umhing und einen Damenhut aufsetzte, unter welchem das scharf geschnittene Gesicht mit der weit vortretenden Nase und den unruhig blickenden Augen seltsam abstach.“ F. W. Hackländer, Der Roman meines Lebens I, 34.

jener Gemütsstimmung befangen, die in eine Art Monomanie ausartete. Ein fleissiger und einsamer Spaziergänger, begegnete er auf seinen Wanderungen oft meinem Vater, der sich durch keine Ungunst des Wetters vom Spaziergang abhalten liess, und so knüpfte sich zwischen beiden eine Bekanntschaft, die den vormaligen König in unser Haus und an unseren Tisch führte. Er war eine eigentümliche Erscheinung: schlank, etwas steife Haltung, der Kopf an Karl XII. erinnernd. Die Betrachtungen über die Pressfreiheit, welche er in Aachen in den Druck gab, bevor er sich in St. Gallen niederliess, wo er im Jahre 1836 starb, sind ein seltsames Produkt für einen abgedankten Herrscher. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, dass in der Stadt, welche dem Repräsentanten der schwedischen Linie des Hauses Holstein-Gottorp ein Asyl bot, die Gemahlin Bernadottes eine Zeitlang verweilte, bevor sie sich nach der neuen Heimat begab¹⁾. Der damalige Kronprinz Oskar leistete hier eine Zeitlang seiner Mutter Gesellschaft, ein gut aussehender Mann, dem in jener Zeit der Sinn auf anderes gerichtet schien als auf Studien über das Gefängniswesen²⁾.

Zu denen, mit welchen genauere Beziehungen angeknüpft wurden, gehörte der Graf v. Guilford³⁾. Er war der dritte Sohn des vielgenannten Ministers Georgs III., Lord North, der in einer bewegten Zeit, der Zeit der grossen Eroberungen in Ostindien und des Unabhängigkeitskampfes der nordamerikanischen Kolonien, der Zeit der Parlamentskämpfe, in denen die beiden Pitt, Burke, Fox glänzten, längere Zeit das Staatsruder hielt. Klassisch gebildet und ein so eifriger Verehrer des Altertumes wie irgend ein englischer Scholar es nur immer sein konnte, durch Reisen und längeren Aufenthalt in Griechenland mit glühendem Enthusiasmus für das Land, seine Geschichte, seine Sprache, seine Literatur erfüllt, in Italien überall gekannt und beliebt, fasste Frederick North, als er im Jahre 1817 einundfünfzigjährig nach dem Tode

1) Im Sommer 1819. Vgl. Reumont, König Gustav III. von Schweden in Aachen in den Jahren 1780 und 1791 in: „Kleine historische Schriften“ S. 381.

2) König Oskar I. von Schweden (1844—1859) schrieb „Über Strafe und Strafanstalten“ (Stockholm 1840).

3) Über ihn handelt ausführlich: A. v. Reumont, Zeitgenossen (Berlin 1862) II, 175.

zweier älteren Brüder die Peerswürde und ein ansehnliches Vermögen erbt, einen Entschluss, der ihn in die Reihe der Wohltäter eines lange geknechteten Volkes gestellt hat, so wenig auch die Ausführung dem ursprünglichen Gedanken entsprach. Es handelte sich um die Gründung einer griechischen Universität zur Wiederbelebung des Nationalgefühles wie zur Bildung eines wissenschaftlichen Zentrums für die Griechen, die damals zerstreut, meist in Italien, wo Venedig, Padua, Pisa sie vorzugsweise anzogen, zum Teil in Paris und in Deutschland gelehrte Bildung suchten. Die jonischen Inseln waren damals der einzige Teil Griechenlands, wo überhaupt von irgend einer Stiftung dieser Art die Rede sein konnte, und es charakterisiert den enthusiastischen aber nicht in gleichem Masse praktischen Engländer, dass er durch klassische Erinnerungen angezogen, zuerst an Ithaka dachte, worauf er sich dann indes bald für Korfu entschied. Mehrere junge Griechen studierten auf seine Kosten; einer derselben, eine Zeitlang sein Sekretär, Spiridion Tricoupi, hat sich als Diplomat und Historiker einen Namen gemacht. Bücher, in England, Deutschland, Frankreich, namentlich in Italien erworben, gingen in Menge nach der jonischen Hauptstadt ab, welche an literarischem Materiale empfindlichen Mangel litt. Als ich erst ein zehnjähriger Knabe war, sagte Lord Guilford schon, ich müsse ihn einst als Zögling seiner Hochschule begleiten.

Die Gründung der Universität Bonn, welche während des Aachener Kongresses erfolgte, gab zu mancherlei Beziehungen Anlass. Schon von früher her, als Professor in Erlangen, war Christian Friedrich Harless mit meinem Vater bekannt, und er war unser Gast, wenn er Aachen besuchte, was wiederholt geschah. Mehr Philolog als Arzt, so gelehrt wie konfus, war er eine höchst originelle Erscheinung, die uns immer belustigte, wenn er mit geschlossenen Augen die Konversation fortführte und bei Tisch die Hammelkeule ergriff, indem er einem ihm gegenüber Sitzenden die Hand reichen wollte. Seine Vorlesungen entsprachen seinem Wesen, und ich habe ihn, als er einmal auf die Bäder von Pisa zu reden kam, den Schneiderschen Gasthof in Florenz und die toskanischen Vetturineinrichtungen schildern hören. Ernst Bischoff, Lehrer der Arzneimittellehre, der Anatom Mayer, damals ein junger Mann, u. a. gehörten zum Bekanntenkreise. Mein Vater war eines der ursprünglichen Mitglieder der Bonner Gesell-

schaft für Natur- und Heilkunde, wie er längst in die niederländische Akademie der Wissenschaften zu Vlissingen, in die medizinischen Gesellschaften zu Brüssel und Erlangen und in die mineralogische zu Jena aufgenommen worden war. Zu auswärtigen Ärzten wurden mancherlei Beziehungen unterhalten, so zu Hufeland und Formey in Berlin, zu Alibert, Lagneau u. m. a. in Paris. Schon als Kind vernahm ich viel von fremden Ländern und von bekannten Leuten, ein Vorteil für das spätere Leben, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Sechstes Kapitel.

Erziehung. — Kunst, Literatur.

Nachdem die erste Kinderschule durchgemacht war, hatte ich längere Zeit hindurch Privatunterricht, der im Englischen, in der Naturgeschichte und Geographie wie in der Kalligraphie und im Zeichnen auch dann fortwährte, als ich zu dem Vikar unserer Peterspfarre, dem als Pfarrer zu St. Johann in Burtscheid verstorbenen Joh. Jos. Scheen kam, welcher eine kleine Zahl Schüler hielt. Bei ihm blieb ich bis zum Aufgeben dieser seiner Tätigkeit als Lehrer im Frühling 1821, worauf ich als Quartaner zu dem Gymnasium zugelassen wurde, welches ich nach Absolvierung des Lehrkursus im Spätsommer 1823 verliess. Dem braven Geistlichen, welchem seine Schüler abwechselnd jeden Morgen in der Kirche, der sein nachmals abgetragenes Häuschen wie ein Schwalbennest angeklebt war, die Messe dienten, und von dem ich auch für die erste Kommunion vorbereitet wurde, verdanke ich, abgesehen von der Muttersprache, den Unterricht im Lateinischen und Französischen und die erste Grundlage in der Geschichte nach dem damals vielgebrauchten Buche Jakob Brandts, Pfarrers zu Weiskirchen in der Wetterau, der später Bischof von Limburg wurde. Im Griechischen erhielt ich Privatunterricht, um das Gymnasium zu Ostern beziehen zu können, und setzte diesen Unterricht auch dann noch bei den Oberlehrer Christian Quix

fort, einem Manne, der ein sehr schwacher Hellenist war und selbst in seiner Muttersprache mit der Grammatik stets in erbittertem Kampfe lag, aber um die Geschichte Aachens und seiner Umgebung sich durch Sammlung und Bekanntmachung des urkundlichen Materiales unvergängliches Verdienst erworben hat¹⁾. Das Aachener Gymnasium befand sich zur Zeit, als ich in dasselbe eintrat, in einem ziemlich traurigen Zustande. Das gesamte Bildungswesen war in der französischen Zeit äusserst mangelhaft gewesen. Wie die Direktorialregierung die rheinischen Universitäten Mainz, Trier, Bonn, Cöln, von denen in ihrer damaligen Verfassung freilich nicht viel Rühmliches zu melden war, aufgehoben hatte, um ein Unterrichtssystem einzuführen, welches allen deutschen Ansichten vom Zusammenhang der Wissenschaften wie aller herkömmlichen Praxis schnurstracks zuwiderlief und auf gründliche Entnationalisierung berechnet war, so hatte auch das von den Exjesuiten geleitete alte Gymnasium in der ersten Revolutionszeit ein Ende genommen. Sein Lokal war schon beim ersten Einrücken der Franzosen verwüstet, dann wiederhergestellt aber bei der definitiven Besitzergreifung als Militärbäckerei benutzt, endlich verkauft worden. Die im Jahre 1806 im Augustinerkloster eingerichtete Sekundärschule war ein preussisches Gymnasium geworden²⁾. Aber Unterricht wie Disziplin liessen sehr viel zu wünschen übrig. Nicht ein einziger bedeutender Philologe war an der Anstalt tätig³⁾. Der Lehrer der Geschichte diktierte

1) Quix wurde 1773 geboren, trat jung in den Karmeliterorden, war (1805—1822) Lehrer am Aachener Gymnasium, dann bis zu seinem Tode (1844) Stadtbibliothekar. Durch Joh. Friedr. Böhmer zu historischen Studien angeregt, verfasste er zahlreiche Abhandlungen zur Aachener Geschichte, deren Verdienste von H. Loersch, Aachener Rechtsdenkmäler (Bonn 1871) gewürdigt worden sind. Vgl. auch Wacker in den Mitteilungen des Vereins für Kunde der Aachener Vorzeit. Jahrg. IV, S. 41 ff., 89 ff.

2) Das Gründungsdatum der Aachener école secondaire communale ist der 1. Dezember 1805. Aus ihr ging zunächst 1808 das sog. collège, dann 1814 die jetzt Kaiser-Karls-Gymnasium genannte Anstalt hervor. Vgl. darüber H. Schwenger, Jahresbericht über das Kaiser-Karls-Gymnasium zu Aachen für das Schuljahr 1897/8.

3) Dass der Mangel an geeigneten Lehrern damals allgemein war, zeigt z. B. F. Moldenhauer, Geschichte des höheren Schulwesens der Rheinprovinz unter preussischer Regierung (Cöln 1895) S. 9.

einige Daten und gab uns Ausschnitte aus dem Konversationslexikon zur Erläuterung. Die Vorträge über deutsche Literatur bestanden in Excerpten aus einem Buche Franz Horns. Jene über Physik und Mathematik waren die eigentliche Spielzeit der Schüler, welche mit dem unglücklichen Lehrer allen erdenklichen Schabernack trieben. Die obere Leitung, in der Hand eines übrigens achtungswerten Geistlichen, den man später mit einer Stiftsherrenstelle abfand, war unendlich schwach. Die Dinge besserten sich schon zu meiner Zeit, und es wurden manche jüngere Kräfte herangezogen, die namentlich dem Unterrichte in den alten Sprachen eine andere Wendung gaben. Anderes aber blieb noch sehr im Argen. Die Unzulänglichkeit des Gymnasialunterrichtes damaliger und zum Teil auch noch späterer Zeit für die meisten und nächstliegenden Lebenszwecke, wenn nicht das Haus und Privatstudium nachhalfen, die Lückenhaftigkeit wichtigster Fächer neben perfektenartiger Pedanterei in unwesentlichen Dingen, der Mangel an Übersicht, selbst in den viele Zeit wegnehmenden Unterrichtsweigen, ein Mangel, über den man sich bei dem Schüler nicht verwundern darf, wenn man ihm bei manchen Lehrern begegnet, und der, wie es gerade bei der alten Literatur der Fall ist, dem Verwerten des Gelernten und der freieren Auffassung im Wege steht — alle diese Schwächen sind mir aus eigener Erfahrung klar geworden.

Mein Austritt aus dem Gymnasium wurde durch einen Umstand herbeigeführt, der meinem Leben eine ganz verschiedene Wendung hätte geben müssen, wäre ein ziemlich plötzlich entstandener Plan zur Ausführung gekommen. Im Jahre 1824 erschien Lord Guilford in Aachen und frug meine Eltern, ob sie mich mit ihm nach Griechenland ziehn lassen wollten. So schwer es ihnen ankommen mochte, denn Corfu lag damals für die Bewohner einer westdeutschen Grenzstadt beinahe ausser der Welt, so willigten sie doch ein. Meine Begierde, ferne und klassische Länder zu sehen, war begreiflich. Schon war mein Koffer gepackt, als ein unvorhergesehenes Hindernis, die Verweigerung des Reisepasses seitens der Aachener Regierung, alles änderte. Der griechische Unabhängigkeitskampf, welcher viele Auswanderer verlockte, hatte die Massregel veranlasst, Pässe nach Italien und Griechenland nur durch die Ministerien des Inneren und der auswärtigen Angelegenheiten ausfertigen zu lassen. Auf die Erteilung eines solchen Passes von Berlin her konnte Lord Guilford

begreiflicherweise nicht warten. So musste die Reise aufgegeben werden. Ich begleitete meinen freundlichen Gönner bis Bonn, wo ich mit ihm bei Niebuhr war, der im Jahre zuvor seinen römischen Gesandtschaftsposten aufgegeben hatte und nun die diplomatische Tätigkeit mit stillem, der Wissenschaft gewidmetem Leben in der rheinischen Universitätsstadt vertauschte, zu deren Blüte er wie kein anderer beigetragen hat. Dem Siebengebirge gegenüber nahm ich Abschied von dem trefflichen Manne, den ich nicht wiedersah. Er starb in seiner Heimat am 14. Oktober 1827, einundsechzigjährig, im Begriffe nach Corfu zurückzukehren, von wo er wenige Monate früher angelangt war. Sechs Jahre später war mir beschieden, das Land zu betreten, wo er segensreiche Spuren und das ehrenvollste Andenken zurückgelassen hatte, so wenig auch der Erfolg seiner eifrigen und aufopfernden Bestrebungen seinen Ideen und Hoffnungen entsprach.

Die Fahrt nach Bonn war mein erster längerer Ausflug, denn bis dahin hatte ich, eine Fahrt nach Spa abgerechnet, nur die Verwandten in Randerath, Hülchrath, Caster, Ortschaften des Aachener und Düsseldorfer Regierungsbezirkes besucht. Ich sah den Cölner Dom, an dessen Chor damals die Restaurationsarbeiten in der Ausführung waren, die ihn vor Verwitterung und Einsturz sicherten. Von Bonn hatte ich seit frühester Kindheit viel erzählen gehört, und wenn die Stadt mir eben keinen besonderen Eindruck machte, so bewunderte ich umsomehr den grossartigen Blick vom Alten Zoll und wanderte durch die anmutige Umgebung. Auf dem Kreuzberg, den ich heute vor mir sehe, während ich nach mehr als 46 Jahren diese Zeilen schreibe, frühstückte ich da, wo gegenwärtig Jesuiten wohnen, und spazierte über die grünen Abhänge des Vorgebirges nach Kessenich und Dottendorf. Unser Cölner Weinhändler Urbach, den ich in Bonn traf, ein alter Mann, der die Haarbeutelecoiffure nicht abgelegt hatte, lud mich ein, mit ihm nach seinem Weingut in Scheuren nicht ferne vom Siebengebirge zu fahren, wo ich einige Tage verweilte und die Umgebung, Unkel, Erpel, Linz besuchte. Nach Hause zurückgekehrt fand ich die Eltern in Erwartung erwünschten Besuches. Zu Anfang September traf Dr. William Somerville mit seiner Frau und zwei Töchtern, kleinen Mädchen, von einer Rheinreise ein. Einunddreissig Jahre waren dahingeschwunden, seit die Freunde in Edinburg von einander Abschied genommen hatten. Der Schotte

befand sich in der Capstadt, als mein Vater zum zweitenmal in England war. Nun waren beide ältere Männer. Mrs. Somerville erfreute uns alle durch die einfache Natürlichkeit und Anspruchslosigkeit ihres Wesens, die bei ihrer ungewöhnlichen Begabung um so grösseren Eindruck machten. Sie brachte gefüllte Skizzenbücher von der Wanderung mit, auf welcher Sir James Mackintosh Begleiter der Familie war. Der berühmte Parlamentsredner und Staatsmann [1765—1832], damals im Zenith seines Ruhmes, war zugleich ein lebendiger und angenehmer Gesellschafter und seine durch ein treffliches Gedächtnis unterstützte Belesenheit in der alten Literatur gab mir eine Probe der mit Recht gerühmten klassischen Bildung der vornehmen und hervorragenden Engländer, ein Vorzug, welcher unsern Staatsmännern wie unserer Geburtsaristokratie gewöhnlich fehlt, während er über das öffentliche Leben und die Gesellschaft in England einen eigentümlichen Reiz verbreitet.

Während dessen waren in Aachen mancherlei Veränderungen vorgegangen. Im Verlauf der Jahre hatte die preussische Verwaltung Wurzel zu schlagen begonnen, und die ihren tüchtigen Eigenschaften gezollte Anerkennung hatte das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit gestärkt und gehoben. Die von der Regierung in den Verhandlungen mit dem hl. Stuhl an den Tag gelegte Sorge für Wiederherstellung eines normalen und festbegründeten Zustandes der katholischen Kirche in dem nunmehr so ansehnlich vergrößerten Staate konnte guten Eindruck nicht verfehlen. Das am 16. Juli 1821 durch die Bulle *De salute animarum* publizierte Übereinkommen liess manches zu wünschen übrig, ging aber im ganzen von billigen Prämissen aus. Aachen verlor sein Bistum und wurde nun dem wiederhergestellten erzbischöflichen Stuhle von Cöln untergeordnet, während es in alten Zeiten vom Lütticher Fürstbistum abhängig gewesen war. Dass man damals von der Beibehaltung einer Aachener Diözese absah, ist begreiflich, wenn man die geringe Entfernung von Cöln in Anschlag bringt. Nach dem heutigen Stande der Dinge und bei der immensen Zunahme der Bevölkerung in dem übergrossen Cölner Sprengel würde jedoch ein Bistum Aachen seine volle Berechtigung haben. Auch die alte Würde des einst so reichen und grossen Krönungsstiftes, an welchem selbst ein nachmaliger deutscher König, Philipp v. Schwaben, Propst war, und um dessen Präbenden die vornehmsten Geschlechter

sich mühten, weist darauf hin. Es dürfte nicht schwer sein, das durch die gedachte Bulle eingesetzte Kollegiatstift mit seinem Propst und seinen sechs Stiftsherren zum Domkapitel zu erweitern, eine Veränderung, deren gesteigerte Kosten um so weniger ein ernstes Hindernis bieten sollten, wenn man bedenkt, welche Vorteile der Regierung aus dem gesteigerten Ertrage der Domänen erwachsen, die gemäss der Vereinbarung von 1821 der katholischen Kirche zur Dotation bestimmt waren, während dieselbe gegenwärtig nur den nach dem früheren Stande berechneten Ertrag bezieht. Zum Lobe der Regierung muss jedoch bemerkt werden, dass die Sätze der Dotation weit liberaler bemessen waren, als z. B. in Frankreich durch das Konkordat von 1801, wobei freilich der ungleich grössere Umfang der preussischen Diözesen in Betracht kommt. Eine vortübergehende Besorgnis, auch den Regierungssitz nach Cöln verlegt zu sehen, wie, was ein Missgriff war, die Vereinigung von Cleve mit dem nun übergrossen Bezirk Düsseldorf erfolgte, erwies sich glücklicherweise als unbegründet. Der Antagonismus gegen das französische Gerichtswesen beschwichtigte sich, obgleich er nie erlosch und selbst in jüngsten Tagen Früchte getragen hat, Uniformitätsbestrebungen zulieb, welche bestehende bequeme und praktische Einrichtungen nach beliebter bureaukratischer Schablone umgewandelt haben.

Die Friedenswerke prosperierten. Am 15. Mai 1825 wurde das neue Schauspielhaus mit einem Prolog von Johann Baptist Rousseau, dessen ich noch gedenken werde, und der Aufführung von Spohrs *Jessonda* eröffnet. Dann folgte am 22. und 23. desselben Monats in dem nämlichen Lokal das Niederrheinische Musikfest¹⁾. Es war das erste seit dem Beitritt Aachens zu dem 1818 von Düsseldorf und Elberfeld gegründeten, drei Jahre später auf Cöln ausgedehnten Vereine, der 1868 sein Jubiläum feierte. Eines seiner ersten und einst tätigsten Mitglieder, der heutige Spezialdirektor der rheinischen Eisenbahn, *Steuerrat Hauchecorne*, gab dazu eine Geschichte dieser schönen Feste als „Blätter der Erinnerung“ heraus. *Ferdinand Ries*, damals zwischen London, wo er sich als Komponist und Musiklehrer eine schöne Stellung

1) Über Theater- und Musikwesen in der ersten Zeit der preussischen Herrschaft vgl. *Alfons Fritz* in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XXIV, 165 ff., 214 ff.

gemacht hatte, und seiner Vaterstadt Bonn geteilt, in deren Nähe zu Godesberg er einen Landsitz erwarb, war Dirigent des Festes, dessen Glanzpunkt Händels „Alexanderfest“ bildete¹⁾. Wie kaum jemals war die Stadt belebt und in Bewegung; dem Theater gegenüber wohnend, hatten wir vollauf von diesem heitern Treiben zu sehen. In allen Häusern waren Gäste, bei uns Prof. Harless. Ries, der meinen Vater kannte, besuchte diesen und tauschte Bonner wie Londoner Erinnerungen aus. Es war noch die primitive Zeit der Musikfeste, als die Solopartien lediglich von Dilettanten ausgeführt wurden. Die Leistungen standen begreiflich nach, das Interesse war aber noch lebendiger als heute. Musik wurde von jeher in Aachen fleissig betrieben, und diese Vorliebe hat sich seitdem bedeutend gesteigert, so dass in keiner anderen rheinischen Stadt ein vorzüglicherer Chor und ein besseres Orchester besteht, während Aufführungen grosser Musikwerke musterhaft genannt werden können und für die meist trefflichen städtischen Konzerte der schöne Saal der Neuen Redoute mit der Zeit viel zu klein ward. Das Theater weckte damals ungleich lebendigeres Interesse als heute, wo es, insofern das Drama in Betracht kommt, völlig in zweiter Reihe steht, während die Oper eigentlich nur dann anzieht, wenn bedeutendere Gastspieler eintreffen. In der erwähnten Zeit spielte die Ringelhardtsche Gesellschaft so in Cöln wie in Aachen, und es fehlte ihr nicht an Talenten, unter denen die Herren Kunst und Paulmann und Fräulein Peche sich einen Namen gemacht haben. Albert Lortzing, der nachmals beliebte Operettenkomponist, spielte jugendliche Liebhaberrollen. Im Jahre 1825 gab Sophie Schröder mehrere Gastrollen, darunter die Phädra und die Sappho. Die Theaterangelegenheiten nahmen in der gewöhnlichen Konversation einen namhaften Platz ein. Begreiflicherweise hingen sie mit den literarischen Interessen überhaupt zusammen.

Zwanzigjährige Fremdherrschaft hätte auf das literarische Leben an dieser äussersten Grenze Deutschlands in jedem Falle den nachteiligsten Einfluss üben müssen, wäre dasselbe vor dem Eintritt dieser beklagenswerten Zeit auch noch so blühend gewesen.

1) F. Ries (1784—1838) war ein Schüler und Freund Beethovens, dessen neunte Symphonie von ihm zuerst bei dem erwähnten Aachener Musikfeste aufgeführt wurde.

In der Tat aber stand es zu Anfang der neunziger Jahre wahrhaft jammervoll, und wenn Herder, der im Jahre 1792 hier verweilte, an anderes als an seinen Rheumatismus und seine ihn selbst in Italien nicht verlassende üble Laune gedacht hätte, würde er über die literarischen Zustände dieser Lande trübe Betrachtungen anzustellen Gelegenheit gehabt haben. Man schrieb ebenso schlecht wie man sprach. Das allgemeine Vorwalten der ausdrucksvollen aber keineswegs wohlklingenden Volksmundart, mit ihrem auf den niederdeutschen Stamm gepfropften Gemisch, war gleichsam ein Reflex der geographischen Lage in einem Dreieck, wo Deutsche einerseits mit holländisch redenden Nordlimburgern, anderseits mit den Wallonen des südlichen Limburg, der Landschaften von Malmedy und Stablo zusammenstossen, Gegenden, in denen überdies jahrhundertlange fremde Okkupation Spuren südländischer Sprache zurückgelassen hat. Das Vorwalten dieses Dialektes selbst in den höheren Ständen musste der deutschen Sprache, deren Regeln derselbe geradezu auf den Kopf stellte, verderblich sein. Wie es, abgesehen von historischer Kritik, die zur Zeit unbekannt war, mit dem Stil aussah, zeigen C. Fr. Meyers 1781 erschienene „Aachensche Geschichten“¹⁾, und man wundert sich beinahe, wenn ein Buch wie des Stolberger Arztes Kortum Abhandlung von den Thermalquellen klar und gewandt geschrieben ist²⁾. Dass es in der französischen Zeit nicht besser wurde, bedarf keiner Erklärung. Alle Förderung, wo überhaupt von Förderung die Rede war, wurde der französischen Sprache und Literatur zu teil. Aber es war überhaupt eine tote Zeit, und ihre Produkte sind kläglich genug. Der Buchhandel lag ganz danieder, der Zusammenhang mit Deutschland war gering und auf verschiedene Weise durch Maut und Polizei erschwert. Es erschienen zwar in Aachen neben dem französischen „Nouvelliste“ zwei deutsche Blätter, die „Stadt-Aachener-Zeitung“ und der „Wahrheitsfreund“, aber sie waren von keiner Bedeutung. Etwas mehr literarisches Leben hatte sich in Cöln erhalten, wo einige Jahre lang der für

1) Wie Reumont erzählt, äusserte Ranke einmal, man müsse sich wundern, dass ein solches Buch überhaupt möglich gewesen sei (Zeitschrift d. Aachener Geschichtsvereins III, 179).

2) Karl Georg Theodor Kortum, ein Neffe des Dichters der *Jobsiade* und wie dieser Westfale von Geburt, schrieb: „Die warmen Mineralquellen und Bäder in Aachen und Burtscheid“ (Dortmund 1817).

die Geschichte dieser Gegenden nicht bedeutungslose „*Mercure du Département de la Roer*“ gedruckt wurde. Wie man Geschichte schrieb und welches die Gesinnung war, zeigt die im Jahre 1802 ausgegebene „Geschichte des fränkischen Rheinufer“ von einem literarisch nicht ungebildeten Manne, dem mehrere Dezennien später als Konsistorialpräsident in Stolberg verstorbenen H. S. van Alpen¹⁾, wenn ich mich recht entsinne, einem geborenen Mörser, der zur selben Zeit Musaeos' Hero und Leander übersetzte. Einige statistische Arbeiten waren noch das Beste.

Die Kenntnis deutscher Literatur verkam nicht, aber sie war kümmerlich. Ein paar Jahrzehnte mehr, und man wäre vollständig französisch gewesen. Da kam zum Glück der Wechsel. Es währte längere Zeit, ehe man in Aachen selbst produktiv wurde, und die ersten Zeugnisse der Umgestaltung waren die Nachdrucke Goethes und Schillers und im Verfolg gute wie schlechte Werke, womit wir von Cöln, dann auch von Karlsruhe und Reutlingen, endlich von Wien aus überschwemmt wurden. Aber die veränderten Verhältnisse liessen 1817 eine tüchtige Buchhandlung gründen, woran es noch fehlte. Es war die heute fortbestehende Mayersche, die sich um Verbreitung der deutschen Literatur in Stadt und Umgebung nicht zu unterschätzende Verdienste erworben hat. Dass der literarische Verkehr mit Frankreich fortwährte, ist begreiflich. Abgesehen davon, dass es kaum einen nur einigermaßen gebildeten Aachener gab, der nicht Französisch gesprochen hätte — ein Kontrast mit der Mehrzahl der neuen Beamten, selbst der höheren, die für ihre Unkenntnis des fremden Idioms bisweilen nur ihren Franzosenhass als bequeme Entschuldigung verwerten konnten, womit sie bei uns wenig Glück machten — trug auch der beständig lebendige Fremdenverkehr dazu bei, die europäische Diplomatensprache und Konversationsprache bei ihrem alten Rechte zu erhalten. Ich wuchs mit der französischen Sprache auf und habe es nie zu bereuen gehabt, denn ich denke nicht, dass meine deutsche Gesinnung durch die frühzeitige Bekanntschaft mit den geistvollen und formschönen Werken der Klassiker unserer süd-

1) „Ein unzuverlässiger Mann“, dessen Werk von einer „mit der alten Reichstreue der Aachener Bürgerschaft auffallend kontrastierenden Gesinnung“ zeugt. A. v. Reumont in der Zeitschr. d. Aach. Geschichtsvereins III, 180.

westlichen Nachbarn gelitten hat. Ohne von dem damals unumgänglichen *Télémaque* zu reden, den ich vom Beginn zum Ende schriftlich übersetzt habe, las ich die dramatischen Meisterwerke *Cornilles* und *Racines*, *Montesquieus* „Grösse und Verfall der Römer“, *Florians* „*Numa Pompilius*“, den man der Jugend noch allgemein in die Hand gab, die *Chateaubriandschen* Schriften u. a. wenigstens ebenso früh wie unsere Autoren. Meine deutsche Lektüre war weniger geregelt als die französische. Neben den *Campeschen* Büchern war eines der ersten Werke, die mir in die Hand fielen, *Albrecht v. Hallers* „*Fabius und Cato*“, von dem mir ein lebendiges Interesse an den Geschicken *Hannibals* geblieben ist. Meine Lektüre war nur zu vielseitig, und es ist viel unnützes, es ist selbst schädliches Zeug mit untergelaufen. Aber ich erlangte eine für meine Jahre nicht gewöhnliche Kenntnis der Literatur, die dadurch gemehrt wurde, dass ich von Kindesbeinen an eifriger Bücherfreund war und mehrfach in Verlegenheit geriet, um meine *Bibliomanie* zu befriedigen. Zum Glück wurde ich frühzeitig auf *Geschichte* und *Geographie* hingewiesen, wengleich in Bezug auf erstere ohne rechte Anleitung, die mir in letzterer nicht fehlte. Als Knabe sass ich in der nicht unansehnlichen väterlichen Bibliothek über den *Folianten Moreris* und *Mezerays* „*Französischer Geschichte*“. *Zimmermanns* „*Taschenbuch der Reisen*“ habe ich grösstenteils durchgesehen und *Guthries* *Geographie* studiert, bevor ich an die *Brasilische* Reise des *Prinzen von Neuwied* und an *Lacépèdes* Ausgabe von *Buffons* Werken ging, nachdem der alte *Raff* mit den *Kinderschuh*en verschwunden war. Es war ein *Durcheinander*, und ich verlor Zeit genug, aber es blieb doch eine Menge *Daten* und *Kenntnisse* haften, die mir später manches erleichtert haben. — Das *Studierzimmer* meines *Vaters* war, nachdem ich einigermassen herangewachsen, auch das *meinige*; mein *Tisch* stand neben dem *seinen*. Während der *Tagesstunden*, die ich bis zum *Jahre 1824* in der *Schule* verbrachte, war mein *Vater* meist *abwesend*; einen Teil des *Abends* hindurch, wenigstens im *Winter*, sass er am *Studiertische*. So gewöhnte ich mich frühe an *Ruhe* und *Ordnung*.

Der *Vertraute* meiner *literarischen* *Passionen* war ein *Hausfreund*, der *regelmässig* ein *paarmal* in der *Woche* *mittags* wie *abends* das *Mahl* teilte. *Karl Günther* aus *Neviges* im *Bergischen*, um *einige Jahre* *jünger* als mein *Vater*, in *frühen Jahren*

Militärchirurg bei den Reichstruppen, hatte sich in der französischen Zeit in Aachen niedergelassen als Officier de santé, wie man es damals nannte, später als praktischer Arzt anerkannt aber ohne Dokortitel. Sein Bruder, der einige medizinische Schriften herausgegeben hat, war Medizinalrat in Cöln. Günther, mit dem wir Kinder gute Freunde waren, hatte mancherlei Kenntnisse und literarisches Talent. Er war in der deutschen Literatur wohl bewandert und ein eifriger Leser. In früheren Zeiten sehr gesellig und selbst Mitglied einer Liebhaberbühne, versank er in vorrückenden Jahren immer mehr in Hypochondrie und führte, da seine äusseren Verhältnisse nicht glänzend waren, ein völlig zurückgezogenes Leben, das er beinahe nur durch Teilnahme an der schönen Literatur zu erheitern suchte. Wieland war sein Lieblingsautor, aber er war zu verständig, um ihn einem Knaben vorzugsweise zu empfehlen. Wenn ich kleine Aufsätze oder Verse, Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen oder Eigenes versuchte, sah er mir die Sächlein durch. Er hat meine ersten Zeilen, ein sogenanntes Rätsel mit Anspielungen auf Italien unter Nennung meines Taufnamens drucken lassen. In den Taschenkalendern und Lokalblättern des Rheinlandes lieferte er gelegentlich populäre Aufsätze und Gedichte. Letztere waren nicht alle poetisch, aber bisweilen las man doch sehr Ansprechendes aus seiner Feder. So sind mir Anfang und Ende eines Gedichtes „Vielleicht“ von ihm in der Erinnerung geblieben, welches die Gemütsstimmung des guten Mannes treu wiedergibt.

Vielleicht, dass noch die Freude winket,
Die längst aus meinem Kreise schwand,
Vielleicht, dass noch ein Stern mir blinket,
Und eh die Abendsonne sinket,
Mir tröstend reicht ein Freund die Hand.

Und die letzte Strophe:

O tröstliches „Vielleicht“, o raube
Mir nicht der Hoffnung letzten Wahn!
Es stärke mich an dich der Glaube
Und wandle über meinem Staube
Sich freundlich in Gewissheit dann.

Allmählich hatte es sich in Aachen auf dem literarischen Felde zu regen begonnen, und man darf gewiss nicht darüber klagen, dass die ersten Erscheinungen lokalen Stoffen gewidmet

waren. Die poetischen begannen freilich, abgesehen von den teilweise sehr gelungenen Gedichten in heimischer Mundart von einem Stubenmaler, Ferdinand Jansen¹⁾, mit einem fabelhaft ordinären Produkt, einem Schauspiel „Karl der Grosse“, die Geschichte Eginhards und Emmas behandelnd, von dem durch alle anständigen Menschen gemiedenen „Brutus“ Biergans. Die im Jahre 1818 erschienene „Geschichte des ritterbürtigen landständischen Adels des Grossherzogtums Niederrhein“ von Anton Robens liess zwar als historisch-genealogisches Werk sehr viel zu wünschen übrig, brachte aber doch für jüngere Zeiten brauchbares Material. Die in demselben Jahre ans Licht getretene „Archäologische Beschreibung der Münsterkirche“ von dem damaligen Bezirkseintnehmer F. Nolten bewahrt noch heute Wert wegen der genauen Schilderung aller Teile des merkwürdigen Bauwerkes und des verständigen Eingehens auf deren architektonische Eigentümlichkeiten, zu einer Zeit, wo das Verständnis der mittelalterlichen Architektur hier äusserst selten und, ungeachtet der namentlich von Sulpiz Boisserée wie auch von Bernhard Hundeshagen mittels seines Werkes über die Pfalz zu Gelnhausen ausgehenden Anregung, so mangelhaft wie möglich war. Statistische Arbeiten aus amtlichen Quellen folgten. Ein paar historische Versuche wie die „Geschichte Dürens“ von P. A. Linde und A. de Bruyn waren ohne alle Bedeutung.

Endlich erschien im Jahre 1824 der Anfang eines Werkes, welches ein Merkmal der von der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, der Schöpfung des Freiherrn vom Stein, auch hier ausgegangenen Anregung, dem historischen Studium die Wege zu ebneten verhiess. Es waren die „Urkunden und Abhandlungen zur Geschichte des Niederrheines und der Niedermaas“ von Wilhelm Ritz. Der Verfasser, ungewöhnlich früh infolge ungewöhnlicher Tüchtigkeit in der Verwaltung des Grossherzogtumes Berg, seiner Heimat²⁾, emporgekommen, war als Regierungsrat in

1) Er führte in den Aachener Kirchen und auch in Privathäusern, in denen früher vielfach ganze Zimmer mit Landschaften bemalt waren, zahlreiche Gemälde aus. In einem jetzt beseitigten Wandgemälde der Münsterkirche hatte er auch sein Selbstporträt angebracht. Seine Gedichte in Aachener Mundart erschienen zum Teil in der noch zu erwähnenden Zeitschrift „Rheinische Flora“. Vgl. H. Freimuth a. a. O. I, 39.

2) Er wurde 1789 in Viersen geboren und starb 1858 in Aachen als Oberregierungsrat.

den preussischen Staatsdienst übergegangen und widmete sich den historischen Studien mit einem Eifer und einer Methode, die damals hier ziemlich neu waren. Es waren Urkunden und Weistümer von Aachen, Stablo, Montjoie, Jülich, Wassenberg, Mörs u. s. w., die das erste Heft enthielt, mit kurzen Erläuterungen. Alles verkündete den rechten Forscher. Versuche über die alte kirchliche Geographie von Cöln und Lüttich, über die karolingischen Bannforsten in Ripuarien, über den hasbanischen Gau u. a. sollten folgen. Leider aber folgte nichts; das erste Heft blieb das einzige. Der Herausgeber lieferte nachmals manche Beiträge zu Leopold v. Ledeburs Archiv, arbeitete und sammelte fortwährend, unterstützte andere bei historischen Forschungen, gab jedoch selbst nichts Grösseres mehr heraus. Es war ein wahrer Verlust, denn Ritz war in hohem Grade scharfsinnig, ideenreich, in den meisten Literaturen sehr belesen, mit Geschmack und richtigem Urteil begabt. In vorteilhaften äusseren Verhältnissen sammelte er eine schöne Bibliothek, von welcher er mit seltener Liberalität dem Aachener Gymnasium schon bei seinen Lebzeiten vieles zuwandte. Auf einem anderen Boden, in freierer Tätigkeit, als diejenige war, welche amtlicher Beruf und Beteiligung an industriellen Unternehmungen ihm schufen, hätte er wissenschaftlich viel zu leisten vermocht, wenn nicht sein nach zu vielen Seiten sich wendendes und dadurch geteiltes Interesse ihm auch unter anderen Verhältnissen Hindernisse in den Weg gelegt hätte.

Ein Jahr nach dem Beginnen des Ritzschen Unternehmens erschien dann die erste ernstliche Arbeit zur Aachener Geschichte von Christian Quix, die „Historische Beschreibung der Münsterkirche“. Schon hier finden sich die Vorzüge und Mängel der überaus zahlreichen Schriften dieses fleissigen Mannes: massenhafte zuverlässige Nachrichten ohne irgendwelche historische Kunst oder Kombinationsgabe, Kenntnis des tatsächlichen Details ohne Verwertung desselben im Zusammenhang der Begebenheiten, reiches urkundliches Material in vielfach fehlerhaften Abschriften. Von künstlerischen Dingen kein Begriff. Soviel diese Arbeiten nun auch zu wünschen lassen, muss man sie mit lebhaftem Dank anerkennen. Denn ohne die Unermüdlichkeit ihres Verfassers, der doch zuerst die Bildung einer urkundlichen Grundlage für die Geschichte und historische Topographie Aachens und seiner Umgebung ins Auge fasste, würden wir heute noch vielfach im Dunkel umhertappen.

Schon waren ein paar Versuche gemacht worden, ein belletristisches Blatt zu gründen, aber der Aachener Boden hatte sich als entschieden ungünstig erwiesen, wie denn überhaupt im Rheinlande bis auf den heutigen Tag kein Unternehmen dieser Art Wurzel geschlagen hat. Ein „Mitteiler“, eine „Teutonia“, ein „Unterhaltungs- und Literaturblatt“ u. s. w. waren nicht durchgedrungen. Zu Ende 1824 versuchte man's abermals in grösserem Massstabe und zog einen Mann nach Aachen, der damals noch sehr jung, sich in der engeren Heimat doch schon einen Namen gemacht hatte. Johann Baptist Rousseau war im Jahre 1802 in Bonn geboren, der Sohn eines Stubenmalers. Sein mütterlicher Oheim und Pate J. B. Neuer hatte sich als Kaufmann in Mailand ein ansehnliches Vermögen erworben, und nicht ohne dessen Hilfe bezog der Jüngling die vor nicht langer Zeit entstandene Hochschule seiner Vaterstadt, um sich dem Studium der Philologie zu widmen. A. W. v. Schlegel interessierte sich für ihn; die altklassische Literatur zog ihn ebenso wie die deutsche, namentlich die mittelalterliche, und jene des südlichen Europa an, die ihm freilich zumeist nur durch Übersetzungen zugänglich wurde. H. Heine studierte damals in Bonn, noch in seiner romantischen Periode und ein Bewunderer Schlegels, wovon das bekannte Sonett von der verschmähten Aftermuse zeugt. Der um ein paar Jahre jüngere Rousseau schloss sich ihm an. Im Jahre 1822 trat Heines erste Gedichtsammlung ans Licht, 1823 erschien in Krefeld ein Bändchen Rousseauscher Verse, worin manches ein unverkennbares Talent zeigte, aber auch die leidige Nachahmung Heinescher Manier, die bereits unter den jungen unselbständigen Poeten zu grassieren begann und meist völlig unausstehlich war. Auch Karl Simrock, damals studiosus iuris, war mit seinem Landsmanne und Altersgenossen befreundet, ein Verhältnis, das einen Riss bekam, als Simrock, nach Berlin übergesiedelt, sich an dem von Julius Curtius herausgegebenen „Musenalmanach“ beteiligte, dessen Xenien auch den armen Rousseau geisselten¹⁾. Dieser hatte Bonn verlassen, um eine Hauslehrerstelle in Opladen bei Mülheim anzunehmen, und redigierte zugleich ein kleines, in

1) „Wollt ihr euch geistig erquicken, so leset die Werke des deutschen — Rousseau. Man schläft zwar ein, aber erwacht dann gestärkt.“ Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins III, 213.

Krefeld erscheinendes literarisches Blatt. Im Jahre 1824 versuchte er es in gleicher Weise in Cöln. Die Belletristik wurde sein Brotfach, ein zwiefaches Unglück in einer Provinz, welche notwendigerweise Mühe empfand, sich von der zwanzigjährigen Zurückdrängung der Nationalliteratur zu erholen, die dort auch früher keinen Boden gehabt hatte.

Es gab in Cöln mancherlei Kräfte, und selbst in der französischen Zeit hatten sich daselbst Tendenzen kundgegeben, die eine deutsch-nationale Richtung einzuschlagen versuchten, aber eine gedeihliche Wirksamkeit war am wenigsten auf dem Felde der belletristischen Journalistik zu erzielen. Ein Thüringer, Christian Samuel Schier, der in Geist und Geschick mit Seume Ähnlichkeit hatte, war für die Redaktion eines dort erscheinenden Blattes „Colonia“ gewonnen worden und gab demselben mindestens anständigere Haltung¹⁾. Als er nach längerem Siechtum starb, die „Colonia“ fortlebte, aber unglaublich tief sank, versuchte es Rousseau mit einer „Agrippina“. Es fehlte ihm nicht an Wohlwollenden und Freunden. Eberhard v. Groote, Josef Kreuser, Franz Göller, der tüchtige Philologe, B. Wilmans, der Übersetzer des Martial, Wilhelm Smets, damals Dom-Kaplan, Ferdinand Deycks von Düsseldorf, einer der Fausterklärer und vor drei Jahren als Professor an der Akademie zu Münster verstorben²⁾, u. a. gehörten zu diesen. Ob die „Agrippina“ in stande gewesen wäre, die allgemeine Ungunst der Verhältnisse, Mittellosigkeit der Unternehmer und laue Teilnahme des Publikums zu

1) Er war als Sohn unbemittelter Eltern 1791 in Erfurt geboren, studierte in Landshut, trat nach der Leipziger Schlacht bei den Jägern in Halberstadt ein und wurde 1815 als Leutnant entlassen. Eine Gothsche Buchhandlung übertrug ihm die Leitung ihrer Filiale in Philadelphia, von wo er aber nach einem Jahre wieder zurückkehrte. Durch eine Parabelsammlung „Sonnenwenden“ machte er den Herausgeber der Cölner „Colonia“ Namens Spitz, der den Nachdruck in grösstem Massstabe betrieb, auf sich aufmerksam und trat bei ihm als Redakteur ein. In dieser Stellung starb er, erst 33 Jahre alt. Seine Gedichte verraten ein nicht gewöhnliches Talent, dem es zur Entfaltung nur an Ruhe und äusseren glücklichen Verhältnissen fehlte.

2) Ferdinand Deycks, geboren am 22. November 1802 zu Burg im Herzogtum Berg, gestorben als Professor an der Akademie zu Münster am 18. Dezember 1867, veröffentlichte 1834 und 1855 eine Schrift über Goethes Faust.

besiegen, muss dahingestellt bleiben. Die Frage ward durch die Zensur entschieden, welche das Blatt nach einigen Monaten des Bestehens unterdrückte wegen eines von Heine eingesandten Klage- und Spottliedes auf Berlin, welches nun gar ein Volkslied aus dem siebenjährigen Kriege sein soll! Die preussische Zensur war zu damaliger Zeit schlimm. Sie machte einem kleinen Aachener Blatt den Garaus wegen eines nicht im entferntesten böse gemeinten Gedichtes auf den Tod einer Dame, worin *horribile dictu* zu lesen stand: „Das Grab ist ihr Lohn“, — was eine staatsgefährliche Injurie zu sein schien, da die Dame die Frau des Landrates war. Ein „Westdeutscher Musenalmanach“, Nebenbuhler des von Friedrich Rassmann redigierten rheinisch-westfälischen, von dem ein paar Jahrgänge auf grauestem Löschpapiere mit fuchsigem Druck eine Anzahl meist mittelmässiger Poesieen brachten, und ein Heftchen „Lieder vom Cölner Dom“, die erste und gar nicht verdienstlose Sammlung dieser Art zu einer Zeit, wo man die grosse Zukunft des mächtigsten deutschen Bauwerkes noch nicht ahnte, fallen in den Cölner Aufenthalt.

Um Weihnachten 1824 war Rousseau in Aachen, wo zu Neujahr die „Rheinische Flora“ begann, welche zwei Jahre hindurch erschien¹⁾. Wer die Schwierigkeiten in Betracht zieht, die

1) Der vollständige Titel war: „Rheinische Flora. Blätter für Kunst, Leben, Wissen und Verkehr“. In einem merkwürdigen, sehr lehrreichen Aufsatz der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins III, 177 ff. (1881) hat Reumont eingehend über die Rheinische Flora, J. B. Rousseau und überhaupt über die literarische Entwicklung Aachens bis in die zwanziger Jahre sich ausgesprochen. Der Aufsatz wurde, wie der Verfasser S. 195 andeutet, veranlasst durch einen Abschnitt „Heine und J. B. Rousseau“ in H. Hüffers, „Aus dem Leben Heinrich Heines“, Berlin 1878, wo auf die Bedeutung der Rheinischen Flora und des Westdeutschen Musenalmanachs für rheinische Literargeschichte und für die kritische Behandlung Heinescher Gedichte hingewiesen war. Heine lieferte für die Zeitschrift aus Freundschaft für Rousseau die Gedichte: „Nacht liegt auf den fremden Wegen“, „Du bist wie eine Blume“ und „Gaben mir Rat und gute Lehren“. Ferner bringt sie, von W. Zuccamaglio mitgeteilt, das schöne rheinische Volkslied: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“, das trotz der Gegenerklärung Heines bis 1878 meistens diesem Dichter zugeschrieben wurde. Reumont war zugegen, als Rousseau in dem Gedicht „Gaben mir Rat und gute Lehren“, dem er die Überschrift „Proficiat“ vorgesetzt hatte, eigenmächtig die Worte: „Aber bei all' ihrem Protegieren hätt' ich können vor Hunger krepieren“ veränderte, was dann Heine nicht ohne

sich einem solchen Unternehmen in den Weg stellten, abgesehen von dem unliterarischen Boden, die Geringfügigkeit der pekuniären Mittel der Verleger, die Ängstlichkeit der Zensur, die lokalen Feindschaften, die sich hier allen Bestrebungen dieser Art an die Ferse hefteten, die elenden Zänkereien, zu denen das Theaterwesen regelmässig Anlass bot, kann nicht umhin, über die Leistungen des Blattes zu staunen. Bald sammelte sich eine ansehnliche Schar von Mitarbeitern um den Herausgeber, ausser Rheinländern und Westfalen viele andere so aus Nord- wie aus Süddeutschland, nicht wenige allgemein bekannte und geachtete Namen. Es war das erste Mal, dass Aachen in nähere tätige Beziehung zum literarischen Leben des übrigen Deutschland trat, und so viel Unreifes auch mit unterlaufen mochte, so ist doch Rousseaus Verdienst in dieser Hinsicht immerhin aner kennenswert. Es fehlte nicht an ärgerlichen Dingen. Ein Hader mit der „Stadt-Aachener-Zeitung“ führte zu wahrer Klopffechtere i und selbst zu einer Herausforderung zwischen Rousseau und dem Redakteur letzteren Blattes, einem vormaligen hannöverschen Major, C. Richard, der sich durch ein Buch „Briefe aus Columbien“ bekannt gemacht und als einer der fleissigsten Übersetzer ganze Ladungen von Bänden produziert hat. Er begann mit Novellen Lopes de Vega und Calderonschen Schauspielen, übertrug dann W. Scottsche Dichtungen und verdeutschte endlich, was bequemer war, eine Unzahl englischer Romane, die von 1829 an im Mayerschen Verlage in Aachen erschienen und Aachener wie Leipziger Pressen beschäftigten. Richard, der zuerst Bulwers Romane in Deutschland einführte (Pelham, Der Verstossene und Devereux erschienen von 1828 auf 1829), war weltkluger, als Rousseau, und wusste sich eine bessere Stellung zu machen als dieser, dem die gewohnten Fuss-angeln des damaligen Literatentumes, Kneipenleben, Komödianten-

Grund zur Einstellung seiner Beiträge veranlasste. Reumonts Aufsatz ist, man könnte sagen ein Kommentar, eine Erweiterung und zuweilen eine wörtliche Wiederholung dessen, was in der vorliegenden Aufzeichnung über die literarischen Verhältnisse und Personen gesagt wird, und wiederum erhält er eine Erklärung durch die Autobiographie. Denn nur sie macht begreiflich, wie Reumont so vollkommen mit den kleinsten Einzelheiten bekannt werden und noch im Alter von 72 Jahren eine so deutliche Erinnerung, ein so lebhaftes Interesse dafür bewahren konnte.

wesen und Liebschaften Abbruch taten. Man hatte ihn doch in Aachen gut aufgenommen, mit einem Interesse, welches über die Traditionen dieses überwiegend industriellen Bodens hinausging. Die Ehre, das neue Schauspielhaus, worauf die Stadt mit Recht stolz war, durch einen Prolog zu eröffnen, war ihm, wie ich erzähle, zu teil geworden. Es fehlte ihm an Haltung, nicht an Talent und Kenntnissen, obgleich seine wissenschaftliche Bildung eine unvollkommene geblieben war. In der lyrischen Dichtung hätte er Bedeutendes leisten können, wenn er mit seinen schönen Gaben haushälterischer umgegangen wäre und nicht mit seiner Leichtigkeit der Produktion Spiel getrieben hätte, bald einen wahren Bilderreichtum vergeudend, bald in rechte gereimte Prosa verfallend. Er selbst war ein Gemisch von Leichtsinne und tiefem Gefühl mit den daraus hervorgehenden Schwächen wie lebenswürdigen Eigenschaften. Für das Dramatische hatte er durchaus kein Talent, und doch drängte seine anhaltende Beschäftigung mit Theater und Dramaturgie, für die damalige Lokalpresse ein Hauptgegenstand, ihn zu dramatischer Produktion. Im Jahre 1825 druckte er einen „Michel Angelo“, Friedrich de la Motte Fouqué gewidmet, der ihn in Affektion genommen hatte. Die Periode der Künstlerdramen war noch nicht zu Ende; auch Schier hatte nicht lange vor seinem Tode einen „Palestrina“ drucken lassen. Der „Michel Angelo“ war ein unglückliches Werk. Bramante konspiriert mit Ligorio u. a. gegen den Helden des Stückes, und dieser bricht den Hals, indem er beim Bau von St. Peter von einem Gerüste stürzt. Soviel ich weiss, hat der Autor es bei diesem Versuch bewenden lassen. Mit seiner Begabung für die Lyrik aber stand es anders. Manches von ihm ist voll Schwung und Gefühl. Ich erinnere mich eines Gedichtes „Abgewehrte Orangenblüten“, welches mit den Worten: „Ein Süden erstet, ein Italien blüht, — Wenn ihr mich umduftet, im heitern Gemüt“ beginnt. Es heisst darin:

Das ist ja des Sterblichen traurig Geschick,
Dass ihm an ein höheres, bleibendes Glück
Nur welkende Blüten, verwehend im Wind,
Und sterbende Töne Erinnerung sind.

Es ist der Genuss nur ein flüchtiger Blitz,
Der Wunsch des Genusses der wahre Besitz;

Die Sehnsucht nach allem, was über uns ruht,
Bleibt, wenn sie auch tötet, das einzige Gut.

Das saget ihr Blüten, ihr holden, mir auch;
Gefallen bewahrt ihr den geistigen Hauch.
Er lebet mit euch, den verwelkenden, fort
Und lehret: Die Hülle nur ist's, die verdorrt. —

Nicht lange nach Rousseaus Ankunft in Aachen wurde ich mit ihm bekannt und habe ihn dann fortwährend gesehen. Er hat gut wie schlimm auf mich gewirkt. Ich verdanke ihm aus- gebreitete Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur, so der alten, die ich später wenig oder gar nicht zu kultivieren Gelegen- heit hatte, wie der neuern, und jene Übung in schriftlichen Arbei- ten, welche mir nachmals vielfach förderlich gewesen ist. Aber ich verlor auch sehr viel Zeit, die ich weit nützlicher hätte an- wenden können, geriet zu sehr in die Belletristik und namentlich in moderne dramatische Literatur und Theaterwesen hinein und befasste mich zu viel mit Journalistik, indem ich Dingen von untergeordneter und ephemerer Bedeutung unverhältnismässigen Wert beilegte. Meine Vorliebe für die romantische Schule schreibt sich von dieser Zeit her. Durch dieselbe wurde ich auch in der französischen Literatur für die Richtung gewonnen, die mit dieser manche Analogien hatte. Kleine historische und kritische Ver- suche, poetische Übersetzungen aus dem Englischen und Fran- zösischen, Theaterkritiken u. a. entstanden unter solchen Einflüssen. Ich bin vielleicht nur durch Fügung des Geschickes, die mich von der Heimat entfernte und auf andere Bahnen führte, dem Über- wiegen der Belletristik entzogen worden. Rousseau, der oft in meinem väterlichen Hause und häufig unser Sonntagsgast war, schrieb in ein Buch, dass er mir an meinem 17. Geburtstage schenkte, folgende Distichen:

Lass ein glänzendes Bild vor Deinen Wegen einherziehen,
Die Du wandelst, zu nahn heiligem Tempel der Kunst.
Früh schon strebstest Du hin zur Höh, die die bessern erreichten:
Ringe mit Mut, und vielleicht treffen wir einst uns am Ziel. —

Die Zeit, welche ich zwischen Gymnasium und Universität im Vaterhause zubrachte — man erachtete mich, den Sechzehn- jährigen, zu jung die Hochschule zu beziehen — war die bedenklichste

meines Lebens. Mir fehlte die ernste Leitung bei den Studien; denn mein Vater, so sehr er auf mich achtete, war zu beschäftigt, und bei der Vielseitigkeit meiner Lektüre, — alte Klassiker, deutsche, englische, französische Literatur, Geschichte, Reisen, — war es nicht leicht mir zu folgen. Der beste Freund meiner Schuljahre, Eduard Gasperini, Sohn eines Italieners und einer Deutschen, ein bedeutendes Talent, von welchem namentlich für Ästhetik und philosophisch-philologische Kritik viel zu erwarten gewesen sein würde, wäre er nicht nach tüchtigen und erfolgreichen Studien in Berlin und Halle in unheilbaren Irrsinn verfallen, teilte meine literarischen Tendenzen¹⁾.

Im Sommer 1825 hatte ich einen zweiten Ausflug an den Rhein gemacht, der mich aber auch nicht über Schloss Arenfels, damals noch im Besitze des Fürsten von der Leyen, und Remagen hinausführte. In Scheuren, wo ich wieder eine Woche verweilte, lernte ich in dem Hause des Cölner Stadtphysikus Dr. Elkendorf dessen Gäste, die Cölner Gymnasialoberlehrer Dilschneider und Wilmann kennen, von denen der letztere einen tüchtigen Fonds klassischer Bildung hatte. In einem grossen Kahne fuhr ich mit ihnen nach Cöln zurück. Dampfschiffe gab es schon, und A. W. v. Schlegel hatte das Vorüberfahren des ersten derselben am Drachenfels in schönen lateinischen Distichen geschildert, aber noch machte man Stromfahrten nach alter anspruchsloser Weise.

1) Gasperini war auch Mitarbeiter an der „Flora“, in der z. B. eine vortreffliche metrische Übertragung von C. Delavignes Elegie auf Lord Byron erschien (Non tu n'est pas un aigle, ont crié les serpents): „Ha, schaut den stolzen Aar! So rief die Schlangenbrut“. Vgl. Reumont, Die Rheinische Flora a. a. O. III, 202. Gasperinis Vater war in Italien verschollen, die Mutter musste den einzigen Sohn 1830 in eine Irrenanstalt bringen, wo er nach kurzer Zeit starb. W. Weitz widmete dem „frühverklärten Freunde“ einen poetischen Nachruf. H. Freimuth a. a. O. II, 21.

Siebentes Kapitel.

Die Universitätsjahre.

Mit achtzehn Jahren kam ich auf die Universität. Ich hatte gewünscht Geschichte und Philologie zu studieren; meines Vaters Wunsch ging dahin, in mir seinen Nachfolger zu erziehen, und gab den Ausschlag. Auch dies ist für mich Anlass gewesen, unendlich viel Zeit zu verlieren, die zu meiner Ausbildung so notwendig gewesen wäre. Die Naturwissenschaften, worin ich schon als Kind Anleitung erhalten hatte, zogen mich an, so wenig auch z. B. die Botanik, wie der gelehrte Nees v. Esenbeck sie vortrug, den Anforderungen der Studierenden entsprach. Gustav Bischofs Vorträge über Chemie interessierten mich sehr. Aber ich fuhr fort, mich mit Geschichte und Literatur zu beschäftigen. Dass nebenbei, abgesehen von dem Paukboden in Endenich, wo ich oft Zuschauer war, die anmutige Umgebung, die nähere wie die fernere, manche Stunden ja Tage wegnahm, ist begreiflich. Im Karneval zog Cöln an, dessen Maskenzüge, von welchen selbst in Goethes Gedichten eine freilich nur auf einer nicht angenommenen Einladung beruhende Spur geblieben ist, bereits grossen Glanz entwickelten¹⁾. Einmal ging ich aus Ökonomie dahin zu Fuss und kehrte unterwegs im Pfarrhause zu Hersel ein, welches damals Wilhelm Smets bewohnte, den ich in Cöln kennen gelernt hatte, und der als Landpastor schwerlich an seinem Platze, wie er überhaupt nicht zu seinem Glücke in die Theologie hineingeraten war²⁾.

1) Gemeint ist Goethes Gedicht: „Der Cölner Mummenschanz“, Fastnacht 1825, die Erwiderung auf eine Einladung, die er von Sulpiz Boisserée erhalten hatte.

2) W. Smets (1796—1848) aus Reval, Sohn des dortigen Theaterdirektors und der berühmten Tragödin Sophie Schröder, kam 1812 nach Aachen, studierte in Bonn, machte den Freiheitskrieg mit, in welchem er für seine patriotischen Gedichte das Offizierspatent erhielt, und wurde dann Priester. Wie er zur Theologie gekommen sein soll, behandelt ausführlich J. Müllermeister, W. Smets Leben und Schriften (Aachen 1877). Anfangs in Cöln und Hersel, später in Aachen als Stiftsherr wirksam, zeichnete Smets sich besonders als Kanzelredner aus. Nicht ohne

An Gesellschaft, wie die Professorenhäuser sie wohl darboten, wurde nicht viel gedacht. Bonn war damals noch ganz auf seinen alten Umfang beschränkt, klein und kleinlich genug. Im Verhältnis zu meiner Vaterstadt kam es mir keineswegs glänzend vor. Wenn selbst heute, nach mehr denn 40 Jahren, die innere Stadt mit Ausnahme des Marktes und Münsterplatzes und der nächsten Umgebung des Schlosses einen nichts weniger als vorteilhaften Eindruck macht und in Bezug auf Reinlichkeit und Strassenpolizei unendlich viel zu wünschen lässt, während nicht ein grossartiges oder schönes öffentliches oder Privatgebäude, abgesehen von ein paar Kirchen, sie ziert, so ist es un schwer, sich einen Begriff von dem damaligen Zustande zu machen. Erst allmählich erholte sich die Stadt von dem Verfall von zwei Dezennien, der kaum irgendwo so tief gewesen ist wie hier, wo plötzlich alle Hülfquellen versiecht waren, als Hof und Regierung verschwanden, welche dieser sonst in jeder Beziehung ärmlichen, von altersher durch Kriege hart mitgenommenen Residenz allein Leben verliehen hatten. Ja, die Spuren dieses Verfalles sind nie ganz verschwunden, und weder die städtischen und bürgerlichen Verhältnisse noch Industrie und Handel haben sich im Verhältnis zu dem äusseren Aufschwung entwickelt, während rings um die Wälle der alten Stadt herum und weit ins Land hinein eine neue entstanden ist und täglich weiteren Umfang gewinnt.

Davon war damals noch keine Spur. Zwei Professoren wohnten an der Coblenzer-Strasse, der Mediziner Nasse, der damals die „Vinea Domini“, ein altes kurfürstliches Gartenhaus, innehatte, und Ernst Moritz Arndt. Am Ende des Hofgartens, gegen diese Strasse zu, erhob sich seit kurzem die Anatomie, keine Zierde der kurfürstlichen Anlagen, welche ihre Entstehung wesentlich der Erzherzogin Marie Christine, Gemahlin Herzog Alberts von Sachsen-Teschen und Schwester des letzten Kurfürsten, verdanken sollen. Überhaupt hatten diese Anlagen bessere Tage gesehen als heute noch, wo der bei weitem grössere äussere Teil derselben, seiner alten Wasserwerke bar, in der Mitte nichts als eine einförmige Wiese darbietet, welche im Sommer schlechtes

Erfolg versuchte er sich auch in allen Gattungen der Poesie und war Mitarbeiter der „Rheinischen Flora“. Seine gesammelten Gedichte erschienen bei Cotta (1840).

Heu liefert, während die prächtigen Baumgänge keineswegs mit der Sorgfalt gepflegt sind, die für Gedeihen, ja, Erhaltung der alternden Stämme notwendig wäre. Unmittelbar vor der Stadt begannen die Gärten und Weinberge, wo jetzt eine Strasse neben der anderen sich hinzieht. An der Poppelsdorfer- und Baumsehulenallee stand noch kein Haus. Nach allen Seiten hin schweifte frei der Blick über das anmutige Land. Wie man sich damals eingerichtet hat, um in der kleinen, unansehnlichen Stadt für die bedeutende Zahl von Professoren und durchschnittlich gegen 800 Studierende Raum zu schaffen, ist mir geradezu unbegreiflich, wenn man selbst an die Ansprüche den bescheidenen Massstab anlegt, an welchen manche der ersteren von den kleinen Universitäten her gewöhnt waren. Doch es ging, und es fand sich nebenbei noch Raum für adelige Familien, ja für die Kurfürstin von Hessen, Schwester König Friedrich Wilhelms III., die mit ihrer Tochter Prinzessin Karoline längere Zeit hier lebte. Der Kurprinz, damals fünfundzwanzigjährig, leistete teilweise seiner Mutter Gesellschaft, und hier entspann sich das Verhältnis zu einer Bonnerin, Frau eines Offiziers, welches mit deren Scheidung und einer morganatischen Ehe endete, aus der die Prinzen und Prinzessinnen von Hanau, Grafen und Gräfinnen von Schaumburg entsprossen sind.

In literarischer Beziehung war es in Bonn ziemlich lebendig. Die Buchhandlungen von Marcus und Weber, beide bei der Gründung der Universität etabliert, wetteiferten in tüchtigen Verlagswerken. Niebuhr hatte eben damals die Sammlung der Byzantiner begonnen — der Agathias und der Anfang des von Professor Schopen edierten Johannes Cantacuzenus erschienen 1828 — und sandte D. Schinas nach Paris zur Förderung der Handschriftenkollationen. Die zweite ganz umgearbeitete Auflage seiner „Römischen Geschichte“ und seine kleinen historisch-philologischen Schriften wurden hier gedruckt. A. W. v. Schlegel, noch in der Periode seines Jung-erscheinen-wollens und ein fleissiger Reiter, steckte mitten in seinen indischen Studien. Seinen Shakespeare hatte er längst an Tieck abgegeben, wobei die Arbeit nicht gewann, da dieser sie meist durch andere verrichten liess. Dass er auf Leistungen, denen er seine Stellung in der Literatur verdankte, anscheinend geringen Wert legte, sein eigentliches Fach auf einem Felde gefunden zu haben glaubte, wo ihm doch nur kärg-

liche Ernte reife, ist eine mehrfach vorgekommene Erscheinung. Hüllmann, Delbrück, Windischmann, Brandis, Strahl, d'Alton u. m. a. waren tätig; die Juristenfakultät durch Hasse, Mackeldey, Ferdinand Walter tüchtig vertreten. Die hervorragenden Mediziner sind schon genannt worden. In künstlerischer Beziehung war nicht viel zu melden, abgesehen von dem Unternehmen der Ausschmückung der Aula durch Fresken, ein Unternehmen, welches vielmehr ernsten Willen und Mut im Streben nach einem hohen Ziele an den Tag legte, als dass es dieses Ziel irgendwie erreicht hätte. Das Bild der Theologie, von Herrman entworfen und begonnen, von Ernst Förster fortgesetzt, von C. Götzenberger vollendet, war ein Versuch, Corneliussehen Stil auf eine an die Disputa von ferne erinnernde Komposition anzuwenden, und so wenig der Versuch gelang, ist es doch immer noch das bedeutendste unter diesen Werken. Götzenberger war mit der Jurisprudenz beschäftigt, als ich ihm wiederholt zusah und von der Praxis des Fresko einen ersten Begriff bekam.⁷

Unter meinen Mitstudierenden waren mehrere, mit denen ich auch in späteren Zeiten zum Teil vielfach in Berührung gekommen bin: Ernst v. Lasaulx aus Koblenz, schon damals mit Auszeichnung genannt, als Professor in München der Wissenschaft früh entrissen¹⁾; August Reichensperger aus Boppard, schon als junger Mensch durch lebendigen Geist bei etwas eckigem Wesen hervorragend²⁾; Ernst Weyden aus Cöln, welcher das Studium des Heldengedichtes und Heldenromanes der mittelalterlichen romanischen Literatur so in Deutschland, wie bei längerem Aufenthalte in Frankreich zu seiner Hauptaufgabe gemacht hatte. Er hätte in diesem Fache Tüchtiges zu leisten vermocht, wäre er nicht durch persönliche und Familienverhältnisse in die Laufbahn eines Realschullehrers hineingezogen worden, wobei er sich verflachte und über den Kreis der Lokalliteratur, worin er übrigens

1) Im Jahre 1835 suchte Reumont den Universitätsfreund in München auf, nachdem er ihn schon vorher in Florenz und Buyukdere wiedergesehen hatte. Lasaulx, geboren am 16. März 1805 zu Koblenz, starb als Professor in München am 9. Mai 1861.

2) Vgl. Ludwig Pastor, August Reichensperger 1808—1895. Freiburg 1899. 2 Bde. Öftere Begegnungen Reumonts mit Reichensperger bis in die siebziger Jahre findet man dort erwähnt.

einiges Ansprechende und Nützliche lieferte, nicht hinausgelangte¹⁾. Robert Froriep, der Sohn des früheren württembergischen Leibarztes und nachmaligen Besitzers des von seinem Schwiegervater Bertuch gegründeten weimarischen Landes-Industrie-Komptoirs, war tätig, frisch, gedankenreich, ein eifriger Anatom und Physiologe, dem ich in späteren Jahren vielfach nahetreten sollte²⁾. Von meinen Aachener Landsleuten waren zwei, die sich der Philologie gewidmet hatten und sich um den Dialekt unserer Vaterstadt so durch dessen grammatikalische Erforschung wie durch poetische Arbeiten verdient gemacht haben, Josef Müller und Wilhelm Weitz. Jener war mehrere Dezennien hindurch Lehrer am Aachener Gymnasium und auf naturwissenschaftlichem Felde durch seine Untersuchungen über die Petrefakten der Kreideformation der dortigen Gegend vorteilhaft bekannt³⁾, dieser von der Philologie zur Verwaltung übergegangen und Regierungssekretär in seiner Vaterstadt, so dass er nicht in der Lage gewesen ist, ferner ein Feld zu bearbeiten, zu dem er vor manchen anderen berufen schien. Mit Ausnahme Reichenspergers waren die Genannten mir mindestens um ein paar Jahre voraus.

Als ich die Herbstferien von 1827 in Aachen zubrachte, fand ich Rousseau und die „Rheinische Flora“ nicht mehr. Das Unternehmen hatte sich, wie zu erwarten stand, pekuniär sehr unvorteilhaft erwiesen, so dass es nach zwei Jahren einging. Es war immerhin zu bedauern. Denn wieviel Unreifes auch dabei zum Vorschein gekommen sein mag, so hat diese Zeitschrift doch auf die literarische Bildung vorteilhaft gewirkt und eine Menge Kenntnisse verbreitet, während, abgesehen von einiger lokaler Klopf- fechtere, der Ton ein gebildeter war und die hässliche Polemik

1) Er war in Cöln Lehrer an der Realschule I. Ordnung und verfasste u. a. geographische Beschreibungen des Ahrtales, des Siebengebirges und des Siegtales. Auch war er Mitarbeiter an den von Reumont herausgegebenen „Rheinlandssagen“ (1837).

2) Froriep war später Universitätsprofessor in Berlin, und hier kam Reumont (1835) durch die geographische Gesellschaft wieder mit ihm in Berührung, wie er in seinem Buche über Friedrich Wilhelm IV. (S. 20) erzählt.

3) Die „Monographie der Petrefakten der Aachener Kreideformation“ erschien 1847–1851 in Bonn. Vorher hatte Müller mit Weitz zusammen ein *Idiotikon der Aachener Mundart* (1836) herausgegeben. Eingehend hat Reumont über J. Müller in seinen „Biographischen Denkblättern“ (Leipzig 1878) gehandelt.

der rheinischen Blätter vermieden wurde. Rousseau, der in Aachen auch eine Gedichtsammlung „Spiele der lyrischen und dramatischen Muse“ (1826) hatte drucken lassen¹⁾, sah sich genötigt, eine Stelle als literarischer Berater in der Schulz-Wundermannschen Buchhandlung in Hamm anzunehmen, welche damals als Eigentümerin des zu jener Zeit noch viel gelesenen „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers“ ziemlich tätig war. Hamm mochte dem armen Poeten ein schlechter Tausch im Vergleich mit Aachen erscheinen. Er begründete daselbst eine „Hermione“, eine Art von „Agrippina“ und „Rheinischer Flora“ (deren Schicksal sie, wenn ich nicht irre, nach anderthalb Jahren teilte), zum grossen Teil mit denselben Mitarbeitern, zu denen auch ich gehörte. Ich schrieb für dies Blatt Anzeigen historischer Werke, Kritiken von Esslairs Gastspiel in Bonn und übersetzte für dasselbe Thomas Moores Roman „The Epicurean“. Das vor kurzem erschienene Buch war mir in Aachen von einem schottisch-englischen Landsmanne des Verfassers geschenkt worden, den ich bei meiner Ankunft von Bonn daselbst vorfand.

Henry Edward Napier, Kapitän in der königlichen Marine, war ein Bruder Charles James' und William Napiers, die sich beide einen berühmten Namen gemacht haben, jener als Kommandierender der Armee von Bengalen durch den Feldzug gegen die Sicks, dieser durch seine Geschichte des Peninsularkrieges, welche ein Jahr nach der hier in Betracht kommenden Zeit zu erscheinen begann. Charles James war damals Gouverneur (Resident) von Cefalonia, ein Posten, auf welchem er vielfache Zeugnisse seiner grossen Tätigkeit aber ebenso seiner unruhig eigenwilligen Gemütsart abgelegt hat, die ihn dort in ärgerliche Differenzen mit dem Lord Oberkommissär, Sir Frederick Adam²⁾, verwickelte, wie später in Indien in Zerwürfnisse mit dem Generalgouverneur Lord Dalhousie. Kapitän Napier befand sich, als er in Aachen anlangte und ein paar Wochen verweilte, auf der Reise zu seinem Bruder mit seiner jungen bildschönen Frau, welche linkshändig der Familie v. Richmond angehörte, von welcher seine Mutter Lady Sarah Lennox stammte. Er war ein Mann von mannigfachen Kenntnissen, der an Literatur und Kunst reges Interesse nahm, von trefflichem

1) Fouqué hatte einen Epilog dazu geschrieben.

2) Über Adam vgl. Reumont, Zeitgenossen (Berlin 1862) II, 105.

Herzen, aber durch eine gewisse nervöse Reizbarkeit für ein tätiges Leben minder geeignet als seine Brüder, die indes von demselben Fehler oder Leiden ebenfalls nicht ganz frei waren. In späteren Jahren bin ich ihm noch vielfach begegnet.

Wir verdankten die Napiersche Bekanntschaft einer Familie, die in meine Geschicke mehr als irgend jemand eingegriffen hat. William Craufurd war der jüngere Sohn aus einem alten und angesehenen schottischen Hause, den Craufurd von Auchrnames an der Küste von Ayrshire. Sein älterer Bruder war der Erbe des Freundes Edward Gibbons, des letzten, der diesen am Tage vor seinem Tode besuchte. Der grosse Historiker hatte mit ihm, wie Lord Sheffield erzählt, die Unterredung, in welcher er meinte, zehn vielleicht zwanzig Lebensjahre möchten ihm noch beschieden sein¹⁾. William war jung in Dienst getreten, dem Kriegsministerium beigegeben worden, als stellvertretender Zahlmeister bei den in Portugal stationierten britischen Truppen gewesen und war noch einer der oberen Beamten im Paymaster Generals Office. Schon wiederholt hatte er die Aachener Bäder gebraucht und sich meiner Familie angeschlossen. Einen Mann von gütigerem Herzen und reinerem Wohlwollen hat es nie gegeben. Er dachte an nichts, als Gutes tun und Freude bereiten. Wohin er kam, machte er Freunde; ich habe niemand gekannt, der so ausgebreitete Bekanntschaft gehabt hätte. In meinem elterlichen Hause ist er namentlich in späteren Zeiten ganz einheimisch geworden und bis zu seinen traurigen letzten Jahren geblieben, an Freud und Leid teilnehmend, uns Kindern, wo immer er konnte, ein Fest bereitend. Im Herbste 1824 war er längere Zeit anwesend gewesen mit seinen beiden Schwestern, von denen die jüngere ein hübsches Talent für Aquarellmalerei, namentlich für Porträt und Figuren besass. Damals hatte ich Maestricht, den Petersberg und manche Orte in der Umgebung Aachens, Cornelimünster, Eschweiler, Stolberg mit ihm besucht, mit seinen Schwestern nach der Natur gezeichnet. Im folgenden Winter sandte er mir den ersten Shakespeare, der in meinen Besitz gelangt ist. Im Spätsommer 1825 kam er wieder, dann wiederholt. Andere englische Freunde fehlten nicht. Im Spätherbst 1826 war Charles White mit seiner jungen

1) Der Vorfall wird erzählt in *Miscellaneous works of Ed. Gibbon* by John Lord Sheffield. Basel 1796. I, 33. Gütige Mitteilung des Herrn Dr. Ernst Sieper in München.

Frau und einem kleinen Sohne nach Aachen gekommen, wo er drei Jahre und darüber verweilte. Frühe im Militärdienst und Kapitän in der Garde war er dem Herzog von Cambridge während dessen Statthalterschaft in Hannover attachiert gewesen und hatte Gelegenheit gehabt mit deutscher Sprache, Literatur, Sitte vertraut zu werden. Lebendiger Geist und vielseitige Kenntnisse wurden durch Welterfahrung, gesellschaftliche Gewandtheit, angenehmes Äussere in das vorteilhafteste Licht gestellt und verdeckten Charakterfehler, die freilich in intimen Beziehungen nicht ganz verborgen bleiben konnten. Um die Zeit, als Mr. White Aachen, wo er einmal einige angenehme Wochen verlebt hatte und mit Wilhelm Ritz bekannt geworden war, zu seinem Aufenthaltsorte wählte, war er mit einem Romane beschäftigt, der den Titel „Almacks“ führen sollte, infolge der Wegnahme dieses Titels durch einen anderen vom Verleger „Almacks revisited“ getauft wurde und von C. Richard übersetzt als „Herbert Milton, Leben der höheren Stände in England“ im Jahre 1828 bei Mayer in Aachen erschien. Der fashionable Roman war durch Lord Normanbys „Matilda“ und Listers „Granby“ Mode geworden. Herbert Milton gehörte zu dieser Klasse und wurde nicht ohne Beifall aufgenommen, aber Bulwers erste Produktionen schlugen bald einen ungleich höheren Ton an, so dass Whites zweiter im Jahre 1829 erschienener Roman „The kings own“ geringen Erfolg hatte.

Charles White wurde bald in Aachen heimisch. Seine Frau, eine Nichte Beau Brummels, des durch eigene Schuld beiseite geschobenen Freundes des Prinzregenten, welchem drei Worte in der Einleitung von Byrons Don Juan eine Art Unsterblichkeit verschafft haben¹⁾, wie die Verse der Poeten des augustischen Zeitalters den römischen Parasiten, war keine regelmässige Schönheit, aber elegant, sehr angenehm und gebildeten Geistes. So bildete sich bald ein Kreis, dessen Elemente freilich verschiedenartig waren. Seit einiger Zeit schon lebte in Aachen der Oberst v. Schepeler, eine Zeitlang preussischer Geschäftsträger in Madrid, von wo er sich eine spanische Frau, man sagte, entführt hatte. Auch eine nicht unansehnliche Sammlung spanischer Gemälde hatte er mitgebracht, darunter manches höchst Wertvolle, wie heute die Suermondsche Galerie in Aachen zeigt, in welche jene

1) Die drei Worte sind Where's Brummel? Dish'd; aber nicht in der Preface des Don Juan, sondern Canto XI, Stanza 77.

zum Teil übergegangen ist. Es fehlte Schepeler nicht an Fähigkeiten, wovon seine zu Berlin (1824) begonnene, in Aachen fortgesetzte „Geschichte der spanischen Monarchie und ihrer amerikanischen Kolonien vom Beginn des Unabhängigkeitskampfes bis zum Jahre 1823“ und andere Schriften Kunde geben; aber die Fähigkeit, sich beliebt zu machen, gehörte nicht dazu, und während man seiner Zuverlässigkeit nicht vollkommen traute, hatte er immer etwas vom „ours mal léché“, was durch Unzufriedenheit über seine unterbrochene Carrière wie über nicht gehörige Beachtung seiner Bilder nicht gemildert wurde. So fehlte es auch den Beziehungen zu Mr. White nicht an gelegentlichen Misstönen.

Einen Salon hatte Aachen damals, wie man ihn später vergeblich gesucht hat. Es war jener der Fürstin v. Salm, welche einige Winter hindurch Schloss Dyck mit dem Aufenthalt in der Stadt vertauschte, wo sie eine Gesellschaft um sich versammelte, zu welcher mein Vater gehörte, der sonst in vorrückenden Jahren abends selten ausging. Marie Constance de Théis [1767—1845], einst mit dem Chirurgen Pipelet und nach Auflösung dieser Ehe mit Josef Fürsten v. Salm-Reifferscheid-Dyck verheiratet, gehörte ganz der Literatur der klassischen Epigonenzeit und des davon zehrenden Empire an, eine Schule, deren Erlöschen sie erlebte, wie sie selbst in ihrer Dichtung „Mes soixante ans“ schildert. Feinheit der Beobachtung und eine gewisse Eleganz der Form werden ihr auch von solchen zugestanden, die einen ganz verschiedenen literarischen Standpunkt einnehmen. Im geselligen Verkehr soll sie angenehm gewesen sein, während sie und ihr Gemahl, ein eifriger und kenntnisreicher Botaniker und Hortikulturist, auch auf Schloss Dyck gerne und gastfrei empfingen.

Als ich zu Ostern 1828 in meiner Vaterstadt verweilte, fand ich viel Bewegung im Theaterleben. Bethmann, der Witwer der bekannten Unzelmann, dachte in Aachen eine ansehnliche Bühne zu gründen und versammelte auch für Schauspiel wie Oper einige tüchtige Talente um sich, aber der Boden war dem Unternehmen nicht günstig. Zu denen, die durch ihn herbeigezogen wurden, gehörten Wilhelm Bernhardi und Louis Lax. Der erstere, Sohn von Tiecks Schwester, war bald allgemein als der Neffe des Onkels bekannt, da er von diesem bei jeder Gelegenheit sprach, übrigens nicht ohne Geist, aber ein Repräsentant jenes etwas abgerissenen Literatentumes, für welches die Stadt zu pro-

saisch war. Der zweite hat sich als Nachfolger C. Richards bei der Redaktion der „Aachener Zeitung“ eine sichere und geachtete Stellung zu machen gewünscht, wobei nur zu bedauern bleibt, dass ihm keine Zeit vergönnt worden ist, sein ansprechendes novelistisches Talent mehr auszubilden oder sich historischen Arbeiten zu widmen, wozu sein im Frühling 1836 erschienenen Buch über den Abfall Belgiens von Österreich ihn zu befähigen schien. Für mich war es im Grunde die letzte Zeit, in welcher das deutsche Theater mich vorzugsweise anzog, ob ich gleich mit dramatischer Literatur noch vielfach in Berührung kam. Denn auf nicht lange darauf eingetretene traurige Ereignisse folgte meine Entfernung von der Heimat, die mich in ganz andere Kreise und Verhältnisse brachte und Anschauungen und Interessen weckte, welche von den bisherigen vielfach verschieden waren.

Mein Vater war damals mit den letzten Blättern einer Schrift über die Aachener Quellen beschäftigt, in welcher er die bedeutendsten Erfahrungen einer mehr denn dreissigjährigen Praxis niederlegte, nachdem er vor Jahren schon manche Fälle in dem Hufelandschen Journal bekannt gemacht hatte. An dem topographischen Teile des Büchleins, das ein Taschenbuch für Badegäste sein sollte und diesem Zwecke entsprach, hatte ich mitgearbeitet. Die Widmung war ein Tribut alter Freundschaft: Wurzers, Wegelers, Harless und Somervilles Namen waren hier vereint. Der Druck war noch nicht ganz vollendet, als ich nach Ablauf der Osterferien Aachen verliess, nicht um nach Bonn zurückzukehren, sondern um mich nach Heidelberg zu begeben. Am Morgen des 1. Mai nahm ich Abschied von Eltern und Geschwistern. Als ich aus dem am Theaterplatz gelegenen Hause trat, mich nach dem Postamt zu verfügen, blickte mein Vater mir aus dem Fenster seines Arbeitszimmers nach und winkte mir noch einen Gruss zu. Es war der letzte. Als ich nach vier Monaten heimkehrte, war er nicht mehr da.

Ich blieb die Nacht in Cöln, sah Koblenz, Mainz, Worms, Mannheim und langte gutes Mutes in Heidelberg an, wo ich manche Bekannte wiederfand, Reichensperger, der zugleich mit mir dahinging, meinen Landsmann Albert v. Thimus, heute Appellationsgerichtsrat in Cöln und eifrigen Freund der Musik, deren Theorie er ein gelehrtes Werk gewidmet hat¹⁾, den Trierer

1) Albert Freiherr v. Thimus, einem alten Aachener Geschlechte

v. Hontheim, nachmals Anwalt bei demselben Appellhofe, u. a. Ich hatte manche Empfehlungen mitgenommen, an Tiedemann, Chelius, Puchelt, Nägeli, daneben eine, von welcher ich nicht ahnte, dass sie auf meine späteren Studien weit grösseren Einfluss üben würde als die an die Fachprofessoren. Sie war an die Frau des Historikers Schlosser, eine Kreuznacherin, von einer in Aachen verheirateten Verwandten derselben gerichtet. Schlosser, damals zweiundfünfzigjährig¹⁾, hatte spät geheiratet, aber eine angenehme und glückliche Häuslichkeit begründet. Ich wurde in dem am Abhange des Schlossberges gelegenen Hause aufs freundlichste aufgenommen und kann wohl sagen, dass ich dort meine genuss- und lehrreichsten Stunden zugebracht habe. Einmal in der Woche versammelten sich hier abends solche Studierende, die sich für Geschichte interessierten, und obgleich einem anderen Fache bestimmt, gehörte ich zu den Eingeladenen. Diesen Abenden und der Konversation eines so gelehrten wie scharfsinnigen, eigentümlichen und charaktervollen Mannes, dessen Einseitigkeit und Schroffheiten man seiner ausgeprägten Persönlichkeit und seinem strengen Festhalten am ethischen Prinzip zugute halten musste, während er auch in seinen Irrtümern immer etwas Respektables hatte, verdanke ich unendlich viel, und wenn nachmals eine verschiedenartige Richtung mich anzog, bin ich doch Schlosser, der mich schon durch seine in den „Zeitgenossen“ enthaltene Selbstbiographie interessiert hatte, stets herzlich dankbar geblieben. Durch ihn wurde ich zuerst auf Dante hingewiesen, für dessen Studium er eifrig wirkte, und wenn ich die „Divina Commedia“ damals nicht im Original lesen konnte, wurde ich durch Schlosser dahin verständigt, dass die Streckfussche Übertragung in ihrem leichten Flusse mir von diesem Original nur eine unvollkommene und keineswegs immer richtige Anschauung gab. Fachkollegien hörte ich bei Tiedemann, Gmelin, Dierbach u. a., aber der Zwiespalt zwischen Brotstudium und Neigung blieb bestehen.

entsprossen, geboren am 21. Mai 1806, studierte seit 1825 die Rechte in Bonn und Heidelberg, wo er wie Reumont mit Schlosser, zugleich mit Creuzer und Thibaut in näherem Verkehr stand. Sein gelehrtes musikalisches Werk: „Die harmonikale Symbolik des Altertums“ erschien in zwei Bänden 1868 und 1876. Er starb in Cöln am 6. November 1878.

1) Friedrich Christoph Schlosser, geboren zu Jever 1776, gestorben 1861 zu Heidelberg.

Es fehlte mir auch sonst nicht an freundlicher Aufnahme. Charles de Graimberg, dessen Familie durch die französische Revolution nicht zu ihrem Unglück nach Baden verschlagen worden war, verkaufte selber die Kupferstiche nach seinen zahllosen Zeichnungen vom Schlosse, der Stadt, den Umgebungen, durch welche er sich ein Verdienst erworben hat, das nicht gering angeschlagen werden darf, obgleich diese Zeichnungen, mit ängstlicher Treue ausgeführt, erst durch andere für den Stich umgearbeitet werden mussten, wozu ihm damals Professor Leger behülflich war. Als er meinen Namen vernahm, erinnerte er sich sogleich der in seiner Jugend in Aachen verlebten Zeit, und ich verdanke ihm vielfache Aufmunterung wie Erläuterungen über das Schloss, welches er so gut kannte und so warm liebte und für dessen Erhaltung er tätig gewirkt hat. Noch nachdem ich Heidelberg verlassen, sandte er mir die ersten Lieferungen des Werkes über die Skulpturornamente des Otto-Heinrichsbaues und anderer Teile, mit dessen Herausgabe er eben damals im Verein mit Leger beschäftigt war.

Die Buchhändler August Oswald, damals Verleger der „Heidelberger Jahrbücher der Literatur“, und Josef Engelmann zeigten sich mir sehr gewogen, und mit letzterem, der die grossen farbigen Aquatintablätter, Ansichten des Schlosses und der Umgebung, sowie die einst vielgekauften Rhein- und Moselansichten von Schnell und anderen Schülern Haldenwangs, nebst Alois Schreibers „Rheinreise“, damals das beste Buch dieser Art, und dessen wie Karl Geibs „Rheinsagen“ herausgab, bin ich Jahre lang in Verbindung geblieben, während ich auch von Italien her zu seinem Taschenbuch „Cornelia“ einiges beigetragen habe.

Die wundervolle nähere wie fernere Umgebung zog mich an, und ich bemühte mich auch ihre Geschichte kennen zu lernen. Friedrich der Siegreiche und das Gastmahl ohne Brot, Elisabeth Stuart, an welche Schloss, Garten, Wolfsbrunnen erinnern, die Greuel des pfälzischen Erbfolgekrieges, alles ist mir lebendig geblieben. Bald einsam, bald in Gesellschaft wanderte ich nach den benachbarten Ortschaften und Burgen. Die malerische Strahlenburg erschien mir um so interessanter, weil ich mir einredete, Heinrich v. Kleist habe bei seinem Friedrich Wetter vom Strahl an diese schönen Ruinen gedacht. Mit einer ganzen Schar von Komilitonen fuhr ich an den Pfingsttagen die anmutige Bergstrasse entlang, bestieg den Melibocus, besuchte den Felsberg mit seiner

Riesensäule, durchwanderte den Odenwald von den Trümmern Rodensteins nach Fränkisch-Crumbach, nach Erbach, dessen Schloss mit der ansehnlichen Sammlung mir einen bedeutenden Eindruck machte, von da auf Bauernwagen durch freundliche grüne Täler nach Eberbach am Neckar und im Kahn den malerischen Strom hinab nach Heidelberg zurück. Auf dieser lohnenden Exkursion machte ich in Neckarsteinach, wo wir anlegten, die Bekanntschaft Joh. Heinrich Detmolds, des Parlamentsmitgliedes von 1848 und Reichsjustizministers, und nicht nur während meines noch übrigen Aufenthaltes in Heidelberg, sondern auch später bin ich in Verbindung mit ihm geblieben. Er war ein äusserst begabter Mensch, voll Witz und Laune, scharfsinnig und kenntnisreich, mit etwas Koboldartigem im Wesen und in der Erscheinung. Ein geübter Zeichner radierte er mit Leichtigkeit; Novellen, die er versuchte, ohne sie zu vollenden, hatten etwas von Hoffmann. Die Rechtswissenschaft hatte im Grunde für ihn nicht grössere Anziehungskraft als für mich die Medizin, und er dachte ungern an seine bevorstehende Übersiedlung nach dem heimischen Göttingen, wo es Ernst zu machen galt. Genau nach zwanzig Jahren bin ich, unter wie ganz veränderten Verhältnissen, wieder mit ihm zusammengetroffen¹⁾.

An Fahrten nach Schwetzingen, nach Mannheim u. s. w. fehlte es begreiflicherweise nicht. Eine letzte Wanderung in dieser Richtung und über den Rhein war aber von ominösen Umständen begleitet. Infolge der Erbauung und Einrichtung eines,

1) Dies Zusammentreffen fand 1848 auf einer Reise Reumonts von Florenz nach Berlin statt. „In Frankfurt“, schreibt Reumont, „verweilte ich drei Tage und sah etwas von dem Parlament der Paulskirche, wo ich einen seit manchen Jahren nicht wiedergesehenen Heidelberger Universitätsgenossen wieder traf, den geistreichen Hannoveraner J. H. Detmold, der nicht lange darauf Justizminister der Reichsgewalt gewesen ist und von der Linken der Versammlung schon auf die Rechte übergesiedelt war“ (Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen, S. 315). Auch in Frankfurt verliess ihn seine witzige Laune nicht. Er war Verfasser einer illustrierten Satire „Piepmeier in der Paulskirche“ in der die vielfach unfähigen, eingebildeten Deputierten verspottet wurden. Eingehendes über seine Persönlichkeit gibt H. Hüffers Aufsatz, Heine und Detmold. Deutsche Rundschau, Jahrgang 1885, S. 428 ff., wo auch die an ihn gerichteten Briefe Heines abgedruckt sind.

geselligen Zwecken gewidmeten, Museums (eines grundhässlichen Bauwerkes) war ein Zerwürfnis zwischen der Studentenschaft und einem Teile der Professoren und Bürgerschaft entstanden, welches endlich zum Massenauszug der Nichteinheimischen nach Rheinbayern und, da Unterhandlungen fruchtlos blieben, im Theater zu Frankenthal zur Verrufserklärung der Universität führte. Ohne um die Sache zu wissen, hatte ich mich dem an meiner Wohnung im westlichen Teil der Hauptstrasse passierenden Zuge angeschlossen und so in Frankenthal getagt, wohin wir, Mannheim vermeidend, über Schwetzingen und Mutterstadt gelangt waren, dann aber unmittelbar die Rückfahrt nach Heidelberg angetreten, von wo ich mich am folgenden Tage, am Abend des 19. August, nach Darmstadt begab, den Verwicklungen aus dem Wege zu gehen, welche nicht ausbleiben konnten. Da die zweite Hälfte August herangekommen war, wären die Vorlesungen auch ohnedem zu Ende gewesen. In Darmstadt, wo ich Bekannte hatte, verweilte ich drei Tage, die Sammlungen und die Umgebung besuchend. Im Theater sah ich, durch Gunst eingelassen, den alten, fast im rechten Winkel gebückten Grossherzog die Probe der „Olympia“¹⁾ dirigieren. In Frankfurt und Wiesbaden blieb ich mehrere Tage und machte in der Umgebung des hübschen Badeortes Fusswanderungen, die mich am 25. August nach dem damals noch sehr kleinen Schlangenbad führten. Gernings „Heilquellen am Taunus“, die ich gelesen, hatten mich mit zwiefachem Interesse für dies schöne Land erfüllt. Die Dichtung ist reich an gelungenen Schilderungen und verdient die Vergessenheit nicht, in welche sie gesunken zu sein scheint, aber sie kann sich in keiner Weise mit Neubecks „Gesundbrunnen“ messen, denen ich von Kindheit an wegen des „Aachen, dich nennt der Ruhm vor vielen herrlichen Städten“ dankbar war, und die mich, den Sechzigjährigen, heute ebenso erfreuen wie einst den Jüngling.

Von Biebrich fuhr ich Anfang September auf einem Dampfer den Rhein hinunter und stieg in Bonn ans Land. Am folgenden Tage besuchte ich einige Bekannte und ging in die Webersche Buchhandlung. Ich hatte keine Ahnung von dem, was mir bevor-

1) Den Komponisten dieser Oper, Gasparo Spontini, lernte Reumont später in Rom kennen. Wo er dies erzählt, erwähnt er auch jene Probe der Olympia (Friedrich Wilhelm IV., S. 289).

stand. Ohne irgendwelche Vorbereitung erhielt ich hier die Nachricht vom Tode meines Vaters.

Ich wusste, dass mein Vater einen Teil des Sommers überleidend gewesen war; seine beiden letzten Briefe hatten mir dies selbst gemeldet. Aber ich war weit entfernt gewesen, den wahren Zustand herauszulesen, ahnte die Gefahr nicht und glaubte im Gegenteil die Genesung eingetreten. Niemand hatte mir geschrieben, mich von der Lage der Dinge in Kenntnis zu setzen, bis Gefahr da war und meine sofortige Rückkehr verlangt wurde. Aber der Brief des alten Hausfreundes v. Heinsberg, der dies übernommen hatte, fand mich nicht mehr in Heidelberg — aus Wiesbaden traf noch ein Schreiben, heiter und guter Dinge, von mir in Aachen ein, als das Haus schon verwaist war. Mein Vater hatte sich stets guter Gesundheit erfreut, und seine regelmässige Lebensweise bei viel Bewegung liess ein hohes Alter hoffen. Aber mancherlei Sorgen und Kummer, wovon wir Kinder nichts wussten, bei verringertem Einkommen und steigenden Ausgaben in vorrückenden Jahren, hatten seine Konstitution untergraben, mehr als er selber wusste. Im Sommer führte Atrophie der Leber Wassersucht herbei, die sich rasch entwickelte. Am 27. August verschied er im Alter von 63 Jahren. Erst eine Woche später langte ich in Aachen an. Ich hatte den gütigsten, liebevollsten, vorsorgendsten Vater verloren. Je mehr ich einst in seiner Nähe, an seiner Seite gewesen war, um so schmerzlicher empfand ich, dass ich in seinen letzten Stunden ferne, dass ich heiter und sorglos gewesen war, während das schwerste Leid hereinbrach. In meiner Seele ist es immer ein Stachel gewesen, der sich tiefer eingesenkt hat mit den Jahren des ernstesten Nachdenkens und der Sammlung nach manchen trüben Erfahrungen.

Meines Vaters äussere Erscheinung hatte etwas Stattliches, obgleicher nicht über Mittelgrösse war. Er war wohlgebaut, von dunkler Hautfarbe, Augen und Haar schwarz, bis letzteres ergraute, gerade Haltung, leichte Bewegung. Seit ich ihn in meiner Kindheit durch Ablegung der hohen Stiefel, sogenannte hessische oder mit gelbledernen Stulpen, die einzige Veränderung in seiner Toilette hatte vornehmen sehen, trug er immer dieselbe Tracht: schwarzen Frack und gleiche Beinkleider, schwarze oder im Sommer weisse Weste, weisse Halsbinde, Jabot mit Brillantnadel, goldene Brille, — ein Muster von Reinlichkeit und Akkuratesse. In Gesellschaft

heiter, im Verkehr angenehm und human, von feinen Formen, die ihm namentlich von der vornehmen Fremdenwelt suchen liessen, war er für seine Kinder in Ernst und Scherz stets freundlich und ihnen eine Freude zu machen bereit.

Achtes Kapitel.

Nach Italien.

Eine traurige Zeit folgte. Vermögen war nicht vorhanden; meine Mutter stand da mit sechs Kindern und schwerster Sorge. An Freundesteilnahme fehlte es nicht, aber es war ein Kampf mit dem täglichen Leben. Meine Universitätsstudien waren unterbrochen. Im Spätherbst, nachdem die Angelegenheiten in dem nunmehr äusserst eingeschränkten Haushalte einigermaßen geordnet, eine kleinere Wohnung bezogen worden war, unternahm ich meine erste historische Arbeit, ein Leben Karls des Grossen, als Einleitung zu einem Buche, welches des Titel „Aachens Liederkranz und Sagenwelt“ führen sollte. Ich hatte keine Methode, aber ich verglich fleissig die Annalisten in den Monumenta Germaniae, war längst mit dem Eginhard vertraut, brachte viel literarisches Material, gutes und schlechtes zusammen. Anfangs Mai 1829 erschien der Band, welcher die poetischen Bearbeitungen der heimischen Sagen, andere auf die Stadt bezügliche Gesänge, eine Reihe Traditionen und Historien in Prosa teils von mir, teils von andern enthielt. Johann Baptist Rousseau hatte den poetischen Prolog dazu geliefert, der zu seinen besten Sachen gehört. Nach dem Erscheinen meines ersten literarischen Produktes gab ich dem kleinen Sohne Charles Whites mehrere Monate hindurch Unterricht und trat so in die genauesten Beziehungen zu der Familie, die ich schon früher, wenn ich in meiner Vaterstadt verweilte, täglich zu sehen gewohnt war. Der Kreis der Bekannten, die sich abends dort einzufinden pflegten, war durch zwei junge Männer erweitert worden, welche miteinander enge befreundet als Referendare zu der Aachener Regierung versetzt worden waren, um sich für die diplomatische Carrière vorzubereiten. Diese waren Ludwig August v. Buch und Wilhelm v. Normann.

Intime Freunde, Altersgenossen, Landsleute, waren sie doch sehr verschiedener Natur. Ludwig v. Buch bin ich in späteren Jahren sehr nahe getreten; damals sah ich ihn weit weniger als seinen Gefährten. Er war gemessen, ruhig, sehr fleissig, ging nicht viel in die Welt. Um so mehr tat dies Normann¹⁾. Er war zu Anfang 1802 in Neustrelitz geboren, der Sohn eines mecklenburgischen Geheimrates. In Halle, Göttingen, Heidelberg hatte er Jurisprudenz und Staatswissenschaften studiert, in Berlin beim Stadtgericht gearbeitet, mit längerem Urlaub im südlichen Frankreich und in Italien verweilt und bereitete sich nun zur diplomatischen Prüfung. Er war in noch jungen Jahren ein Mann von Welt und zugleich eine ungewöhnlich begabte Dichternatur. Schon hatte er sich in verschiedenen Fächern versucht. Ein Drama „Der deutsche Bauernkrieg“, ein Roman „Die Reise auf den St. Gotthard“ und das erzählende Gedicht „Mosaik“ (Heinrichs IV. erste Liebe) waren erschienen. Wenn sein Talent für das Dramatische zweifelhaft bleiben konnte, so hatten doch Roman und Dichtung, so viel Unreifes und Gewagtes im Verein mit der zu auffälligen Nachahmung Byrons an letzterer ausgesetzt werden mochte, eine Fülle von Poesie, eine Kraft der Reflexion, eine Gabe wärmster und anschaulichster und dabei origineller Naturschilderung offenbart, die bei grösserer Reife und ernstem Studium Ausgezeichnetes erwarten liessen. Er hatte eine neue Tragödie aus der römischen Kaiserzeit, „Otho“ vollendet und arbeitete an einer neuen Dichtung, „Sizilien“, deren ersten Gesang er im Juni 1829 in Aachen abschloss. Täglicher Besucher des Whiteschen Hauses beteiligte er sich auch an einem kleinen literarischen Journal, welches unter dem Titel „Die Lorgnette“ während der drei Sommermonate des gedachten Jahres erschien, grösstenteils von ihm und von Charles White geschrieben, Theater, Musik, Literatur, Leben umfassend, ein ziemlich leichtfertig begonnenes und nicht minder leichtfertig unter Scherz und im geselligen Kreise durchgeführtes Unternehmen,

1) Vgl. den Aufsatz Reumonts: Wilhelm von Normann, in den „Biographischen Denkblättern“. Leipzig 1878, S. 127 ff. — Buch blieb 1836 bei der zeitweisen Abwesenheit Bunsens als Geschäftsträger in Rom zurück. Reumont hatte unter ihm zu arbeiten. Nach dem Abschluss seiner amtlichen Tätigkeit in Rom machte er mit ihm eine Reise nach Neapel. Vgl. Reumonts Briefe an seine Mutter aus Neapel und Rom vom 8. und 31. März 1838.

welches mancherlei Anstoss und Ärger erregte, seinen Begründern nicht immer Freude brachte und mich, ohne dass ichs beabsichtigte, gelegentlich viel Zeit kostete und mir keinerlei Befriedigung gewährte. Normann war noch in Aachen, als ich die Heimat verliess, ging im folgenden Frühling nach Paris, wo seine Verlobung mit Miss Douglas Clephane, aus einer mit Walter Scott befreundeten Familie, die er in Italien kennen gelernt hatte, stattfand, heiratete in England in Ashby Castle, dem Sitze des gelehrten und kunstsinnigen Marquis von Northampton, dessen Schwager er durch diese Verbindung wurde, und begann im Herbst 1831 als preussischer Legationssekretär in Hamburg seine diplomatische Laufbahn. Sie sollte nicht von langer Dauer sein. Zu Anfang April 1832 machte ein Scharlachfieber seinem Leben ein Ende. Erst nach seinem Tode wurde ein Sohn Willy geboren, die Freude und Hoffnung der Mutter, die von dem entsetzlichen Unglück betroffen wurde, dass der Jüngling, welcher in Deutschland und England gleichmässig zu Hause und von unwiderstehlichem Drange der Tätigkeit in manchen Kreisen umhergetrieben, Lord Elgin nach dem fernen Osten begleitet hatte, unter den mörderischen Händen der Chinesen sein Leben unter unsäglichen Qualen aushauchte.

Auch W. v. Normann stand damals einigermassen unter dem Einfluss jener poetischen Napoleonbegeisterung, zu welcher mehr als irgend etwas Heines „Reisebilder“ den Ton angegeben hatten, und die in den Produkten von Poeten und Poetastern, in Prosa wie in Versen, in Zedlitz' „Heerschau“ und Hauffs „Bild des Kaisers“, nachmals in einem ganzen Bande von „Kaiserliedern“ eines vormaligen preussischen Offiziers, Franz v. Gaudy, Blüten trieb. Ich war ein Kind zur Zeit, als man im Rheinland die Bildnisse des Emperour, wenn man sie nicht ohne weiteres verbrannte, aus dem Rahmen nahm und verbarg. Als Jüngling erlebte ich, dass man sich für den Mann enthusiastierte, und wurde selber, aber freilich nur auf sehr kurze Zeit, von der Ansteckung ergriffen. Mehr als deutsche Poeten trugen übrigens französische Bücher dazu bei, in mir pro tempore den Napoleonhass zu verdrängen, welchen Friedrich Saalfelds Buch, eines der ersten, die ich gelesen, in mir entzündet hatte. Das „Mémorial de Ste. Hélène“, welches man längere Zeit hindurch als bare Münze akzeptierte, Ségurs farbenreiche „Geschichte des russischen Feldzuges“, die

Bérangerschen Lieder, Casimir Delavignes „Messéniennes“, mit welchen ich früher bekannt ward und an denen ich mich auch als Übersetzer versuchte, u. a. wirkten auf mich. Dann kam die Oppositionspoeseie der letzten Zeiten der Restauration, welche vor allen andern durch Barthélemy und Méry repräsentiert wurde. Waren die Satiren und Angriffe gegen die Minister Karls X. incisiv, so war das Militärepos „Napoléon en Égypte“ glänzend, und heute noch, nach mehr denn 40 Jahren, sind mir lange Stellen aus demselben in der Erinnerung geblieben. Wer wird es den Franzosen verdenken, wenn sie sich dieses „grand siècle étonné de finir“, dieses „drame éclatant de quatorze ans de gloire“ mit hellen Farben ausmalten? Ist es doch bei ihnen Wahrheit geworden, was einst Béranger in den „Souvenirs du peuple“ sagte:

L'humble toit dans cinquante ans
Ne connaîtra pas d'autre histoire.

Aber wir Deutsche hätten etwas Besseres tun können, als ihnen dabei zu sekundieren. Statt, wie Alessandro Manzoni, in der poetischen Betrachtung Napoleons den Standpunkt des christlichen Philosophen und Historikers einzunehmen, stellte Heinrich Heine sich auf den des Grenadiers der grande armée. Gustav Schwab, der doch ein deutscher Mann war, übersetzte „Napoléon en Égypte“, womit er Fiasko machte. Glücklicher war er mit Lamartineschen Gesängen, bei deren Übertragung er an Wilhelm Smets einen Nebenbuhler hatte. Die von diesem (1824) gelieferte Übersetzung der Ode Bonaparte („Sur un écueil battu par la vague plaintive“) macht zwei Dichtern Ehre¹⁾.

Im Laufe des Sommers 1829 fand in Aachen zum zweiten Male das Musikfest statt unter Leitung von Ferdinand Ries, der dabei eine von Rousseau gedichtete Cantate, „Der Sieg des Glaubens“, zur Aufführung brachte. Michel Beer²⁾, den ich in

1) Eingehende Nachrichten über diese Literatur und die Strömung der Zeit gibt Paul Holzhausen, Heinrich Heine und Napoleon I. Frankfurt a. M. 1903.

2) M. Beer (1800—1833), der Bruder des Komponisten Meyerbeer, hat sich trotz seines frühen Todes als Dramatiker einen Namen gemacht. Am bekanntesten ist sein Trauerspiel „Struensee“, dessen Aufführung in München zu diplomatischen Interventionen führte. An Reumonts „Aachens Liederkranz und Sagenwelt“ nahm er mit einem Gedichte „Kaiser Karls Wanderung“ teil.

Bonn kennen gelernt hatte, war vorübergehend anwesend. Im Herbst machte ich einen neuen Ausflug nach dem Rhein und bis Frankfurt, wo ich Rousseau wiedersah, der sich dort niedergelassen hatte, bei der Redaktion der Oberpostamtszeitung beschäftigt war und eine Zeitlang noch die „Iris“ redigierte, ein älteres belletristisches Blatt, welches sich aber nicht lange mehr hielt¹⁾. Nach Hause zurückgekehrt fand ich einen Brief, der mir eine Aussicht eröffnete, an welche ich damals nicht im entferntesten dachte. Es war eine Einladung nach Italien. Der Zusammenhang war folgender. Wenige Wochen nach dem Tode meines Vaters kam unser guter, treuer Freund William Craufurd durch Aachen. Er wollte nicht durch die Stadt fahren, ohne uns in unserm Leidwesen wie einst in besseren Tagen zu besuchen. Ich begleitete ihn nach ein paar Stunden zum Posthofe zurück, als er weiter fuhr. Er ging nach Florenz zu seinem älteren Bruder John, der das Amt eines Schatzmeisters der Jonischen Inseln bekleidete, aber einen Teil des Jahres in der toskanischen Hauptstadt zu verleben pflegte, wo Frau und Kinder seit einiger Zeit häuslich etabliert waren. Das Interesse, welches William Craufurd und seine Schwestern an mir seit Jahren genommen, teilte sich nun auch dem Bruder mit. Dieser lud mich im Oktober 1829 ein, in sein Haus zu kommen, falls ich keine Aussicht hätte, meine Universitätsstudien in nächster Zeit fortsetzen zu können, und seinen beiden älteren Söhnen einstweilen Unterricht zu geben, bis sich irgend eine mir zusagende und mich fördernde Stellung für mich finden würde. Ein unmittelbar darauf von dem in London befindlichen William anlangender Brief erläuterte den Vorschlag und versah mich mit auskömmlichen Reisemitteln.

1) Rousseau erhielt in Frankfurt den Titel eines kurfürstlich hessischen Hofrates und heiratete eine vermögende Frankfurterin. Damals war seine beste Zeit. Er bereiste die Schweiz, Tirol, Oberitalien und war literarisch sehr tätig. Aber alles verdarb wieder seine unregelmäßige Lebensweise und die unheilvolle Nähe der Wiesbadener Spielbank. Nachdem er sich in Frankfurt unmöglich gemacht hatte, begann er ein unstätes Wanderleben, zuerst im Rheinlande, dann nach Berlin, Wien, überall in der peinlichsten Geldverlegenheit und in unwürdige Streitigkeiten verwickelt. Um 1863, nach dem Tode seiner Frau und seiner fünf Kinder, erschien er wieder am Rhein, als ein gebrochener Mann. In Cöln lebte er noch bis 1867 von milden Gaben und starb im Spital.

Mein Entschluss war bald gefasst. Es schien, als sei ich bestimmt, nach dem Süden zu ziehen. Mein Universitätsleben war seit einem Jahre unterbrochen, und mir fehlten die Mittel es wiederzubeginnen. Zum Eintritt in die ärztlich-militärische Carrière, die mir in Aussicht gestellt ward, fehlte es mir an Gesundheit. Der Zweifel, ob ich überhaupt für einen Beruf taugte, dem ich mich nicht aus eigener Wahl gewidmet hatte, war durch Umstände welche nicht von mir abhingen, nur verstärkt worden. Ich beschloss mein Glück zu versuchen. Heute, nach 41 Jahren, habe ich keinen Grund den Entschluss zu bereuen. Wenn ich damals im Vaterlande blieb, wäre ich entweder in einen Stand getreten, zu welchem keine Neigung mich zog, und wofür meine körperlichen Kräfte nicht ausgereicht haben würden, oder ich wäre in das Literaturwesen hineingezogen worden, welches noch weniger Heil versprechen konnte. Mein Abschied von der Heimat im 21. Jahre und zunächst fünfjährige Abwesenheit unter Umständen, die meine Beziehungen zu derselben nicht nur nicht unterbrechen, sondern neue, unendlich wichtigere und fruchtreiche anknüpfen liessen, hat meinem Leben die bestimmende Richtung gegeben, mir zum Heil, Anlass zum innigen Danke gegen die Vorsehung. Ich hatte vieles gelernt; in das Leben in weiterm und rechtem Sinne war ich aber noch nicht eingetreten. Es sollte unter Verhältnissen geschehen, wie sie nicht allzu vielen geboten sind, auf einem Boden, wie er nicht günstiger sein konnte. Mutter und Geschwister liess ich unter Umständen zurück, die beengt genug waren, aber doch schon sich zum Besseren wandten. Mein zweiter Bruder war in dem bedeutendsten Aachener Bankhause aufgenommen worden, die beiden jüngsten Geschwister in Erziehungsanstalten. Manche Freunde blieben mir, darunter solche, mit denen ich, bis sie abgerufen wurden, in Verbindung geblieben, während die Überlebenden mir heute noch nahestehen. Unter den nächsten Nachbarn, eine Zeitlang Hausgenossen, war Madame de St. Aubin, die Schwägerin des in der französischen Zeit vielgenannten Rethel, eine geborene Aachenerin, aber durch Vaterland und Stellung ihres Mannes, damals Generalempfängers in Cambrai, in vielfachen Beziehungen zu Frankreich und nicht ohne literarische Bildung. Durch sie hatte ich manches von der Literatur der vlämisch-französischen Grenzlande kennen gelernt, wo die Le Glay, Delcroix, Berthoud u. a. tätig waren, — Kennt-

nisse, die mir später zu statten gekommen sind. Ihre einzige Tochter, fünf Jahre jünger als ich, die reizendste Erscheinung, die das Auge sehen konnte, ist mir bis zu ihrem Ende, von dem ich nicht erwartet hatte, dass es dem meinigen vorausgehen würde, treu anhängliche Freundin geblieben¹⁾. Sie waren die letzten, die ich in der Vaterstadt sah, als ich diese am Abend des 17. November 1829 verliess.

EINGESCHALTET.

Diese Worte bilden den Schluss der autobiographischen Aufzeichnung. Man sieht, Reumont hatte die schwere Prüfung, die ihm durch den plötzlichen Tod des Vaters auferlegt war, mit jugendlicher Tatkraft überwunden. Eine glückliche Fügung war ihm zu Hülfe gekommen und, wie sein Leben sich überschauen lässt, müssen wir erkennen, dass, so seltsam es klingt, der Tod seines Vaters ihm den Weg für eine bedeutende Zukunft geöffnet hat. Hätte er den Vater behalten, so würde er seine medizinischen Studien zu Ende geführt haben, aber der Gegensatz von Beruf und Neigung wäre geblieben. Aller Voraussicht nach wäre er ein mittelmässiger Arzt und daneben ein mittelmässiger Literat geworden. Jetzt galt es, die Geliebte zur rechtmässigen Gattin zu erheben und mit ihr den Weg durchs Leben zu wagen. Man kennt die Geschichte der jungen Salzburgerin, welche das Vorbild für Goethes Dorothea geworden ist. Nachdem der Liebende die heimat- und, wie er meinte, mittellose Jungfrau als Braut in das elterliche Haus geführt hatte, zog sie plötzlich einen straffgefüllten Bentel mit goldener Mitgift hervor. Wollte man die Entwicklung bedeutender Männer verfolgen, die, um alles andere unbekümmert,

1) Es war die auch aus F. W. Hackländers Leben bekannte nachmalige Frau Laura Iven. Dass Reumont am 15. November 1867 in Bonn an ihrem Leichenbegängnis teilnahm, wurde im Vorwort S. 6 erwähnt.

dem innersten Drange ihres Wesens gehorchten, man würde solchen Überraschungen häufiger begegnen, als gewöhnlich angenommen wird.

Die folgende Darstellung der späteren Lebensjahre kann das Bild Reumonts dem Leser nicht in der Weise vorführen, wie er selbst mit eigener Hand es ausgeführt hätte, aber sie möchte die Grundlinien des Lebensweges bezeichnen, den er glücklich und erfolgreich zurücklegte, gefördert durch die Gunst der Verhältnisse und noch mehr durch unermüdliche Willensstärke und eine auf das Edle, Gute und Schöne gerichtete Sinnesart.

Indem wir aber den geneigten Leser nunmehr plötzlich aus Aachen über die Alpen nach Italien versetzen müssen, kommt uns ein Bericht Reumonts zu statten, in welchem er selbst den eigenen, nicht ganz gefahrlosen Übergang aus den nördlichen Gegenden in das Land seiner Sehnsucht und Hoffnung schildert. Am Abend des 17. November hatte er Aachen verlassen und nach einer kurzen Rast in Stuttgart erreichte er auf dem Wege über Ravensburg, Bregenz, am Morgen des 24. Chur, wo er sich zur Fahrt über den Splügen rüstete. „Ich blieb in Chur bis zum Nachmittage“, berichtet er seiner Mutter, „worauf es in einem wenigstens erträglichen Wagen weiter ging. Nun kam ich bald ins höhere Alpengebirge. Es war leider schon etwas dunkel, als ich durch die furchtbaren Felsschlünde der Via mala (d. h. der schlimme Weg) passierte, wo man nacheinander auf drei Brücken über den Rhein fährt, der in einer Tiefe von 400 Fuss darunter hintobt, doch war es noch hell genug das zu sehen, was dieser famose Weg, der dicht am Rande der senkrechten Felsenwände, einen ungeheuren Abgrund zur Seite, mit Schutzgalerien hinläuft, Schönes und Schreckliches hat. Um halb 3 Uhr in der Nacht erreichte ich das Dorf Splügen, am Abhange des Berges, über den der Weg nach Italien führt, wo nun der Schnee schon so hoch lag, dass an kein Weiterkommen mit dem Wagen zu denken war. Ich frühstückte in dem Alpen-Wirtshause, und um halb 8 bestieg ich einen kleinen Schlitten, den Berg zu befahren. Ich hatte der Kälte wegen meinen Schlafrock aus dem Felleisen genommen und noch übergedeckt, und die Bayadere um Kopf und Hals gebunden. Ein Mann, mit Schaufeln den Weg offen zu machen, ging vorauf, der Kondukteur nahm den Vordersitz meines Schlittens ein, ein anderer folgte mit einem zweiten Schlitten, auf dem meine Effekten

lagen. Ein feiner Regen fiel, als wir abfuhren, der aber immer stärker und eisiger wurde, je höher ich kam. Man muss sich unter einem solchen Berggang keine gewöhnliche Strasse denken. In hunderten von schmalen Wendungen, eine über der andern, zum Teil an den Abhängen mit hölzernen Galerien versehen, schlängelte sich der Weg die Alpe hinauf. Der Splügen hat eine Höhe von mehr als 6000 Fuss. Mein Leben lang denke ich an diese Fahrt: angenehm hatte ich sie mir keineswegs vorgestellt, aber sie überstieg bei weitem meine Begriffe, und ich rate Keinem, den nicht die Not dazu zwingt, in einer solchen Jahreszeit eine Alpenreise zu machen. Anfangs gings noch, aber je höher wir kamen, je tiefer wurde der Schnee auf dem Boden, je schneidender der Wind und die Kälte, je ärger das Schneegestöber. Die armen Pferde konnten kaum vorwärts. Unter dem Gipfel des Berges war es am schlimmsten: kaum vermochte man einen engen Weg zu bahnen. Dreimal stürzte das Pferd meines Schlittens, und das an einer Stelle, wo ich nicht gerne heruntergefallen sein möchte. Das Schneegestöber war so arg, dass man Himmel, Berg und Tiefe nicht von einander zu unterscheiden vermochte. Es soll zwar noch keine eigentliche Lebensgefahr bei der Sache sein, aber ein paarmal kam's mir doch vor, als sei es kein Spass. Ich war trotz Regenschirm völlig eingeschneit: der Schlafrock und Mantel waren so durchnässt, dass letzterer, nachdem er einen ganzen Tag darauf am Feuer gehangen, noch nicht trocken war. Meine Hände waren ganz erstarrt, und die Handschuhe klebten wie fest daran. Ein Glück war es noch, dass meine Füße in dem dicken Pelzsack ziemlich trocken blieben. Nach einer dreistündigen Fahrt war ich auf dem Gipfel des Berges und gelangte nun bald an das italienische Zollhaus, wo ich mich ein wenig erholen konnte. In einem Winkel schmorte ein alter Douanier Polenta (das Landes-Liebungsgericht, eine Art Maccaroni); ich versuchte ein wenig davon, fand sie aber entsetzlich schlecht. Nach einigem Aufenthalt ging die unangenehme Reise weiter. Ich war nun auf der italienischen Seite des Gebirges, wo es jetzt stets heranterging. Einmal wurde ich umgeworfen und lag mit den Händen im Schnee, mit den Beinen im Schlitten. Nach einiger Frist gelangte ich an den Felsenpass, den man die Cardinate nennt, welchen man, da der Weg stets durch die herunterstürzenden Felsblöcke und Lawinen bedroht war, ganz mit Gewölben überdeckt hat. Als ich

diese Gewölbe verliess, sah ich in eine fast senkrechte, furchtbare Tiefe hinab, wo das erste italienische Grenzdorf Isola lag: es währte einige Zeit, ehe ich mich überzeugen konnte, dass das, was ich da unten erblickte, menschliche Wohnungen seien. Die Fahrt bergunter ging nun rascher, und ich erreichte das genannte Dorf gegen 2 Uhr mittags, froh, endlich ein Unterkommen und einen Ofen zu finden. Übrigens nahm sich das italienische Wirtshaus nicht eben vorteilhaft aus. Eine steinerne Treppe führte auf den ersten Stock, wo man durch eine kohlschwarze, gar nicht einladende Küche in das Gastzimmer gelangte. Ich bin zwar gerade kein Potsdamer Gardist, aber doch stiess ich mich in der Türpassage an den Kopf. In der Stube sassen viele der Einwohner von ziemlich wüstem Aussehen, mit kleinen roten Käppchen und grossen Bärten. Diese verschmutzten Physiognomien der gemeinen Italiener, die unwillkürlich ein Gefühl der Unsicherheit bei dem Fremden erwecken, sind mir schon jetzt zuwider. Das Essen war natürlich nicht besonders zu loben, der Wein ordentlich. Am Nachmittag sollte die Post von Chiavenna, mit der ich weiter musste, ankommen, aber es wurde später und später, bis endlich am Abend eine Staffette mit der angenehmen Nachricht anlangte, dass sie die Wege nicht habe passieren können und erst am folgenden Morgen kommen werde. Ich musste nun in dieser Hütte übernachten: glücklicherweise erhielt ich, worauf ich gar nicht gerechnet, ein nicht schlechtes Bett und eine wenigstens reinliche Kammer. Am andern Morgen verlangte ich Kaffee und erhielt ihn in einem Teller mit Weissbrot und Löffel. Man behandelt ihn hier wie eine Suppe. Endlich um 10 Uhr kam die Post — ein Schlitten — an, und ich konnte nun das verdammte Nest verlassen. Einen mehr romantischen Weg als diese vierstündige Fahrt von Isola nach Chiavenna kann man sich nicht denken, aber es war entsetzlich zu sehen, welche Verwüstung Wasser und Felsblöcke hier angerichtet. Ein grosser Teil der Strasse war völlig zerstört, so dass man kaum die Spuren davon erblicken konnte: man hatte provisorisch eine neue Strasse an der anderen Seite errichtet, die aber so unsicher war, dass nur Pferde und kleine Schlitten sie gebrauchen können. Erst im Frühjahr kann man an die Herstellung denken. Der Schaden soll ungeheuer sein. Die Stadt Chiavenna, wo ich gegen 2 Uhr mittags anlangte, ist echt italienisch: die Häuser sind hoch, die Fenster lang und schmal,

meist mit Balkonen, alle mit Jalousien versehen, der Sonnenhitze wegen. Es war ein schöner, heller Tag, aber in der Stadt regnete es ganz gewaltig von den Dächern, wo der Schnee schmolz. Es ist hier in ganz Oberitalien mehr Schnee gefallen, als in der Schweiz, und es ist tüchtig kalt. Nachmittags erreichten wir den See von Como, und ich bestieg das Schiff, um 12 Stunden lang überzuschiffen. Eine Matraze, das Felleisen unter dem Kopfe, eine wollene Decke und Mantel darüber, war das Nachtlager: ein Glück, dass es nicht regnete. Am 27. morgens 4 Uhr erreichten wir Como.“

Noch am Abend desselben Tages gibt er aus Mailand den Bericht, den man eben gelesen hat.

Alfred von Reumont im Dienste des Staates
und der Wissenschaft.

I.

Florenz, Rom, Berlin 1830—1847.

„Per correr miglior acqua alza le vele
Omai la navicella del mio ingegno.“

Dantes Verse, die Reumont damals gewiss schon in der Ursprache las, mögen ihm in den Sinn gekommen sein, als er am 5. Dezember 1829 in Florenz anlangte. Glücklich, wem es vergönnt ist, in jene Welt von Anmut, Schönheit, Grösse jemals einen Blick zu werfen, doppelt glücklich, wer schon in der Jugend und im Vollgefühl der Jugendfrische die Fülle herrlichster Eindrücke in sich aufnehmen und als köstlichen Schatz für das Leben bewahren kann! Durch natürliche Anlage, Neigung, Studien, Erlebnisse war Reumont vortrefflich vorbereitet; selten ist einem begabten Menschen zu besserer Stunde Schöneres dargeboten, und er war der Mann, es zu benutzen.

Die Stellung im Craufurdsehen Hause entsprach den Erwartungen, war aber doch nur von kurzer Dauer, denn bald fand sich die schon beim ersten Antrag in Aussicht genommene „mehr fördernde“ Beschäftigung. Infolge eigentümlicher Verhältnisse war die preussische Gesandtschaft zu Florenz ohne ständigen Legationssekretär; Reumont erhielt den Antrag, als Privatsekretär in die Dienste des Gesandten Friedrich v. Martens zu treten, und seine Einwilligung konnte nicht lange zweifelhaft sein¹⁾. Die Persönlichkeit

1) Reumont schreibt darüber an seine Mutter schon am 21. Jan. 1830. Martens versprach, ihn in der diplomatischen Laufbahn zu fördern; aber es ist bemerkenswert, dass Reumont auch der Medizin nicht ganz den Rücken wandte. Er hat in Florenz noch medizinische Vorlesungen gehört.

des neuen Vorgesetzten war allerdings nicht gerade gewinnend; aus Reumonts Aufzeichnungen und noch mehr aus dem, was er mündlich erzählte, lässt sich entnehmen, dass er von den Launen und insbesondere von der Kargheit des alternden Diplomaten viel zu leiden hatte. Aber er rühmt seine Geschäftskennntnis und gesteht, dass er manches von ihm gelernt habe. Auch die amtliche Stellung, wenngleich ohne öffentlichen Charakter, bot für einen jungen Mann gerade von Reumonts Eigenschaften unschätzbare Vorteile, insbesondere die Gelegenheit, sich mit den Zuständen des ihm bald so teuren toskanischen Landes vertraut zu machen und durch den Umgang mit bedeutenden Männern Kenntnisse und Lebenserfahrung zu erweitern. In Deutschland hatte das Interesse für italienische Geschichte und die Begeisterung für italienische Kunst wetteifernd jüngere Talente zu gelehrten Forschungen und künstlerischem Schaffen angeregt. Für beide Richtungen bot Florenz einen Mittelpunkt, und dem strebsamen, für Wissenschaft und Kunst lebhaft empfindenden Sekretär fehlte niemals eine Gelegenheit, die Ankömmlinge durch nützliche Dienste sich zu verbinden. Schon im Mai 1830 machte er die Bekanntschaft Leopold Rankes, der nach längerem Aufenthalte in Rom drei Monate in Florenz verweilte, um dort die Studien für die Geschichte der Päpste fortzusetzen. Reumont war sein Tischgenosse, machte mit ihm Ausflüge nach Pisa, Lucca, Pistoja und hatte den Vorteil, nach den von Schlosser empfangenen Anregungen nun auch eine wesentlich verschiedene Auffassung der Geschichte kennen zu lernen. Am 23. September des folgenden Jahres begann eine gleichfalls für das Leben dauernde Freundschaft mit Karl Witte, der zum dritten Male nach Italien kam, wo er als scharfsinniger Dante-Forscher bereits geschätzt wurde. Noch manche deutsche Namen liessen sich hier anreihen; aber auch in Toskana selbst hatte sich aus der Öde und Zerrüttung der napoleonischen Herrschaft schon vor Reumonts Ankunft ein reges literarisches Leben zu entwickeln angefangen. Ein unternehmender Buchhändler, Johann Peter Vieuksseux, einer Genfer Familie entsprossen, hatte sich 1819 in Florenz niedergelassen und dort im folgenden Jahre sein berühmtes Lesekabinett, 1821 die „Antologia“ begründet. Sein Haus wurde der Sammelpunkt eines Kreises von Gelehrten und Politikern, unter denen insbesondere der Marchese Gino Capponi durch den Adel der uralten Familie, reichen Besitz, ausgebreitete Kenntnisse und die edelsten Eigen-

schaften des Charakters sich hervortat. Es war ein besonderes Glück für Reumont, dass er zu diesem ausgezeichneten Manne alsbald in nähere Beziehung trat. „Gino Capponi kennen, hiess alle Menschen von Geist und Gelehrsamkeit kennen, die sich damals in Florenz befanden“¹⁾. So kam auch Reumont bald in Verbindung mit Niccolini, Giusti, Salvagnoli, Ridolfi, Capei, Galeotti und anderen Freunden seines Freundes. Martens selbst hatte ihn zu Vieusseux geführt; bald zählte er auch zu den Mitarbeitern der „Antologia“: die Bände von 1830 und 1831 enthalten zwei Rezensionen aus seiner Feder, wahrscheinlich das Erste, was er in italienischer Sprache veröffentlicht hat.

Im Frühling 1832 wurde Herr v. Martens zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, und nach einem längeren Urlaub, während dessen sein Sekretär die Geschäfte besorgte, begab er sich im Oktober auf seinen neuen Posten. Reumont begleitete ihn und erlebte in der türkischen Hauptstadt die unruhig bewegte Zeit des Krieges zwischen Mahmud II. und Mehmed Ali. Dass es auch hier an neuen Eindrücken und Beziehungen nicht fehlte, lässt sich denken; es sei nur die Anwesenheit des Kronprinzen von Bayern, nachmals König Max II., hervorgehoben, der seinen Bruder, König Otto, in Nauplia besucht hatte. Eine sehr liebe Begegnung war die mit Alphons v. Lamartine, der gerade aus Palästina zurückkehrte. Reumont lernte manche seiner Gedichte schon im Manuskripte kennen und schenkte ihm dagegen ein eben in seine Hände gelangtes Exemplar von Silvio Pellicos „Prigioni“. Im Sommer 1833 löste sich das Verhältnis zu Herrn v. Martens; Reumont, dem preussischen Ministerium bereits wohl empfohlen, sollte nach Florenz zurückkehren. Über Syra, Ägina, Athen gelangte er nach Nauplia, wo er sich dem jungen Könige vorstellte, dann nach Korinth, wo er auf der Spitze der Burg bei einem bayrischen Kommandanten das Frühstück einnahm. Auch die jonischen Inseln lernte er kennen, und wenn er in Korfu seines alten Gönners, des Grafen v. Guilford, gedachte, mochte er sich doch Glück wünschen, der hohen Schule, welche nach dem Tode ihres Stifters raschem Verfall entgegen ging, fern geblieben zu sein.

Reumonts wissenschaftliche Bestrebungen hatten unterdessen nicht gestockt; in Erlangen war er am 3. Mai 1833 zum Doktor

1) Marco Tabarrini, Alfredo di Reumont. Firenze 1883, p. 7.

der Philosophie promoviert. Die alte historische Gesellschaft Columbaria in Florenz hatte ihn auf den Antrag ihres Präsidenten Gino Capponi schon am 18. Februar 1833 zum Mitglied erwählt, und als er im Oktober an den Arno zurückkehrte, fand er die freundlichste Aufnahme. Äusserlich blieb seine Stellung der früheren gleich; „die Florentiner Mission“, erzählt er, „war in ihr altes Verhältnis zurückgetreten, und der Legationsrat Graf Karl Schaffgotsch, dem dieselbe mit dem Range eines Geschäftsträgers zugewiesen war, trug mir an, einstweilen bei ihm zu bleiben, was ich um so lieber annahm, da der Winter vor der Tür war, und meine Gesundheit durch die mit manchen Anstrengungen verbundene Reise nicht wenig gelitten hatte. Das neue Intermezzo hat weit länger gewährt, als ich voraussehen konnte, und es hat mir neben den durch den trefflichen Charakter des Grafen und seiner Gemahlin gewährten Annehmlichkeiten mannichfaltigen Vorteil bereitet. Ich habe Italien, italienische Literatur und Kunst in reichem Masse kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und den Grund zu den Studien gelegt, denen ein bedeutender Teil meines späteren Lebens gewidmet war“¹⁾. Vor allem wandte Capponi dem jungen Deutschen seine Teilnahme zu. Der Marchese besass ein lebhaftes Gefühl für die Leistungen und die Methode der deutschen Wissenschaft, er erkannte die Vorteile, welche aus einer geistigen Verbindung Italiens mit Deutschland für beide Länder hervorgehen könnten. Sicherlich hat er in Reumont den Gedanken, zu einer solchen Verbindung beizutragen, schon in den nächsten anderthalb Jahren, wenn nicht geweckt, doch wesentlich gefördert.

Im Frühling 1835 verliess Reumont Florenz und begab sich über München und Dresden nach Berlin, wo er am 28. Juni eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen erhielt²⁾ und nach einem teils in Belgien, teils in der Heimat verlebten Urlaub auch den Winter zubrachte. Es würde zu weit führen, bei der Schilderung der Berliner Gesellschaft, die er seinem Buche über Friedrich

1) Reumont, „Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen“. Leipzig 1885. S. 11.

2) Das Dekret ist von Ancillon unterzeichnet. Der Minister hat beschlossen, von Reumonts Sprachkenntnissen für das Ministerium Gebrauch zu machen, um ihn in demselben als Translateur für die französische, englische und italienische Sprache diätarisch — d. h. mit einem Tagegelde von 1 Thlr. 10 Silbergroschen — zu beschäftigen.

Wilhelm IV. einverleibt hat, im Einzelnen zu verweilen. Der Minister des Auswärtigen, Friedrich Ancillon, war infolge seiner wissenschaftlichen Bildung und Neigung für Reumonts Vorzüge voll Anerkennung. Wiederholt lud er ihn ein, wenn eine kleine, auserlesene Tischgesellschaft sich in seinem Hause versammelte; mehrere der wertvollsten Bekanntschaften hat Reumont dort gemacht, darunter die von Personen, welche mit der kronprinzlichen Familie in näherer Verbindung standen. So geschah es, dass er am 10. Januar 1836, einem Sonntag in der Mittagsstunde, zu einer Audienz bei dem Kronprinzen beschieden wurde. „Er empfing mich“, erzählt Reumont, „in einem der gewölbten Säle des ersten Geschosses im königlichen Schlosse, dessen älteren, dem Flusse zugewandten Teil er bewohnte. Es ist die Wohnung, welche sein von Krüger gemaltes, durch den Kupferstich allgemein bekanntes Bildnis, das ihn stehend, an einen Tisch gelehnt, in sinnender Haltung darstellt, uns vergegenwärtigt. Ich überreichte ihm zwei nicht lange vorher von mir herausgegebene Schriften, das Leben Andreas del Sarto* und die „Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden“*, welche sich zugleich über Toskana wie über Konstantinopel und Griechenland verbreiten. Diese Schriften boten den nächsten Stoff zur Konversation, welche somit bei der ersten Begegnung das berührte, was in späteren Zeiten den Lieblingsgegenstand derselben wesentlich gebildet hat. Die Genauigkeit des Details, welches dem Kronprinzen auch an manchen Orten bekannt war, von denen er keine persönliche Anschauung hatte, setzte mich in Erstaunen.“ „Des Kronprinzen Redeweise war sehr lebendig, sein Wesen voll Courtoisie. Er war für sein Alter, vierzig, voll, und sein Haar begann auf dem Scheitel sich zu lichten. Die Kronprinzessin, von einer Dame begleitet und im Begriff, auszufahren, trat in das Zimmer; ihr Gemahl stellte mich ihr vor, indem er meine lange Anwesenheit im Süden betonte.“

„Ich habe allen Grund, mit meiner Audienz zufrieden zu sein“, so schrieb Reumont in sein Tagebuch, und er hatte recht. Gleichwohl war sie, wie die erste, auch für lange Zeit die letzte. Im Sommer 1836 wurde er zum Geheimen expedierenden Sekretär im Auswärtigen Amt ernannt und Mitte Juni nach Italien zurück-

* Das Zeichen verweist hier und an den folgenden Stellen auf den Titel in der Bibliographie.

gesendet mit der Bestimmung, der Mission in Florenz beigegeben zu bleiben. Nach einem Besuche in Aachen und Brüssel, wo er die Freundschaft Gachards gewann, traf er in Paris mit der Familie Martens zusammen und setzte mit einem Aachener Landsmann, Clemens August Alertz, dem bekannten Leibarzt Gregors XVI., über Avignon die Reise fort. Sein Amt rief ihn, wie bemerkt, nach Florenz; aber die dortigen Geschäfte waren von geringem Belang. Graf Schaffgotsch hatte längeren Urlaub erhalten und Reumont wurde gestattet, die Rückkehr seines Vorgesetzten in Rom zu erwarten. Mit dem dortigen Gesandten, Josias Bunsen, war er schon von früherher bekannt, wurde von ihm, als die Geschäfte es wünschenswert erscheinen liessen, zur Beteiligung herangezogen und verblieb in dieser provisorischen Stellung nicht weniger als zwei Jahre. So hat er auch den Streit, welcher durch die Frage der gemischten Ehen und die Wegführung des Erzbischofs Clemens August von Cöln herbeigeführt war, in dem Brennpunkt mitdurehlebt. Seine Stellung war um so bedeutender, als der Legationssekretär v. Usedom im Frühling 1837 Rom verliess; bald nach dem Eintreffen seines Nachfolgers, des Legationsrats v. Buch, begab sich Bunsen selbst nach Berlin. Als derselbe kurz vor Weihnachten nach Rom zurückkehrte, war die Katastrophe in Deutschland bereits erfolgt, und bald erfolgte auch in Rom der Abbruch der Verhandlungen. „Ich erinnere mich nicht“, erzählt Reumont, „einen bedeutenden Mann so niedergeschmettert gesehen zu haben, wie Bunsen war, als er alle seine Berechnungen vernichtet sah. Doch es währte nicht lange; die Elastizität seiner Natur gewann auch in diesem ersten Moment das Übergewicht. . Er nahm sogleich die ägyptischen Forschungen wieder in die Hand. . Manetho und die Dynastien schienen ihm ebenso lebendig zu interessieren, wie die Cölner Frage“. Am 28. April 1838 verliess der Gesandte auf immer die ewige Stadt; wenige Tage später begab sich auch Reumont nach Florenz, um sein eigentliches Amt anzutreten. Aber schon im Herbst 1839 wurde er an Stelle des Legationssekretärs v. Thile¹⁾ nochmals der römischen Gesandtschaft zugeteilt, an deren Spitze nunmehr Herr Hr. v. Buch den bescheidenen Titel eines Geschäftsträgers führte. Mit

1) Über Hermann v. Thile und sein Verhältnis zu Reumont vgl. unten S. 174 ff.

diesem schon aus der Aachener Jugendzeit ihm bekannten Manne stand Reumont im besten Einvernehmen, nicht weniger mit dem Grafen Brühl, der von 1840 bis 1841 im besonderen Auftrage Friedrich Wilhelms IV. die Herstellung guter Beziehungen zwischen Preussen und dem päpstlichen Stuhle anbahnte; bis zum Juni 1843 hat er die Geschäfte des Legationssekretärs in Händen gehabt.

Auf die diplomatische Tätigkeit Reumonts gehen wir nicht im einzelnen ein. Entscheidenden Einfluss konnte er in seiner amtlichen Stellung nicht ausüben; aber nach den stets von ihm betätigten Gesinnungen lässt sich annehmen, dass er für Annäherung und Versöhnung, ohne den Rechten des Staates etwas zu vergeben, man darf sagen, in dem Sinne Friedrich Wilhelms IV. gewirkt hat. Bedeutsam tritt aber schon in diesem Zeitraum seine literarische Tätigkeit, ja seine vermittelnde Stellung zwischen Deutschland und Italien hervor. Er hatte in Florenz von dem geistigen Leben Toskanas, in Berlin von der regsamen Tätigkeit deutscher Wissenschaft mitwirkend und in persönlichem Verkehr eine Anschauung erhalten. Und wie sehr erweiterte sich sein Gesichtskreis in Rom! Bald nach seiner Ankunft war er von Bunsen in der Sakristei der Domkirche von Frascati dem Papste vorgestellt. Die beste Gesellschaft, die vornehmsten Häuser waren ihm geöffnet; der Kreis von Künstlern und Gelehrten, von fürstlichen und diplomatischen Personen, mit denen er in Berührung trat, ist kaum übersehbar. Schon die Aufzählung der Namen würde zu weit führen. Wenn wir an Leopold Robert, Gaye, Steinla, die Mitglieder des Instituts, Eduard Gerhard, Theodor Heyse, Dressel, Höfler, Kestner und Plattner, an König Ludwig von Bayern und die Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preussen, den General v. Lepel und den Major v. Molière, erinnern, wird denen, welche mit der römischen Gesellschaft jener Jahre bekannt sind, eine lange Reihe ähnlicher Beziehungen vor die Seele treten. „Sie, der Sie für unsere Dinge ein Herz haben, könnten uns beistehen und ein Verbindungsglied zwischen uns und Deutschland werden“, so hatte Capponi schon im Dezember 1835 an Reumont geschrieben; jetzt kam von der entscheidendsten Stelle in Deutschland eine ähnliche Anregung. Die Audienz vom 10. Januar 1836 hatte ihre Früchte getragen. Nicht lange nach der Ankunft in Rom erhielt Reumont von dem Kronprinzen eine Medaille mit dessen Bildnis, und allmählich begann von seiner Seite eine Bericht-

erstattung über literarische und künstlerische Dinge, die sich jahrelang bis zu den letzten schweren Zeiten Friedrich Wilhelms IV. fortgesponnen hat. Wahrscheinlich schon in Berlin hatte Reumont einen Plan gefasst, der später von Karl Hillebrand unter demselben Titel wieder aufgenommen wurde. Im Jahre 1838 erschien zu Berlin der erste, 1840 der zweite Jahrgang der „Italia“*, der erste mit Beiträgen von A. Hagen, Kopisch, Heinrich Leo, C. Fr. v. Rumohr, Karl Witte, Emanuel Geibel u. a., die sich laut der aus Frascati vom 23. Juli 1837 datierten Vorrede „in der Liebe zu Italien vereinigten“. Es folgten zahlreiche kleinere Aufsätze in italienischen Blättern und vier Jahre später, zur Zeit der glänzenden Florentiner Gelehrtenversammlung, ein Quartband unter dem Titel: „Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina“*, eine Übersicht der Florentiner Geschichte mit genauer Berücksichtigung von Literatur und Kunst bis zur Gegenwart in Tabellenform. Ungeachtet der unvermeidlichen Mängel wurde die Arbeit mit grossem Beifall aufgenommen, ist auch heute noch vielfach bei den Italienern im Gebrauche. Recht eigentlich dem Deutschen, der sich in Italien aufhalten wollte, dienten dagegen die „Römischen Briefe von einem Florentiner“*. Der deutsche Reisende war damals noch auf das Handbuch von Ernst Förster angewiesen, und an vorbereitenden Schriften bot sich durchaus kein Überfluss. Diesem Umstande verdankte auch Adolf Stahrs anregendes Buch: „Ein Jahr in Italien“ nicht zum wenigsten die weite Verbreitung und die Auszeichnung, sogar mit Goethes „Italienischer Reise“ oder der „Corinna“ der Frau v. Staël verglichen zu werden. Keines von diesen Büchern gab über das soziale und politische Leben, die Lage des Volkes, die Familien des grossen grundbesitzenden Adels genaue Auskunft. Für den, der sie zu erlangen wünscht, wird das Reumontsche Werk, ich glaube, zu allen Zeiten eine der nützlichsten Quellen bleiben.

Reumonts Ansehen als Kunstkenner war um diese Zeit schon so hoch gestiegen, dass ihm die durch den Tod Ludwigs v. Schorn erledigte Stelle eines Direktors der Kunstsammlungen in Weimar angetragen wurde. Die Stellung bot manches Anziehende, insbesondere eine ehrenvolle Selbständigkeit; aber Reumont konnte sich nicht entschliessen, den preussischen Dienst zu verlassen. Er erklärte sich zur Ablehnung des Antrags bereit, wenn er definitiv zum Legationssekretär ernannt würde. Der Minister des Äussern,

Baron Werther, trug ihm hinwider einen entsprechenden Posten in der politischen Abteilung seines Ministeriums an; gleichzeitig sollte er Verwendung im Kabinett des Königs finden, der in huldvoller Weise den Wunsch ausdrücken liess, Reumont in seinem Dienste zu behalten. Demgegenüber trat die Stellung in Weimar zurück; im Juni 1843 begab sich Reumont über Venedig, wo er mit Cicogna und Rawdon Brown bekannt wurde, nach Berlin, und nachdem er noch einen Urlaub benutzt hatte, um in Schottland alte Freunde seines Vaters aufzusuchen, war er Ende der ersten Septemberwoche wieder in der preussischen Hauptstadt.

Zu einer günstigeren Zeit hätte er nicht leicht eintreffen können. Friedrich Wilhelm IV., für literarische und besonders für künstlerische Bestrebungen mit lebhaftem Interesse, ja mit feinem Sinne und offenem Auge begabt, hatte dem Leben und der Gesellschaft neue Anregung gegeben. Gelehrte und Dichter waren berufen, Maler und Baumeister arbeiteten zuweilen nach den Plänen des Königs: wie viele Gelegenheit für Reumont, die in Italien erworbenen Kenntnisse und Anschauungen zu verwerten! Der Hof war bei seiner Ankunft noch abwesend, aber von Alexander v. Humboldt wurde er im Schlosse zu Potsdam mit einer Freundschaft empfangen, welche bis zum Tode des berühmten Mannes gedauert hat. Was Reumont darüber mitteilt, ist für seine Art zu zeichnen so charakteristisch und auch für Humboldts Biographie so interessant, dass einige Sätze hier wörtlich folgen. „Er nährte heftige Antipathien“, schreibt Reumont; „über manche Minister des Königs äusserte er sich mit grosser Schärfe, namentlich wo er, wie es wohl im Unterrichtsdepartement geschah, auf Hindernisse bei der Erfüllung königlicher Zusagen stiess. Ranke war er nicht gewogen, was sich weniger auf den Historiker, obgleich dessen Stil ihm nicht zusagte, als auf den Politiker bezog. In den Jahren nach 1848 trat eine noch grössere Schärfe bei ihm hervor; so viel ich aber in dieser Zeit mit ihm umgegangen bin, habe ich doch nie ein eigentlich unfreundliches Wort über den König aus seinem Munde vernommen. Er sagte wohl: der König ist nicht amüsabel mehr, oder: der König ist heiter, gelangt aber zu nichts, oder: der König verharrt in unfruchtbarer Liebe zu Personen, denen er wohl will; aber darüber hinaus, und darin lag doch wohl nichts Kränkendes, ist er niemals gegangen. Es war als wenn eine gewisse Atmosphäre oder die Berührung mit einem

Medium, dessen gehässige Gesinnung eine Art Einfluss auf ihn äusserte, nötig gewesen wäre, ihn zu den Sarkasmen und dem bitteren Spott zu verleiten, wovon nur leider zu schlimme Proben vorliegen“.

„Ich selber habe mich“, heisst es weiter, „stets seiner lebendigen und tätig fördernden Teilnahme zu erfreuen gehabt. Ich will nicht von seinen Briefen und Billetten reden, in denen er mich mit Lobeserhebungen überhäuft hat, die ihm zu geläufig waren, und von denen man starke Abzüge machen musste, wenn man nicht einen falschen Massstab für seine Aufrichtigkeit in der Hand behalten wollte. Aber er hat mich während der anderthalb Dezennien unserer Bekanntschaft, nahe wie ferne, wiederholt durch die Tat gefördert und ist stets auf mein Interesse bedacht gewesen. Er hat mehrere meiner kleinen Schriften dem König und der Königin vorgelesen, und wenn ich später gedruckt gelesen habe, er habe über den Autor gespottet, so darf ich das ruhig hinnehmen und unentschieden lassen, was von dem Spott ihm, was dem boshaften Tagebuchschreiber [Varnhagen v. Ense] gehört“¹⁾.

Am 23. November 1843 erhielt Reumont zum ersten Male eine Einladung nach Charlottenburg zur königlichen Tafel, überreichte den wahrscheinlich auf Anregung Friedrich Wilhelms verfassten Aufsatz über „Die letzten Zeiten des Johanniterordens“* und legte verschiedene aus Italien für den König mitgebrachte Werke vor. Einige Tage später wurde er eingeladen, einen Abend im kleinsten Kreise mit der königlichen Familie zu verbringen, wo es ganz einfach, ohne jedes Zeremoniell herging. Von dieser Zeit an gehörte er zu den regelmässigen Gästen, und man liest in seinem Buche über Friedrich Wilhelm mit Vergnügen die eingehende, warm

1) Reumont, Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. S. 144 und 521 f. Unter Reumonts hinterlassenen Papieren finden sich 19 Briefe und Billette Humboldts, mit Ausnahme eines kurzen Empfehlungsschreibens vom 2. August 1838, aus der Zeit der näheren Bekanntschaft vom 18. Mai 1844 bis 16. November 1858, ein halbes Jahr vor Humboldts Tode (6. Mai 1859). Mit überschwänglichen Ausdrücken des Lobes und der innigsten Anhänglichkeit überhäuft Humboldt seinen „teuren, edlen, geistreichen Freund“; Reumonts Darstellungsgabe will er sogar dem ihm wenig sympathischen Stile Rankes vorziehen. Die Briefe geben den vollgültigen Beweis für das von Reumont gezeichnete Charakterbild, so dass ein Abdruck manches, was dort schon gesagt ist, wiederholen würde.

empfundene Schilderung eines Fürsten, dem auch politische Gegner hochherzige Denkungsart, feinen Schönheitssinn, vielseitiges Wissen und rege Schaffenslust nicht absprechen können.

Was Reumont den gebildeten Kreisen der Hauptstadt mit einem Male bekannt machte, war seine Teilnahme an den wissenschaftlichen Vorträgen, welche, durch Friedrich v. Raumer veranlasst, seit dem Winter von 1843 in Berlin in der Singakademie stattzufinden pflegten. Reumont sprach am 13. Januar 1844 über einen damals noch wenig bekannten Gegenstand, die poetische Literatur Italiens seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts. Das Auditorium war ebenso zahlreich als glänzend, der Beifall ungeteilt, und kaum nach Hause zurückgekehrt, wurde Reumont in das Schloss gerufen, wo der König das Gespräch, wenn es sich auf andere Dinge lenkte, stets wieder auf italienische Literatur zurückführte. Man begreift, dass es dem so rasch zu einer Stellung gelangten jungen Manne nicht an alten und neuen Bekanntschaften mangelte. Graf Brühl zeigte sich in jeder Weise förderlich; mit Kopisch, Ranke, Rumohr, Olfers und allem, was sich in der Umgebung des Königs bewegte, war die Verbindung von selbst gegeben. Nicht weniger mit den Vertretern der Diplomatie, in deren Kreisen damals auch die Gräfin Rossi durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Sangeskunst alles entzückte. „Niemals“, erzählt Reumont, „habe ich sie schöner singen gehört, als einem Nachmittage gegen Ende Mai 1846 bei einer Landpartie, deren Ziel das freundliche Treptow war“. Reumonts Stellung in der Gesellschaft wird am deutlichsten durch seine Beteiligung an einem Feste bezeichnet, das am 24. Februar 1846 im Weissen Saale des königlichen Schlosses stattfand. Aus den Personen eines glänzenden Festzuges, in dem man den Prinzen von Preussen, den Prinzen Karl und viele andere Fürstlichkeiten erblickte, bildeten sich nach Motiven aus Musäus' Volksmärchen acht Gruppen, welche durch Prolog und poetische Erklärung verbunden wurden. Die dichterische Aufgabe fiel Reumont zu; in zehn Tagen musste er sie beendigen, und es mag dem für solche Auszeichnungen höchst empfänglichen, noch nicht vierzigjährigen Manne, der vier Monate später in den Adelstand erhoben wurde¹⁾, keine geringe Genug-

1) Die Erhebung erfolgte nach einer Mitteilung des Hausministers Fürsten Wittgenstein am 25. Juni 1846 mit der Massgabe, „dass die Vererbung an den Erwerb eines Rittergutes sich knüpfen und in solchem

tung gewesen sein, in der erlauchtesten Gesellschaft im Gewande des Zauberers Merlin seine Verse vorzutragen. An jenem Abend wohnte Prinz Friedrich Wilhelm, damals 15 Jahre alt, zum ersten Male einem Hoffeste bei; Reumont wurde ihm vorgestellt, und der Kronprinz des Deutschen Reiches hat nach vielen Jahren noch mehrmals an diesen Abend erinnert und — gewiss von allem der schmeichelhafteste Beifall — einzelne Verse aus dem Gedächtnisse wiederholt.

Vom Herbst 1843 bis 1847 blieb Reumont in seiner Stellung in Berlin und in vielfachen Beziehungen zum Könige. Sein amtliches Verhältnis brachte es mit sich, dass er über literarische Dinge Bericht zu erstatten, eingesandte Schriften durchzusehen, ferner die Antworten des Königs, namentlich französische und italienische, zu entwerfen, seinerseits auch manche neue Werke, besonders aus Italien, zu überreichen hatte. Dieses gab dann Anlass zu mancherlei Besprechungen. Meist fanden sie abends beim Tee in den Gemächern der Königin, in der schönen Jahreszeit auch bei der Tafel in Sanssouci und Charlottenhof statt, im Spätherbst im Schlosse zu Charlottenburg. Die Abende waren, wie Reumont öfters erwähnt, völlig einfach und zwanglos, auch wenn fürstliche Gäste zugegen waren. An literarischen Arbeiten erweisen sich diese Jahre weniger reich als andere; das Hauptwerk war „Ganganelli, seine Briefe und seine Zeit, von dem Verfasser der römischen Briefe“* (1847), ein Band, „welcher ausser einer literarisch-historischen Bearbeitung der bekannten, von Caracciolo herausgegebenen Briefe einen Versuch über die Geschichte der Aufhebung des Jesuitenordens im Anschluss an eine Charakteristik Papst Clemens' XIV. enthielt“. Reumont hat nach den später hervorgetretenen Aufschlüssen manches in anderem Lichte gesehen, auch die Echtheit mehrerer, dem Papste zugeschriebener Schriftstücke stärker als bei der Herausgabe bezweifelt. Aber im ganzen blieb er bei der Ansicht, dass „die Jesuiten durch das gefallen seien, wodurch sie gestündigt hätten, nämlich durch die Politik“.

Falle der Adel an die weiteren Deszendenten nur insofern vererbt werden soll, wenn der Besitz des Rittergutes auf sie übergeht.“ Der König selbst interessierte sich für die Ausstattung des Wappens. Man wählte, wie sich denken lässt, das alte schon in dem „Miroir des nobles“ des Johanniterritters Jacques de Hemricourt vorkommende Abzeichen mit Beifügung des Wahlspruchs: „Nous verrons“. Siehe oben S. 1.

Der vierjährige Aufenthalt wurde übrigens mehr als einmal auf längere Zeit unterbrochen. Im August 1844 führte eine Reise an den Rhein, durch die französische Schweiz nach Turin und Florenz, wo Reumont die von Rom kommende Prinzessin Karl unherführte, dann über Bologna nach Ravenna und Mitte Oktober wieder nach Sanssouci, wo der König über die ihn besonders interessierenden ravennatischen Altertümer sich Bericht erstatten liess. Eine andere Frucht der Reise war ein Bändchen, welches unter dem Titel: „Dichtergräber“* die Grabstätten Dantes, Petrarzas und Boccaccios in Ravenna, Arquà und Certaldo schilderte. Im August 1845 begleitete Reumont den König zum Empfange der Königin Viktoria, die am 11. dieses Monats in Aachen eintraf und sich mit Friedrich Wilhelm an den Rhein begab, während Reumont eine Reise nach England unternahm, die Familie Bunsen auf ihrem Landsitze Oakhill besuchte und in Begleitung seines Freundes Thile die historisch so merkwürdigen mittleren Grafschaften mit Oxford, Stratford, Kenilworth, Coventry kennen lernte¹⁾. Länger dauerte ein Aufenthalt in London im Sommer 1846. Der Legationsrat v. Thile war beurlaubt, Reumont hatte ihn nach Bunsens Wunsch vom Juli bis in die zweite Hälfte des September zu vertreten. Es war die Zeit der „spanischen Heiraten“ und des „offenen Briefes“ König Christians VIII. von Dänemark. Man begreift, dass es manches zu hören und zu berichten gab. Auf der Rückreise führte ein Billet Humboldts Reumont bei Guizot ein; erst Anfang November war er wieder in Berlin.

Die ersten Monate des Jahres 1847 erhielten durch die Einberufung des vereinigten Landtags, die Anwesenheit so vieler bedeutender Männer aus der Provinz ein eigentümliches Gepräge; für Reumont brachten sie ein Übermass geselliger Verpflichtungen. Seine Gesundheit, niemals kräftig und durch den Aufenthalt im Süden an ein milderes Klima gewöhnt, hatte unter dem Einfluss der vier nordischen Winter gelitten. Für den nächsten Winter erbat er sich desshalb im Juli 1847 Urlaub, und der König gewährte ihm mit dem Zusatze: „Ich bedaure nur, dass wir Sie so lange nicht sehen werden“. Wie gern er Reumont sah, zeigte

1) Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. S. 268. In diese Reise gehört der Vorfall, den Thile in seinem Briefe vom 21. Oktober 1887 (vgl. unten S. 186 ff.) hervorhebt.

sich bald. Die Königin stand eben im Begriff, zu einer Badekur nach Ischl abzureisen; ihr Gemahl wollte ihr dahin folgen und später Venedig und den Gardasee besuchen. Wie Reumont meint, war es A. v. Humboldt, der in dem Könige den Gedanken wachrief, Reumont für die Reise in Italien zum Begleiter zu wählen; dieser sollte aber den Umweg über Wien nehmen, um einen Auftrag an den Fürsten Metternich auszurichten. Am 29. August stand er an der Villa am Rennweg. „Des Fürsten Haltung“, erzählt er, „war ziemlich steif, aber er war sehr verbindlich; seine Rede war langsam und wie mit schwerer Zunge. Er sprach von schweizerischen und italienischen Angelegenheiten; ob er das Bedenkliche der Lage Italiens in vollem Masse erkannte, weiss ich nicht. Feldmarschall Radetzky hatte wenigstens nichts unterlassen, die Herren in Wien von der Stimmung der Gemüter in Kenntnis zu setzen und die Notwendigkeit militärischer Bereitschaft zu betonen“. Am 3. September war Reumont in Triest, am 5. traf der König ein; abends ging die Reise weiter auf dem Lloyd dampfer „Imperatore“ bei sternheller Nacht, die der König zum Teil auf dem Verdeck zubrachte, während Reumont Platensche Gedichte rezitierte. Es folgten schöne und bewegte Tage in Venedig, Padua, Vienza und Verona, eine herrliche Fahrt über den Gardasee. Am Morgen des 11. nahm Reumont von dem Könige in Roveredo Abschied. Als er ihn nach zehn Monaten wiedersah, hatte die Welt sich verändert.

II.

Die Revolution. — Aus Friedrich Wilhelms IV. kranken Tagen. 1848—1861.

Von Roveredo kehrte Reumont gleich nach Venedig zurück, um dort bis zu Ende des Monats an der glänzenden Versammlung teilzunehmen, welche die vorzüglichsten Geister Italiens vereinigte. Äusserlich verliefen die Dinge, wenn man von der Ausweisung des später so schlimm beleumdeten Fürsten von Canino absieht, ohne Störung, aber nicht ohne Anzeichen drohender Stürme, welche

seit der Thronbesteigung Pius' IX. mehr und mehr sich entfesselten. Schon 1841 bei der Gelehrtenversammlung in Florenz hatte man den Grossherzog Leopold vor Vereinigungen dieser Art gewarnt; er hatte damals an Humboldt geschrieben, dass er sie für ungefährlich halte. Reumont meint, mit Recht. Aber waren diese und ähnliche Versammlungen, ja man könnte sagen, alles Grosse, Gute, die Nation wahrhaft Fördernde den Fürsten nicht gefährlich, nicht eine Vorbereitung der kommenden Ereignisse? Denn das eigentümliche jener Zustände lag ja gerade darin, dass jede natürliche Kraft, die ihrer Stärke sich bewusst war, alsbald gegen die unerträglichen Zustände sich wenden musste, die seit dem Wiener Kongress auf Italien lasteten.

Am 30. September verliess Reumont Venedig; schon in Bologna, wo er die Bekanntschaft Marco Minghettis machte, gewahrte er die Spuren der wachsenden Aufregung. In Florenz standen seit dem Tode des Grafen Fossombroni und Don Neri Corsinis (1844 und 1845) Männer ohne Geschäftskentnis und politischen Scharfblick an der Spitze der Regierung. Auch hier war die Aufregung im Steigen und konnte durch kleine oder grössere Zugeständnisse, nur vorübergehend beschwichtigt werden. Der preussische Ministerresident, Graf Schaffgotsch, ernstlich leidend, hatte seit längerer Zeit nicht an das Ministerium berichtet; um so erwünschter waren die Mitteilungen, welche Reumont, wenn auch nicht in amtlicher Stellung, dem Könige zugehen liess. Am 22. Januar 1848 antwortete Friedrich Wilhelm: „Ihre Briefe, lieber Reumont, interessieren mich ganz ausserordentlich, und wenn ich einen neuen sehe, machts mir Freude; denn ich gewinne in einem jeden nicht allein richtige, wohlgeprüfte, mit Takt und Mässigung aufgefasste Nachrichten aus so anziehenden und abstossenden Verhältnissen, wie es die gegenwärtigen italienischen und in specie toskanischen sind, sondern auch den Genuss musterhaften Vortrags und schöner Sprache. Also herzlichsten Dank, und fahren Sie so fort, bester Reumont.“ „Sollte à bas prix“, hiess es weiter, „was gutes in Marmor, Erz oder gebrannter Erde zu Florenz feil sein, so lassen Sie michs wissen. — Die Königin lässt Sie grüssen. Sie fehlen unseren ruhigen Abenden recht in diesem Winter.“

Unter Reumonts italienischen Freunden teilten sich die Meinungen; bei den Männern der gemässigten Richtung, darunter

Gino Capponi, war die Idee einer italienischen Konföderation vorherrschend, während andere, wie Azeglio, ungeduldig mehr forderten, und auch Pläne einer einheitlichen Republik sich schon vernehmbar machten. Am 17. Februar 1848 hörte Reumont in Florenz das neue konstitutionelle Statut mit der schönen, von Capponi verfassten Einleitung verkündigen. Wenig später, am 28. Februar, war er in Rom, wo die Bewegung bereits einen für den Papst bedrohlichen Charakter angenommen hatte. Hier verlebte er seinen Urlaub, wohnte dann in Florenz am 26. Juni der Eröffnung der Kammern bei und trat einen Monat später die Rückreise nach Deutschland an. Gerade rechtzeitig kam er am 23. Juli nach Mailand, um nicht in den Rückzug des gleich darauf bei Custoza geschlagenen sardinischen Heeres verwickelt zu werden. In Frankfurt sah er einen Heidelberger Universitätsfreund, Johann Detmold, in der Paulskirche, kurz vor dem Beginn seines Reichsministeriums¹⁾; am 31. Juli war er in Berlin und schon am folgenden Tage in Sanssouci. Wie viel gab es über Italien zu berichten, aber was waren die fremden Ereignisse, wenn dem eigenen Hause der Einsturz drohte! Der König hatte den 18. und 19. März erlebt, das Ministerium Camphausen hatte dem Ministerium Auerwald-Hansemann Platz gemacht. Mit jedem Tage stieg die Zügellosigkeit der Menge gegenüber der Schwäche der Regierungsgewalt; eine Abendgesellschaft bei dem Ministerpräsidenten auf der Wilhelmstrasse wurde am 21. August durch einen Regen von Pflastersteinen und Glasscherben unterbrochen. Am 25. September befand sich Reumont in Sanssouci, als die Nachricht von der kläglichen Schwäche des kurz zuvor ernannten Ministeriums Pfuël eintraf. Er war Zeuge der namentlich am Abend sehr gesteigerten, halb gereizten, halb niedergeschlagenen Stimmung des Königs, der keine Ruhe finden konnte und von der Terrasse nach dem Billardzimmer des Kavalierhauses lange hin und her ging.

Unter so trüben Verhältnissen war es doppelt erwünscht, in eine andere Sphäre versetzt zu werden. Am 5. Oktober wurde Reumont die Stelle des Legationssekretärs bei der römischen Gesandtschaft übertragen²⁾; am Abend desselben Tages verliess er die preussische Hauptstadt. Schon während der Eisenbahnfahrt

1) Vgl. oben Jugenderinnerungen. S. 110.

2) Die Ernennung zum Legationsrat datiert schon vom 19. Jan. 1844.

nach Wien traf die Nachricht von dem dort ausgebrochenen Aufstande ein. In Florisdorf war der Schienenweg zerstört, die Planken der Donaubrücke aufgerissen; am Geländer der Brüstung vorbei erreichten die Reisenden mühsam das andere Ufer. Kaum war es möglich, durch die mit Barrikaden erfüllten Strassen einen Durchweg zu gewinnen und am Abend des 8. die Weiterreise anzutreten. Am 14. Oktober kam Reumont wieder nach Florenz und wurde noch am selben Tage im Palast Pitti empfangen. „Der Grossherzog“, erzählt er, „war ratlos, wie man denn überhaupt im Vaterlande Lorenzos de' Medici, Machiavells und Guicciardinis politisch und, was schlimmer, moralisch bankerott war“. Nach dem Abtreten Ridolfis war Gino Capponi — damals schon erblindet — am 16. August 1848 an die Spitze eines Ministeriums berufen, dessen Geschichte er in einer nachgelassenen Schrift „Ein Ministerium von 70 Tagen“ unparteiisch, nicht ohne sich selbst zu tadeln, beschrieben hat. Schon am 26. Oktober wurde er durch den Aufstand in Livorno zum Rücktritt genötigt, und an seiner Stelle führten die Anstifter des Unheils, Guerrazzi und der Pisaner Professor Montanelli, den jeder Tatkraft beraubten Grossherzog von einer Nachgiebigkeit zur anderen. Die Unsicherheit in Florenz erinnerte an Berliner Zustände, und was war erst in Rom zu erwarten, wo nach der Ermordung des Grafen Rossi der Papst am Abend des 24. November nur in einer Verkleidung im Wagen der Gräfin Spaur seinen Bedrängern entkommen war. Am 3. Januar traf Graf Usedom, der beim heiligen Stuhl beglaubigte Gesandte, in Florenz ein. Am 10. setzte er mit Reumont die Reise fort, er selbst nach Gaëta, wo der Papst seinen Aufenthalt genommen hatte, während Reumont die Ereignisse in Rom beobachten sollte. In der Nacht vom 8. auf den 9. Februar 1849 hörte er auf dem Kapitol die Republik verkünden. Natürlich trat er zu den Machthabern in kein offizielles Verhältnis; seine einzige diplomatische Tat bestand darin, dass er die Ausweisung des Dr. Emil Braun, Sekretärs des archäologischen Instituts, welchen die Gendarmen bereits „bei den Haaren hatten“, durch eine Unterredung mit Mattia Montecchi, einem Mitglied des Mazzinischen Triumvirats, verhinderte¹⁾. Aber dem

1) Vgl. Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. S. 335 und den Brief Thiles vom 21. Oktober. S. 186.

Könige war die Anwesenheit eines preussischen Diplomaten in dem „sündigen Rom“ keineswegs genehm. In einem Schreiben vom 6. Februar, welches durch Kourier nach Neapel befördert, aber infolge einer nie aufgehellten Verspätung erst nach sechs Wochen in Rom anlangte, erhielt Reumont den gemessenen Befehl, sich „angesichts dieses“ nach Gaëta zu begeben. „Ich erwarte aus Gaëta“, setzte der König hinzu, „recht interessante Briefe. Ich habe jedesmal eine grosse Freude, wenn ein Brief von Ihnen ankommt. Möge es Ihnen, bester Reumont, recht wohl gehen in dem herrlichen Lande, welches aber jetzt noch wirrer dasteht, oder fällt, als Deutschland — und das ist sehr viel gesagt.“

Solchen Worten gegenüber galt kein Säumen; am 24. März langte Reumont in Molo di Gaëta bei Herrn von Usedom an. Fast die ersten Personen, denen er am folgenden Morgen in der Stadt begegnete, waren der Grossherzog Leopold und seine Familie, welche am 21. Februar an Bord eines englischen Dampfers aus Toskana entflohen waren. Beinahe jeder Schritt führte zu interessanten Begegnungen; denn die alte Festung hatte damals durch die Anwesenheit des Papstes sowie der Würdenträger und Diplomaten, die ihm folgten, Leben und Glanz erhalten, wie nie zuvor. Reumont hat davon in einem besonderen Aufsatz ein farbenreiches Bild entworfen*. Die Flut der Revolution wandte sich bereits zum Rückgange: am 23. März waren die Sardinier bei Novara geschlagen; bald vernahm man, dass am 11. April die Florentiner sich Guerazzis entledigt und die Regierung des Grossherzogs wieder hergestellt hätten. Ein französisches Heer unter Oudinot näherte sich von Civitavecchia, neapolitanische Truppen von Albano her den Mauern Roms. Aber bekanntlich war es nicht so leicht, mit Garibaldi fertig zu werden; Oudinot wurde beim ersten Andringen blutig abgewiesen und das neapolitanische Heer am 17. Mai durch einen geschicktersonnenen Überfall bis hinter Velletri zurückgeworfen. Gerade an diesem Tage stattete Reumont dem mit seiner jungen Frau in Genzano weilenden Gesandten einen Besuch ab; es fehlte wenig, dass die preussischen Diplomaten samt der neapolitanischen Majestät den Garibaldinern in die Hände gefallen wären.

Erst am 3. Juli konnte Oudinot sich Roms bemächtigen; zehn Tage später finden wir auch Reumont wieder in der Stadt,

deren Öde und Verwüstung ihm Veranlassung zu einem neuen Aufsätze, dem Gegenstück der Beschreibung von Gaëta, bot*. Aber von der Rückkehr des Papstes war noch nicht die Rede; so begab sich auch Reumont am 31. Juli wieder in die Nähe von Gaëta. Herr von Usedom war drei Tage früher nach Deutschland abgereist, so dass die Vertretung der Gesandtschaft dem Legationsrate zufiel. Bis zum April des folgenden Jahres verweilte Reumont teils in Neapel, teils in Gaëta. Mit Pius IX. kam er während dieser Zeit nicht selten in persönliche Berührung, hatte auch einige nicht unbedeutende Verhandlungen zu führen. Der Papst, erzählt er, sei der einzige gewesen, der unter dem Drängen der Ereignisse immer „ruhig und gleichmütig geblieben sei und an dem Siege der guten Sache niemals gezweifelt habe“. Seiner Gewohnheit nach benutzte Reumont den langen Aufenthalt in Neapel, um sich durch zahlreiche Ausflüge mit Unteritalien und Sicilien aufs genaueste bekannt zu machen. Und, gleichfalls seiner Gewohnheit entsprechend, widmete er dem Lande, das nun sein ganzes Interesse in Anspruch nahm, ein grösseres historisches Werk. Es erschien zwei Jahre später in Berlin unter dem Titel „Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter spanischer Herrschaft“*. „Das 17. Jahrhundert des südlichen Italiens“, sagt er selbst darüber, „hatte, nachdem ich eine Zeit lang im Lande gewelt, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und es schien mir, dass eine allgemeine Betrachtung der Zustände in der spanischen Zeit erforderlich sei, um das bekannteste und lärmendste Ereignis dieser Zeit, den nach dem Fischer von Amalfi benannten Aufstand, gehörig zu verstehen... Von seiten einheimischer Gelehrten — insbesondere des Generaldirektors der Archive Fürst von Belmonte und des ersten Bibliothekars der Nationalbibliothek Don Scipione Volpicella — wurde mir die liebenswürdigste Förderung zu teil, und es gelang mir, eine Menge handschriftlichen Materials ausser dem gedruckten zu sammeln.“

Erst am 11. April 1850 kam Reumont auf einem Umwege über Florenz wieder nach Rom, wo am folgenden Tage Pius IX. seinen Einzug hielt. Unter den prachtvollen Karossen der meisten übrigen Gesandtschaften nahm sich der einfache Wagen, in welchem Reumont mit dem der Gesandtschaft nahestehenden Dr. Alertz Platz genommen hatte, recht bescheiden aus. Bis in den Sommer 1851 führte er die Geschäfte der Gesandtschaft, öfter durch eigenhändige

Briefe des Königs erfreut. Aber seine Gesundheit war leidend; er bat um Urlaub, und der König antwortete am 18. Juli: „Nicht bloss bestätige ich den Ihnen schon lange auf meinen Befehl gegebenen Urlaub, sondern ich befehle, dass Sie ihn sogleich antreten, falls Ihre Ärzte der hundswütigen Hitze wegen keinen Einspruch tun. . . Ich lege grossen Wert darauf, dass Sie hierher kommen, und dass ich vieles mit Ihnen durchsprechen kann. Aber dieses darf erst am Ende Ihrer Kur geschehen. Ihre Geschäftsführung, teuerster Reumont, war meisterhaft. Ich habe dieselbe mit sehr grosser Befriedigung beobachtet.“ Nachdem Usedom am 18. Juli wieder in Rom eingetroffen war, verliess Reumont die Stadt zehn Tage später, und es lässt sich denken, dass er in Berlin, wo er am 5. September eintraf, aufs beste empfangen wurde. In der nächsten Umgebung des Königs fand er jetzt den Kabinettsrat Markus v. Niebuhr, dessen eigentümliches Wesen den Umgang nicht erleichterte. Aber Reumont traf auch hier den richtigen Ton. Sein Chef, der Ministerpräsident von Manteuffel, war ihm schon lange gewogen und bewies es auch durch die Veränderung, welche er in der amtlichen Stellung Reumonts eintreten liess. Der preussische Gesandte in Rom, Herr von Usedom, war zugleich bei den Höfen von Toskana, Parma und Modena beglaubigt. Jetzt, da die Verhältnisse in Mittelitalien eine erhöhte Aufmerksamkeit forderten, sollte Reumont freilich das Amt eines römischen Legationssekretärs beibehalten, aber seinen dauernden Wohnsitz nach Florenz verlegen und den Wirkungskreis eines preussischen Geschäftsträgers für Toskana übernehmen¹⁾. Mitte November trat er die Rückreise nach Italien an. Nachdem er in Rom sich beurlaubt hatte, stellte er sich am 27. Dezember zu Florenz in seiner neuen Eigenschaft dem Grossherzog und seiner Familie vor. Als alter Bekannter wurde er äusserst freundlich und sogar herzlich aufgenommen. Sein vieljähriger Wunsch, in einer Stadt und einem Staate, die ihm so vieles boten, eine selbständige Stellung zu erlangen, hatte sich erfüllt, aber was in Florenz vorging, war auch jetzt seinem gemässigten ruhigen Sinne wenig erfreulich. Sein Urteil über das System der Reaktion ist bei aller Milde der Form dem Inhalte

1) Vgl. die Schreiben Manteuffels an Reumont und Usedom vom 7. November 1851.

nach vernichtend. Am 6. Mai 1852 erfolgte die eigenmächtige Aufhebung des am 17. Februar 1848 erlassenen Statuts. Reumont verhehlte sich nicht, dass durch diesen Schritt und durch die österreichische Okkupation das Band zwischen der Bevölkerung und der herrschenden Familie gelöst sei. Als preussischer Geschäftsträger und in seiner persönlichen Empfindung fühlte er sich unangenehm berührt durch ein Ereignis, welches damals aller Orten ein grosses und besonders in der protestantischen Welt ein peinliches Aufsehen erregte. Ein protestantisches Ehepaar Madiai war im Jahre 1851 wegen angeblicher Proselytenmacherei vor Gericht gestellt und nach zehnmonatlicher Untersuchungshaft der Mann zu 56 Monaten Zuchthaus, die Frau zu 42 Monaten in einem Arbeitshause verurteilt. Reumont sah die Folgen deutlich vorher; aus eigenem Antriebe wandte er sich zuerst an den Minister Baldasseroni, dann, nicht in seiner amtlichen Eigenschaft, sondern als vieljähriger Bekannter, in einer Privataudienz an den Grossherzog. Er hatte freilich keinen augenblicklichen Erfolg, aber aus dem, was damals und in den nächsten Monaten geschah, ergibt sich deutlich genug, dass seine kluge besonnene Art vorzugehen weit rascher und sicherer zur Befreiung der Eingekerkerten geführt haben würde, als heftige Zeitungsartikel und lärmende Auftritte, die nur den beschränkten Eigensinn des Grossherzogs reizten. Alexander von Humboldt schrieb ihm am 23. Oktober 1852: „Der Mut und die Kraft, mit der Sie zur Verminderung einer Härte aufgetreten sind, die einer anderen Zeit entlehnt zu sein scheint, hat die Verehrung, die Ihrem Namen gebührt, sehr vermehrt“. Reumont hat den widerwärtigen Zwischenfall in seinem Buche über Friedrich Wilhelm IV. ausführlich dargestellt. Eine Deputation aus Mitgliedern verschiedener Nationen, der sich auch Herr von Usedom angeschlossen hatte, konnte in Florenz nichts ausrichten. Erst die verständigen Bemühungen des französischen Geschäftsträgers Vicomte de Gabriac bewirkten, dass die Strafe der Madiais im Frühling 1853 in Verbannung umgewandelt wurde, so dass sie am 16. März sich nach Marseille einschiffen konnten.

Eine Reise nach Berlin im Juni 1853 verdient deshalb Erwähnung, weil Reumont auf dem Rückwege im September in Montpellier das Museum Fabre und darin den Nachlass der Gräfin Albany kennen lernte, welcher später die Grundlage eines bedeutenden Werkes wurde. Im April 1854 erfreute ihn die

Ankunft des Prinzen Friedrich Wilhelm in Florenz, und am 5. Dezember konnte er das Jubiläum des Tages begehen, an dem er selbst vor 25 Jahren zuerst in die herrliche Stadt gekommen war. Gino Capponi vereinte die älteren Freunde zu einem Mittagsmahl; und von mancherlei Ehrenbezeugungen sei nur erwähnt, dass der Grossherzog das Komturkreuz seines Ordens und Friedrich Wilhelm IV. die beiden grossen Medaillen für Wissenschaft und Kunst übersandte.

Zeugen schon die begleitenden freundlichen Worte von der unveränderten Zuneigung des Königs, so wurde dieselbe durch ein längeres Zusammensein im folgenden Jahre noch vermehrt. Schon am 26. Mai 1855 hatte ein königliches Schreiben für den folgenden Monat eine Begegnung am Rhein in Aussicht gestellt. Als Reumont aber am 14. Juni in Sanssouci anlangte, war die Gesundheit des Königs so angegriffen, dass die Reise verschoben wurde. In der angenehmen Nachbarschaft Rauchs verlebte er mehrere Wochen im Müllerhause, bis das königliche Paar sich anschickte, zu einem längeren Aufenthalte nach Erdmannsdorf in Schlesien abzureisen. Reumont, der sich einige Tage vorher auf das fürstlich Karolathsche Schloss Amtitz in der Niederlausitz begeben hatte, dachte von da an den Rhein zu gehen. Aber ein beinahe zufälliges Zusammentreffen mit dem König auf einer Eisenbahnstation führte am 14. Juli zu einer Einladung nach Erdmannsdorf, und gerade dort scheinen einige im vertrautesten Umgange verlebte Wochen den König und seine Gemahlin für den kenntnisreichen, stets Neues und Interessantes bietenden Begleiter besonders eingenommen zu haben. „Ihr Aufenthalt ist hier im allerbesten Andenken“, schrieb ihm Friedrich Wilhelm am 13. August. „Ich habe Sie aus purer Diskretion ziehen lassen; Sie fehlen uns hier in jeder Viertelstunde, und viele nicht getane Fragen machen mir ordentlich Indigestion.“ Als der König im September die früher beabsichtigte Rheinreise antrat, wünschte er Reumont in seiner Nähe. Dieser begleitete ihn seit dem 20. September von Frankfurt in die Pfalz, dann über Trier und Koblenz nach Aachen. Dort im Präsidialgebäude gab es am 1. Oktober einen glänzenden Empfang, und der König, welcher den äusseren Formen gern eine sinnige Bedeutung gab, überreichte beim Eintreten in den Saal dem Sohne der Stadt Aachen den Kammerherrnschlüssel. Auch nach Cöln und Münster musste Reumont folgen, und da zu der-

selben Zeit in Florenz die Cholera wütete, wollte der König ihn um so weniger entlassen. Noch einmal bezog er, jetzt neben dem Obersten und späteren Marschall v. Manteuffel, das gewohnte Zimmer im Müllerhause. Erst am 16. Oktober trat er die Rückreise nach Italien an.

Schon am 15. Mai des folgenden Jahres finden wir ihn wieder in Berlin. Das zunehmende Unwohlsein des Königs machte eine Kur in Marienbad erforderlich, und um seine Gedanken wieder auf den schon so lieben Begleiter zu lenken, hat es wohl kaum einer Anregung von seiten Humboldts bedurft. Aber zahlreiche Besuche, insbesondere die Anwesenheit der verwitweten Kaiserin von Russland, verzögerten die Reise; erst am 2. Juli 1856 langte Friedrich Wilhelm — seine Gemahlin blieb in Teplitz — in Marienbad an. Vier Wochen dauerte der Aufenthalt. „Die Lebensweise“, erzählt Reumont, „war durchaus regelmässig. Nach der Trinkkur und längerer Ruhe nach dem Frühstück erledigte der König die nötigsten Geschäfte, wobei ich ihm die eingehenden politischen Gesandtschaftsberichte grossenteils vorlas. Abends, wo ein leichtes Souper im kleinsten Kreise stattfand, berührte die Konversation vielfach geschichtliche und künstlerische Gegenstände, die stets lebhaftestes Interesse weckten. Unter anderem las ich eine Reihe der historischen Bildnisse, an denen die Relationen der venetianischen Botschafter des 16. Jahrhunderts ebenso reich sind, wie die Schule Tizians und seiner Zeitgenossen. Ihnen folgte die von mir grossenteils nach handschriftlichen Mitteilungen verfasste Geschichte des Fluchtversuches der Königin von Etrurien aus Nizza im Jahre 1811“*. Der Erfolg der Kur war günstig und würde noch günstiger gewesen sein, wenn nicht nach der Rückkehr abermals der russische Besuch die so nötige Ruhe der Nachkur in Potsdam gestört hätte. Die fremden Gäste waren so zahlreich, dass Reumont nicht in Sanssouci, sondern im Stadtschloss zu Potsdam neben Alexander von Humboldt seine Wohnung erhielt. Früher als im vergangenen Jahre, am 17. August, nahm er den Rückweg nach Toskana, jetzt in einer dem Range nach wesentlich erhöhten Stellung. Schon im November 1854 war nicht mehr Usedom's Nachfolger in Rom, Herr v. Thile, sondern Reumont als selbständiger Geschäftsträger bei den Höfen von Florenz, Parma und Modena beglaubigt worden, und als im Staatshaushalt von 1856 die nötigen Mittel

eingestellt werden konnten, erhielt er am 29. August den Rang eines Ministerresidenten¹⁾.

Bald hatte er in dieser Eigenschaft einen König in Florenz zu begrüßen. In der ersten Hälfte des Februar 1857 war König Max II. von Bayern auf der Reise nach Rom Gast im Palaste Pitti. Und Ende März brachte ein Schreiben Niebuhrs sogar die freudig überraschende Nachricht, Friedrich Wilhelm IV. werde wahrscheinlich zum 22. April auf 10—12 Tage nach Rom kommen; er wünsche, wenn nicht früher, Reumont auf jeden Fall dort zu sehen. Aber wieder trat eine Störung ein. Bekanntlich war in Neuenburg im Herbst 1856 von den Anhängern Preussens ein Aufstand versucht und missglückt. Die Verhandlungen über das Schicksal der Gefangenen und das endliche Los des Landes berührten den König aufs empfindlichste. Eben stand eine Entscheidung bevor; unter solchen Verhältnissen wollte er nicht in weite Ferne ziehen. Die Zeit für eine Marienbader Kur kam heran, und Reumont erhielt abermals einen Urlaub, um den König zu begleiten. Am 5. Juni war er in Sanssouci, am 12. erwartete er die Ankunft des Königs in Marienbad; die Königin war wieder in Teplitz geblieben.

Sogleich begann Friedrich Wilhelm in bester Stimmung das gewohnte Leben, erschien früh morgens am Brunnen, sah mehrere Gäste zu Mittag und vereinigte sein Gefolge zum Abendessen. Vor demselben pflegte Reumont wie im vorhergehenden Jahre vorzulesen, und zwar aus den eben erschienenen letzten Bänden seiner „Beiträge zur italienischen Geschichte“*. In den Vormittagsstunden trugen Manteuffel, Illaire und Niebuhr geschäftliches vor, ohne länger als nötig dabei zu verweilen; Reumont fiel es zu, eingehende politische Depeschen vorzulesen. „Der 18. Juni“, erzählt er, „wird mir in der Erinnerung bleiben. Die traurige Neuenburger Angelegenheit ging zu Ende. . . Der Wunsch, die seit Jahren schwebende Streitfrage endlich aus der Welt zu schaffen und die Lage der durch die neuesten Vorgänge hart geschädigten Getreuen möglichst zu verbessern, vermochte den König endlich zur Verzichtleistung.“ Am 18. Juni las Reumont die von Herrn v. Balan verfasste Ansprache an die Neuenburger

1) Vgl. Schreiben Manteuffels vom 24. November 1854 und 29. August 1856.

Untertanen vor; der König fand sie dem Zweck entsprechend und unterzeichnete am folgenden Tage. Man sah jedoch klar, wie sehr die Sache sein Innerstes erregte; vor allem kränkte ihn das Verhalten Englands, gerade weil er dem Lande stets eine so tiefe Neigung zugewandt hatte. Dies war aber, soweit Reumont sich erinnerte, der einzige peinliche Vorgang; im übrigen blieben dem König unerfreuliche Geschäfte fern. Man konnte mit dem Erfolg der Kur vollkommen zufrieden sein, als er am 5. Juli von Marienbad aufbrach. Aber die unmässige Hitze auf dem Wege nach Karlsbad und Teplitz war äusserst angreifend; gleichwohl gab er die Reise nach Wien nicht auf, welche für ihn verhängnisvoll werden sollte. „Ich werde mich stets erinnern“, schreibt Reumont, „wie er nach der Tafel um 4 Uhr in österreichischer Uniform erschien, um die Reise anzutreten, zu welcher er nur seine militärischen Begleiter mitnahm, während wir übrigen nach Berlin vorausgehen sollten. Es war schwüle Luft, und man merkte, dass die Uniform ihm unbequem war. Es ist das letzte Mal gewesen, dass ich den König anscheinend in vollkommener Gesundheit gesehen habe.“

Man sollte denken, in solcher Jahreszeit hätte auch Reumont einen ruhigen Ort aufgesucht; aber der unermüdlche Mann benutzte die freie Zeit zu einem Ausflug nach Marienburg und Danzig. Nach Berlin zurückgekehrt, wollte er am 16. Juli sich eben zur Begrüssung des königlichen Paares nach Potsdam begeben, als er von dem Ministerpräsidenten hörte, der König leide noch an den Folgen eines Unwohlseins, von dem er auf dem Heimwege befallen worden sei. Die aufregenden Verhandlungen in Wien, die in den heissen Tagen doppelt anstrengende Reise hatten in Pillnitz den Keim eines schon lange sich entwickelnden Übels plötzlich zum Ausbruch kommen lassen. Der König hatte zwar nicht die Besinnung verloren, sich aber stundenlang in einem Zustande zwischen Ermattung und Aufregung befunden, ohne die Fähigkeit, sich aussprechen zu können. Dann war Ruhe eingetreten, Sprache und volles Verständnis zurückgekehrt, so dass man an die Weiterreise denken konnte. Die näheren Umstände erfuhr Reumont freilich erst einige Tage später von der Königin. Am 18. Juli wohnte er in Sanssouci dem Empfange der Kaiserin von Russland bei, welche Friedrich Wilhelm selbst vom Bahnhofe abzuholen sich nicht nehmen liess. Wie dieser Besuch und alle

Unruhe, die er mit sich brachte, auf den noch immer leidenden und der Ruhe dringend bedürftigen König wirkte, kann man sich vorstellen. Die folgenden Tage waren äusserst unbehaglich. Am 23. Juli, als Reumont wieder in Potsdam war, sah er König und Königin vor der Familientafel. „Der König ängstigte mich“, erzählte er; „er war erhitzt und aufgereggt, klagte über Mangel an Gedächtnis, äusserte sich überhaupt höchst unzufrieden mit seinem Zustande. Die Königin verhehlte mir ihre Besorgnis nicht; nur die Kaiserin schien wohl auf. Abends wurde der Tee in den Sälen des Schlosses eingenommen. Der König liess Humboldt, den Grafen Schuwalow und mich an den runden Tisch rufen, schien ruhiger und in besserer Stimmung, liess sich Florentiner Photographien vorlegen und von den Orten erzählen, die ich eben besucht hatte.“

Man sieht, Reumont besass die Gabe, zu interessieren. Der König wollte seinen Umgang nicht so bald entbehren; statt ihn nach Florenz zurückzusenden, hielt er ihn nach Abreise der Kaiserin noch einige Zeit in Sanssouci. Hier begann seit Anfang August eine ruhigere Zeit; Reumont hatte sein altes Zimmer in der Mühle wieder eingenommen, wo er erst Ranke, dann Rauch als Nachbarn erhielt. Auch die Reihe des Vorlesens kam wieder an ihn. Er war damals mit einem Aufsatz über die Abdankung und das Ende des Königs Victor Amadeus' I. von Sardinien* beschäftigt; auf eine zufällige Frage, woran er eben arbeite, nannte er den Stoff, worauf der König sogleich einfiel: „Sie müssen mir das vorlesen — ich kenne die Geschichte zu ungenau und wünsche, mit den wahren Umständen vertraut zu werden.“ Die Vorlesung nahm zwei Abende in Anspruch, und die erschütternden Ereignisse, vielleicht eine ahnungsvolle Beziehung zwischen dem König, der sie erlebte, und dem König, der sie sich vorlesen liess, wirkten auf die Zuhörer so eindrucksvoll, dass Reumont beinahe bereute, von seiner Arbeit geredet zu haben. Im übrigen verstrichen die Tage friedlich und ruhig; die Kräfte des Königs schienen sich zu heben, und als Reumont am 13. August sich verabschiedete, ging er nicht ohne Sorgen, aber doch ohne Befürchtung dessen, was so bald eintreten sollte.

Das erste Erinnerungszeichen, welches ihm jenseits der Alpen anfangs Oktober aus Sanssouci zukam, war erfreulicher Art. Der König schickte eine Zeichnung des Müllerhauses, die er durch

den jungen Maler Julius Schlegel eigens für Reumont hatte anfertigen lassen. Aber schon am 10. Oktober folgte die Kunde von dem Schlaganfall, der vier Tage vorher, am 6. Oktober, wenn nicht dem Leben, doch der Regierung des Königs ein Ziel setzte. Die Stellvertretung wurde, zunächst auf drei Monate, dem Prinzen von Preussen übertragen; für den König nahm man einen Aufenthalt im Süden in Aussicht, und schon am 10. November schrieb der Prinz an Reumont: „Ich hoffe, man zieht Sie in die Gesellschaft des Königs, da Sie es verstehen würden, seinem lebendigen Geiste Nahrung zu gewähren, ohne ihn zu überlasten.“ Aber das Befinden Friedrich Wilhelms liess den Plan noch nicht zur Ausführung kommen; Reumont erhielt die Anweisung, sich nach Rom zu begeben, um die Stelle des beurlaubten Gesandten v. Thile zu vertreten. Hier war es, wo er anfangs Dezember das letzte Privatschreiben des Königs erhielt: wenige Zeilen, dem Geheimen Kämmerer Schöning diktiert, denen Friedrich Wilhelm sein Monogramm: „F. W. R.“ eigenhändig beigefügt hatte. Das Befinden des Kranken blieb monatelang beinahe unverändert; im Sommer liess er sich nach Tegernsee auf die anmutige Besichtigung seines Schwagers, des Prinzen Karl von Bayern, führen. Reumont hatte indessen $5\frac{1}{2}$ Monate das Kapitol bewohnt; Mitte Mai 1858 nach der Rückkehr Thiles begab er sich nach Florenz¹⁾, aber nur für kurze Zeit. Denn im Juli erhielt er, ohne sie zu erwarten, die Aufforderung, sich nach Tegernsee zu begeben; am 20. stellte er sich dem Könige wieder vor.

Nun beginnt für Reumont eine neue Tätigkeit. „Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen“ hat er das Buch genannt, welches er dem Andenken seines königlichen Gönners widmete. Die kranken Tage waren gekommen, und selten hat jemand treuer wie er seine Pflichten gegen einen Freund und Fürsten erfüllt. Beinahe ein Jahr verweilte er in der Nähe des Königs, immer gleich in dem Bemühen, ihn zu erheitern und seine geistigen Kräfte zu beleben, zuweilen gehoben durch den Schein einer Besserung, die nur zu bald sich wieder

1) Nach einem Schreiben des Ministers Manteuffel vom 22. April hatte Thile Tags zuvor die Rückreise nach Rom angetreten. Reumont wird angewiesen, sich nach Florenz zu begeben und erhält die „volle Anerkennung für die Umsicht und den Eifer, mit welchem er sich des ihm übertragenen Kommissoriums entledigt habe“.

als eine Täuschung erwies. In Tegernsee war der Zustand noch erträglich. Am Abend nach Reumonts Ankunft kehrte die königliche Familie von einer längeren Spazierfahrt zurück. „Um 8 Uhr“, erzählt Reumont, „ging ich ins Schloss. Man versammelte sich eben zum Tee in den schönen Räumen des ersten Geschosses, als ich eintrat. Der König kam mir entgegen, begrüßte mich herzlich und sagte völlig zusammenhängend, er freue sich, dass ich gekommen sei; er habe schweres durchgemacht, fühle sich aber wohler. Ich war tief bewegt bei diesem Wiedersehen. Der König sah wohl aus, während nur sein Blick mir etwas trüber als gewöhnlich vorkam; seine Bewegungen waren völlig frei, seine Haltung gut. Die Königin bezeugte mir die gewohnte freundliche Güte.“ In den ersten Tagen des Aufenthalts schien in der Tat eine Besserung einzutreten; aber der Fortschritt blieb aus. Auf grössere Klarheit folgte wieder Verdüsterung; die Traurigkeit, welche vom Beginn der Krankheit an ein Merkmal derselben gewesen war, nahm überhand. Was den König am meisten quälte, war das Verwecheln der Worte, die damit verbundene Verwirrung der Sätze, vor allem die Schwierigkeit, auf Orts- und Eigennamen sich zu besinnen. Hier war gerade Reumont der rechte Helfer. Er hat selbst beschrieben, und von Augenzeugen ist mir bestätigt worden, dass er in unvergleichlicher Weise die Gedanken zu ahnen und die Worte zu finden wusste, die der König auszusprechen wünschte. Sein stets bereites Gedächtnis, die Fülle seiner Orts- und Personenkenntnis machten ihm Kombinationen möglich, auf die nicht leicht ein anderer verfallen wäre; ausser der Königin hat wohl keiner in solchem Masse dem Kranken sich verständlich zu machen gewusst. Zu Vorlesungen kam es nicht mehr, das Verständnis historischer Dinge schien bei dem König gemindert; aber er freute sich noch an Kunstblättern, insbesondere architektonischen Ansichten, sei es, dass sie von Reumont, oder von Stüler vorgelegt wurden.

Als man am 29. August Tegernsee verliess, um auf den Wunsch des Königs noch einige Zeit nach Sanssouci zurückzukehren, war von wirklicher Genesung noch nichts zu bemerken. Es fragte sich, was nun? Am 25. September kam man zum Entschluss, zunächst nach Meran und im Spätherbst weiter nach Italien zu gehen. Aber vorher blieb noch, da eine blosse Stellvertretung nicht länger ausreichte, die Frage der Regentschaft

zu ordnen. Es war die Königin, welche ihrem Gemahl die Eröffnung machte, und gegen Mittag, am 7. Oktober, ein Jahr und einen Tag nach seiner Erkrankung, unterzeichnete er die Ansprache an den Prinzen von Preussen, welche diesem die Regentschaft übertrug. „Kurz nachher“, erzählt Reumont, „begleitete ich ihn in den Rafael-Saal; ich merkte keine Veränderung in seiner Stimmung. Bei dem darauffolgenden Spaziergange aber erschien er mir ungewöhnlich niedergeschlagen und unklar.“ Am 9. Oktober wurde die Regentschaft proklamiert; drei Tage später reiste das Königspaar von Berlin ab, am 18. war man in Meran. Auch hier schien der Aufenthalt dem König wohl zu tun. Ausflüge auf die benachbarten Schlösser machten ihm Freude; mit Reumont wusste der General v. Gerlach die Unterhaltung zu beleben. Dann folgte der Aufbruch nach Italien; am 23. November war man in Florenz, am 20. Dezember auf dem Wege nach Rom. Schon während der Fahrt befand sich der König in der besten Stimmung und niemals ist er seit seiner Erkrankung wieder so wohl und heiter gewesen, als während der drei Monate, in welchen er den Palazzo Caffarelli auf dem Capitol bewohnte. Alte, liebe Erinnerungen wachten wieder auf; Museen, Galerien, historische Denkmäler interessierten ihn, wenn auch der Nebel, welcher sein geistiges Auge umhüllte, sich bald mehr, bald weniger fühlbar machte. Am 28. März erfolgte der Aufbruch nach Neapel, wo man vom 30. März bis zum 18. April verweilte. Dann wurde ein zweiter kürzerer Aufenthalt in Rom genommen, während der Charwoche, und noch immer liess das Befinden des Königs der Hoffnung Raum. Am Ostermontag, als er mit der Königin Marie Christine von Spanien auf dem Pincio zusammentraf, war er so lebendig und angeregt, dass die Königin voll Erstaunen Reumont später sagte: „Aber der König ist nicht krank“. Leider dauerte diese günstige Stimmung selten lange, und was nicht zur Erheiterung diente, war insbesondere die Wendung der politischen Ereignisse. Am 23. April erklärte Österreich Sardinien den Krieg; vier Tage später wurde die Regierung des Grossherzogs von Toskana gestürzt. Der Rückweg über Florenz war versperrt; ein russisches Kriegsschiff, der „Rurik“, das den König kurz vorher von Neapel nach Civitavecchia getragen hatte, wurde nach Ancona beschieden, um ihn weiter nach Triest zu führen. Dem ursprünglichen Plane gemäss hätte Reumont das Königspaar nach Sans-

souci zurückbegleiten sollen; aber jetzt schien seine Anwesenheit in Florenz unerlässlich. Am Morgen des 30. April hatte er noch eine Audienz bei Pius IX., welcher nachmittags mit dem Königspaar im Vatikan zusammentraf. Abends im Palast Caffarelli war der König in sich gekehrt und schweigsam; als die Trennungsstunde schlug, überreichte er dem Begleiter, der nunmehr mit bewegtem Herzen sich verabschiedete, das Komturkreuz des Hohenzollern-Ordens. Es war das letzte, was Reumont aus der Hand des Königs empfangen hat.

Während des italienischen Aufenthaltes hatte der Zustand Friedrich Wilhelms sich wesentlich gebessert; er war ruhiger und klarer geworden; seine Stimmung weniger erregt. Aber alles war wechselnd. „Ich habe“, schreibt Reumont, „nie an eine wirklich durchgreifende Besserung geglaubt, weiss auch nicht, ob dies bei andern im Ernste der Fall war.“ „Man hatte eben das Gefühl, dass etwas fehlte, was sich nicht ersetzen liess.“ Eine Zeitlang übte die Reise noch eine günstige Nachwirkung; aber im August folgten neue schlagartige Anfälle, welche stufenweise das geistige Vermögen wie die körperlichen Kräfte vernichteten. Reumont konnte unterdessen in Florenz ein Jahr hindurch „Revolutionsstudien“ machen. Alle seine diplomatischen Kollegen waren bereits abgereist, als der Einzug Viktor Emanuels im April 1860 seinem in jeder Beziehung unbehaglichen und vereinsamten Aufenthalt ein Ziel setzte. In München traf er den jungen Grossherzog Ferdinand von Toskana, in Pillnitz die verwitwete Grossherzogin, welche in das väterliche Haus zu ihrem Bruder König Johann zurückgekehrt war; am 12. Mai war er zuerst wieder in Sanssouci. Als die Königin ihn empfing, schlummerte der König im Nebenzimmer; Reumont sah ihn erst nach mehreren Tagen. In dem Säulenhalkreis auf der Nordseite des Schlosses sass er in einem Rollstuhle, halb nach der Linken vornübergesunken, im Gesicht gerötet, mit glanzlosem Auge. „Ich trat an ihn heran“, schreibt Reumont, „und nannte meinen Namen; er reichte mir die Hand, aber im ersten Moment war ich ungewiss, ob er mich erkannt habe. Nach einer Pause aber vernahm ich die Worte: „Rom — schlimm ergangen“, und so gewahrte ich, dass das Gedächtnis in ihm lebendig geblieben war. Lange hielt er meine Hand fest, während ich neben ihm stand. Das war das Wiedersehen nach einem Jahre!“

Wiederholt besuchte Reumont während des folgenden Monats von Berlin aus den kranken Fürsten, in welchem nur zuweilen ein Strahl des Erkennens und Empfindens wieder aufblitzte. Er erbot sich, in Sanssouci zu bleiben; aber die Königin erwiderte, unter so traurig veränderten Umständen habe seine Anwesenheit nicht mehr den früheren Zweck. Am 14. Juni küsste er zum Abschiede die Hand des Königs und bemerkte, dass er am folgenden Tage abreisen werde. Als er aus dem Krankenzimmer wieder zur Königin kam, frug sie, ob ihr Gemahl ihn verstanden habe; er konnte nicht Ja sagen. So hat er Friedrich Wilhelm IV. zum letzten Male gesehen.

Sein Weg führte ihn zunächst an den Rhein in das Koblenzer Schloss zur Prinzessin von Preussen und nach Bonn zu Bunsen, dem gleichfalls nur noch wenige Monate beschieden waren. Mitte Oktober war er wieder in Rom. Aber in welcher Eigenschaft?

III.

Im Dienste der Wissenschaft. — Letzte Lebensjahre. 1861—1887.

Die Umwälzungen in Italien waren auch für Reumont persönlich von durchgreifendem Einflusse. Von den Gesandtschaften bestanden nur noch die beim Papst und dem neuen König von Italien. Herr v. Canitz, der frühere Gesandte in Neapel, hatte seinen Posten mit dem römischen vertauscht, den Herr v. Thile noch vor des Königs italienischer Reise verlassen hatte. Reumont wohnte als Gast auf dem Capitol. In demselben Zimmer, wo Friedrich Wilhelm zwei Jahre früher den Winter zugebracht hatte, erhielt er die Nachricht, dass der Tod am 2. Januar 1861 die Leiden seines königlichen Freundes geendet habe.

Ob die Eigenschaft eines Gastes den Wünschen Reumonts entsprochen hat? Nach seiner diplomatischen Laufbahn, seinen Leistungen, seiner Geistesrichtung war die Gesandtschaft in Rom

das notwendig sich darbietende Ziel; ja er schien es beinahe erreicht zu haben. Als er mit dem Könige die Reise nach Italien antrat, war die Verabredung getroffen, er solle nach der Rückkehr desselben den Gesandtschaftsposten in Rom einnehmen, der wohl gerade deshalb so lange unbesetzt blieb. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert, in Italien und in Deutschland! Dem Ministerium Manteuffel war das Ministerium Hohenzollern mit Herrn von Schleinitz als Minister des Auswärtigen gefolgt, Reumonts Posten in Toskana eingegangen, der römische neu besetzt. Bei seinem jetzigen Chef fand Reumont vielleicht nicht die Gesinnungen des früheren; auch seine politischen Ansichten mochten bei der Neugestaltung Italiens nicht förderlich erscheinen. Dazu kam das Bedenken, die Vertretung Preussens bei dem Papste einem Katholiken zu übertragen; gerade diesen Grund setzte Herr v. Schleinitz am 30. Juli 1859, in einem übrigens die eigene und des Prinzregenten volle Anerkennung aussprechenden Schreiben, einer Eingabe Reumonts aus Florenz entgegen. Am 28. März 1860 berief man ihn aus Toskana ab. Er erhielt den Titel eines Geheimen Legationsrates, wurde aber am 27. Juni 1860 für den 1. Januar 1861 „vorbehaltlich anderweitiger Verwendung bei eintretender Gelegenheit“, wie der technische Ausdruck lautet, „einstweilen in den Ruhestand versetzt“. Als er nicht lange nach dem Eintreten des Ministeriums Bismarck am 18. Dezember 1862 seinen Wunsch aufs neue zum Ausdruck brachte, musste ihm sein alter Freund v. Thile im Auftrage Bismarcks die Gründe auseinandersetzen, welche es für das Ministerium nötig erscheinen liessen, auf dem früheren Standpunkt zu verharren¹⁾. Gewiss hat Reumont das Scheitern einer wohlberechtigten Hoffnung schmerzlich empfunden; übersieht man aber seinen Lebensweg im ganzen, so wird diese Wendung eher als Vorteil, denn als Nachteil erscheinen. Wäre er in der diplomatischen Laufbahn geblieben, so würde er wohl der Mehrzahl derjenigen, die in seinem Buche über Friedrich Wilhelm IV. genannt werden, an Rang und Leistungen gleichgekommen sein; aber was seinen Namen auch für künftige Geschlechter bedeutend macht, hätte er sicher nicht in gleichem Grade erreicht. Wohl dem, der etwas in sich trägt, was nicht von den Äusserlichkeiten des Lebens abhängt! Der

1) Die merkwürdigen Briefe folgen im Anhang.

Diplomat macht jetzt dem Gelehrten Platz, und was der eine bei dem Wechsel verliert, kommt dem anderen reichlich zu gute.

Die amtliche Beschäftigung hatte Reumont von schriftstellerischer Tätigkeit nicht abgehalten; das eigentümliche Verhältnis zum Könige, der häufige Urlaub waren dieser von Jugend auf gehegten Neigung förderlich. Ausser den bereits genannten Werken hatte er eine grosse Zahl von Einzelarbeiten gesammelt und in den Jahren 1853, 1855 und 1857 jedesmal zwei Bände als „Beiträge zur italienischen Geschichte“* veröffentlicht. Inzwischen erschien 1854 in erster, 1856 schon in zweiter Auflage „Die Jugend Caterinas de' Medici“*, ein anmutiges Werk, das viel gelesen und bald ins Italienische und Französische übersetzt wurde, auch in viele Frauenhände gekommen ist, wie es denn einer Freundin, der Fürstin Rospigliosi, geborenen Champagny de Cadore, gewidmet war. Wenige Jahre später, 1860, folgte „Die Gräfin von Albany“*, gleichfalls ein Frauenbildnis und, wie schon erwähnt, durch den reichen Nachlass der Gräfin hervorgerufen, welchen Reumont im Jahre 1853 in Montpellier untersucht hatte. Beide Schriften führten den Verfasser nach Florenz, beide zu den künstlerischen und literarischen Bestrebungen, die im sechszehnten wie im achtzehnten Jahrhundert von dort ausgingen und dort ihren Mittelpunkt fanden. Aber so lehrreich und wertvoll diese Arbeiten sein mögen, sie stehen doch zurück hinter den grossen umfassenden Werken, die von jetzt an die Marksteine für das Leben ihres Verfassers bilden. Zunächst bei dem Eintritte der unfreiwilligen Musse galt es freilich noch einmal, Zerstreutes zu sammeln. So erschienen 1862 die beiden Bände „Zeitgenossen“*, der erste schildert das Leben eines berühmten Italieners, Cesare Balbo, während der zweite, durch einen Nachruf an Friedrich Wilhelm IV. eröffnet, den frühen Gönner Lord Guilford und andere dem Verfasser meistens persönlich verbundene Männer vorführt. Aber dieser Sammlung folgte ein Werk, das wie ein Koloss aus den übrigen hervorragt und für sich allein als die Lebensarbeit eines bedeutenden Gelehrten gelten könnte. Während eines Besuches in München im Frühling 1863 erhielt Reumont von dem König Maximilian von Bayern den Auftrag, eine Geschichte der Stadt Rom in übersichtlicher Darstellung für einen grösseren Leserkreis zu schreiben. Schwierigkeit und Umfang der Aufgabe mussten abschrecken, aber wohlwollende Ermunterung in München

wie in Berlin, vor allem ein innerer Drang bestimmten zur Annahme. Mit unvergleichlicher Emsigkeit machte Reumont sich ans Werk. In acht Jahren hat er den gewaltigen Stoff bewältigt und in vier Bänden mit mehr als 3500 Seiten seine Forschungen niedergelegt — eine Leistung, ganz unmöglich, wären nicht seine Studien seit dreissig Jahren mehr oder weniger eine Vorarbeit gewesen. Der erste Band enthält das Altertum bis zum Untergange des westlichen Kaiserreichs; der zweite die Zeiten der Völkerwanderung und die Papstherrschaft bis zur Rückkehr Martins V. nach Rom 1420; der dritte Band im ersten Teile das Zeitalter der Renaissance bis zum Tode Alexanders VI. 1503, im zweiten Teil eine Übersicht der letzten Jahrhunderte bis auf Pius IX., mit eingehenden Erörterungen über Literatur und Kunst, kirchliches und gesellschaftliches Leben*. Man staunt, wenn man die kaum übersehbare Fülle von Daten vor Augen hat; schwerlich besass damals ein anderer die umfassende Kenntnis der alten, mittleren und neueren Zeit, um einem solchen Werk gewachsen zu sein. Im einzelnen wird man vielleicht manches aussetzen, aber dem Ganzen Dank und Bewunderung nicht versagen. Wenn es nicht die gewünschte Verbreitung gefunden hat, so liegt der Grund zunächst darin, dass es als ein wesentlich gelehrtes Werk einen grossen Leserkreis, für den es ursprünglich bestimmt war, nicht leicht fesseln konnte. Ein zweiter Grund liegt in der wenig geschickten äusseren Form. Hätte man den Inhalt der vier kolossalen Bände auf eine doppelte Zahl verteilt, so würde schon dadurch der buchhändlerische Erfolg ein anderer geworden sein.

Das Erscheinen des grossen Werkes ist das Hauptereignis in Reumonts Leben von 1863 bis 1870. Die Vorrede des ersten Bandes ist aus Sanssouci vom 3. Juli 1866, dem Tage der Schlacht bei Königgrätz, die des zweiten aus dem Palast Capponi in Florenz am Palilienfeste des 2620. Jahres der Stadt Rom (21. April 1867, dem Stiftungstage Roms), die des dritten aus Aachen vom 15. August 1868 und die des vierten aus Bonn, Frühlingsanfang 1870, datiert. Werfen wir auf die Zwischenräume einen flüchtigen Blick! Den Winter von 1860 bis 1861 hatte Reumont, wie wir sahen, in Rom gelebt, wo er am 9. Dezember im archäologischen Institut die Gedächtnisrede für Winckelmann hielt. Auch im folgenden Jahre erwartete er in Italien, meistens in Rom, die Entscheidung über seine Zukunft. Im Jahre 1862

führte ihn eine Reise nach Aachen, dann zu der Königin Elisabeth nach Sanssouci und im August im Verein mit der Familie Rospigliosi zur Weltausstellung nach London. Im Winter finden wir ihn wieder in Rom. Als aber die Hoffnung auf den römischen Gesandtschaftsposten geschwunden war, war auch der Gedanke hervorgetreten, in seiner Heimat mit seinen Geschwistern sich dauernd zu vereinigen. Selten war bei jemand die Anhänglichkeit an das Vaterhaus, der Sinn für die Familie lebhafter entwickelt als bei Reumont. Die noch vorliegenden Briefe, die er von seinem Vater während der Universitätsjahre in Bonn und Heidelberg erhielt, geben den Beweis, ein wie festes, hoffnungsvolles Vertrauen die Eltern auf ihren ältesten Sohn setzten. Als die Familie nach dem Tode Gerhards des Hauptes und Ernährers beraubt war, entwickelte sich in dem zwanzigjährigen Alfred mehr und mehr das Gefühl, dass er statt des Vaters eintreten müsse. Eine ununterbrochene Folge von Briefen, in denen er länger als zwei Jahrzehnte hindurch der geliebten Mutter von seinen Erlebnissen eingehende Nachricht gibt, zeugt von dem Bestreben, ihre Sorgen zu erleichtern und ihr womöglich eine Stütze zu bieten. Beträchtliche Opfer hat er zu Gunsten seiner Geschwister nicht gescheut, einmal in einem Notfalle den grössten Teil seines mühsam erworbenen Vermögens hingegeben. Zum Danke wurde er denn auch, als die Mutter 1850 gestorben war, als das anerkannte Haupt der Familie geliebt und verehrt, und als nach der Verheiratung des jüngsten Bruders Alexander im Frühjahr 1862 von den drei Schwestern die eine in einer angesehenen Aachener Familie eine Stellung gefunden hatte, gab es für die beiden andern keine angenehmere Aussicht, als in dem Hause des verehrten Bruders ein Heim zu finden. Im Oktober 1863 begann Reumont aus der gesandtschaftlichen Wohnung in Florenz seine Mobilien nach Aachen zu schicken und im Sommer 1864 bestärkte ein längerer Aufenthalt bei seiner Familie und bei der Königin Elisabeth in Sanssouci seinen Vorsatz. Für den Winter kehrte er gleichwohl nach Rom zurück; aber eine schwere Krankheit, die er dort zu überstehen hatte, liess ihn fühlen, dass für seine asthmatischen Leiden auch das römische Klima wenig förderlich sei. Erst im Mai 1865 fand er die Kraft, die Reise nach Aachen zu unternehmen, wo unterdessen eine Wohnung für ihn und seine Schwestern hergerichtet war. Auch den Ausbruch und den Ver-

lauf des Krieges erlebte er in Deutschland und sogar an einem Orte, wo der Eindruck der Ereignisse sich doppelt fühlbar machte. Am 25. Mai war er einer Einladung der Königin Elisabeth nach Sanssouci gefolgt. Bei seiner Ankunft waren die Friedenshoffnungen noch nicht aufgegeben, aber am 14. Juni muss er schreiben: „Der Krieg ist so gut wie ausgebrochen. . Am Sonntag [10. Juni] war ich den Abend mit dem Könige zusammen, dem ich am Teetisch gegenüber sass. Er ist wohl und wohlgenut, so sehr er auch über alles Mass in Anspruch genommen ist“. Im Herbst finden wir ihn noch einmal auf dem Wege nach Italien. „Der Nachhall unserer Siege“, schreibt er aus Paris am 24. September, „ist hier sehr stark, die Laune der meisten Franzosen sehr schlecht. Alles sagt, dass wir diplomatisch ebenso gut manövriert haben wie militärisch“. In Florenz, das seit einigen Jahren zur Hauptstadt des Königreichs Italien geworden war, empfing ihn der Palast seines alten Freundes Gino Capponi. „Die Veränderungen“, schreibt er am 19. Oktober, „sind hier kolossal und grossenteils günstig. Aber die Preise sind aufs doppelte, ja dreifache gesteigert, und die Unzufriedenheit bei allen Parteien wegen der finanziellen und anderen öffentlichen Zustände ist unbeschreiblich. Der Marquis Capponi, bei weitem keiner der Reichsten der Stadt, zahlte als Anteil an der neuen Zwangsanleihe 45000 Francs“. Noch einen Winter, den letzten, verbrachte er in Rom, aber wieder musste er ihn mit einer schweren Krankheit bezahlen, und als er im Frühjahr 1867 über Florenz nach Aachen zurückkehrte, stand der Entschluss fest, nunmehr im Verein mit seiner Familie seinen festen Wohnsitz in Deutschland zu nehmen. Die Beschäftigung mit seinem grossen Werke mag in ihm den Wunsch geweckt haben, an dem wissenschaftlichen Mittelpunkt der Rheinprovinz sich anzusiedeln. Dass er bei dem fünfzigjährigen Universitäts-Jubiläum am 3. August 1868 zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt wurde, konnte diesen Entschluss nur bestärken. Ein schönes, geräumiges Haus, unmittelbar an den schattigen Baumgängen des Hofgartens gelegen, wurde angekauft; Ende Oktober siedelte er mit zwei Schwestern in die neue Wohnung über.

Zehn Jahre, bis Ende April 1878, hat Reumont in Bonn verlebt, in unermüdlicher Arbeit. Denn kaum war im Sommer 1870 der Schlussband seines Werkes über Rom erschienen, als er sich der Geschichte der Stadt zuwandte, die doch eigentlich in seinem

Herzen den ersten Platz behauptete. „Lorenzo de' Medici“*, war der Titel des neuen Werkes; aber es behandelt nicht die Geschichte des einzelnen Mannes, sondern das Emporkommen einer mächtigen Familie in den Verfassungs- und Parteikämpfen mehrerer Jahrhunderte und die Entwicklung der Wissenschaft, Literatur und Kunst in jener grossen Epoche¹⁾. Schon 1874 erschienen die beiden stattlichen Bände, und beinahe gleichzeitig gelangte an Reumont die Aufforderung, für die grosse, ehemals von Heeren-Uekert, dann von Giesebrecht geleitete Sammlung der europäischen Staatengeschichte die Geschichte Toskanas zu schreiben. Man wünschte also im wesentlichen eine Fortsetzung des eben zum Abschlusse gebrachten Werkes und bot dem Verfasser Gelegenheit, abermals eine grosse Zahl von Vorarbeiten und einzelnen Aufsätzen zu einem Gesamtbilde zu gestalten. Ohne Zögern nahm er an, und so rasch ging die Arbeit von statten, dass die Vorrede des ersten Bandes über die Herrschaft der Mediceer (1530—1737) bereits im Dezember 1875, die Vorrede des zweiten über die Lothringische Dynastie (1737—1859) gerade ein Jahr später datiert werden konnte*. Und man glaube nicht, dass diese auf sorgfältigem Quellenstudium beruhenden Werke die Kraft des Verfassers erschöpft oder seine Zeit ganz und gar in Anspruch genommen hätten. 1872 hatte er unter dem akademischen Namen Itasius Lemniacus eine lateinische Dichtung aus dem 5. Jahrhundert: „Des Claudius Rutilius Namatianus Heimkehr von Rom nach Gallien“* in metrischer Übersetzung in den Druck gegeben und dem alten Freunde Thile gewidmet; 1877 erschienen die „Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener“*, und wir fänden kein Ende, wollten wir aufzählen, was er an kleineren Aufsätzen, biographischen und kritischen Arbeiten in Zeitschriften und Zeitungen, vornehmlich in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte. An Schaffensfreude und erfolgreicher Tätigkeit bildet das Bonner Jahrzehnt in Reumonts Leben den Höhepunkt.

Auch seine häuslichen Verhältnisse hatten sich angenehm gestaltet. Neigungen und Gesundheit machten freilich eine ausgedehnte Geselligkeit unmöglich; aber er fand doch einzelne Freunde, mit denen er gern und anregend verkehrte. Von auswärts kam von

1) Eingehend habe ich die beiden Auflagen des Werkes angezeigt in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 7. März 1875 und 25. November 1883.

Zeit zu Zeit ein erfreulicher Besuch, und ein ausgedehnter Briefwechsel hielt alte Verbindungen lebendig. Die Beziehung zur Königin Elisabeth hatte nach dem Tode ihres Gemahls an Innigkeit eher gewonnen als verloren. Im Herbst, wenn die Königin auf Stolzenfels verweilte, pflegte Reumont einige Wochen in ihrer Nähe zuzubringen. Zum letzten Male im Oktober 1873; denn schon in der zweiten Hälfte des Dezember lag ihm die traurige Pflicht ob, der abgesehenen Gönnerin einen Nachruf zu widmen, welcher besonders bei ihren nächsten Angehörigen verdiente Anerkennung fand. Keine geringe Freude war es für Reumont, dass der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV., seine Gemahlin und der Kronprinz dem treuen Begleiter des unvergesslichen Toten eine Teilnahme zuwandten, die im Laufe der Jahre sich stets erhöht und in zahlreichen schriftlichen Zeugnissen bis in die letzten Tage Ausdruck gefunden hat¹⁾.

Neben den deutschen blieben auch die Verbindungen jenseits der Alpen ungeschwächt. Es mag gestattet sein, hier auf eine frühere Zeit zurückzugreifen. In den Jahren 1851—59, während Reumonts offizieller Stellung in Florenz, war der Verkehr mit den dortigen Freunden, vor allem mit Gino Capponi, besonders lebhaft gewesen. Gern und eifrig beteiligte sich Reumont an dem in jener Zeit so reich erblühenden wissenschaftlichen Leben, an den Unternehmungen der *Crusca*, die ihn 1852 zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, und am *Archivio storico*, das seit 1854 in einer neuen Folge erschien. Doppelt wertvoll waren dabei die Anzeigen, welche von den Arbeiten deutscher Gelehrten über italienische Geschichte Kenntnis gaben. Sie wurden 1863 in einem Bande von beinahe 500 Seiten zu einer „*Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia*“* vereinigt und erweitert und im *Archivio storico* bis 1878 fortgesetzt. Die Verschiedenheit der politischen Ansichten war kein Hindernis, wenn auch eine harte Probe für die Freundschaft. Denn Capponi stimmte am 16. August 1859 für die Ausschliessung der Lothringischen Dynastie und am 11. März 1860 für den Anschluss Toskanas an Sardinien, wogegen Reumont sechs Tage nach dem Einzuge Viktor Emanuels, am 22. April, Florenz verliess. Die Freunde sahen sich wenig in dieser Zeit,

1) Vgl. unten Reumont in seinen Beziehungen zum preussischen Herrscherhause.

und gerade in Bezug auf Reumonts italienische Verbindungen erscheint es als ein Vorteil, dass der Gesandtschaftsposten in Rom ihm nicht zu teil wurde. Nicht als ob er gegen die Mängel des alten, die Vorteile des neuen Zustandes blind gewesen wäre; aber die Art, wie die Umwälzung sich vollzog, war ihm nach seinen persönlichen Neigungen, nach seinem Verhältnis zum Grossherzog und als Vertreter Friedrich Wilhelms IV. so wenig zusagend, dass es fort und fort hervortreten musste. Eine amtliche Stellung in Rom würde ihn unzweifelhaft zu den Wünschen und Bestrebungen seiner Freunde in einen Gegensatz gebracht haben, der, weil er ein tätiger und wirksamer sein konnte, vielleicht nicht verziehen wäre. Dem Privatmanne dagegen liess auch der politische Gegner Worte und Meinungen frei, besonders da er wusste, dass dieser Mann Italien wie eine zweite Heimat liebte und sein Geschick mit den lebhaftesten Wünschen begleitete.

In späterer Zeit kamen auch die Ansichten Capponis und Reumonts einander wieder näher, z. B. in Bezug auf die Verlegung der Hauptstadt nach Rom, die Umformung des Schulunterrichts, den preussischen Kirchenstreit. Von 1866—75 war Reumont mit einer einzigen Ausnahme alljährlich, meistens im Frühling, für mehrere Monate Capponis Gast. Er wohnte dann in dem schönen Palaste an der Via San Sebastiano im zweiten Geschoss auf der Südseite mit dem Blick über grosse, reichbelaubte Gärten zu der Hügelkette von Fiesole. Allabendlich, mitunter im Kreise der Familie oder ausgezeichneten Männer, mitunter nur zu zweien, verweilten die beiden Freunde in Unterredungen, zu denen jeder eine Fülle von Erfahrung, Erinnerungen und Kenntnissen mitbrachte. Gegenseitig sind sie sich von grösstem Nutzen gewesen. Reumont hat das Leben Lorenzos de' Medici und die Geschichte Toskanas in dem Hause und, wenn nicht unter den Augen, doch unter steter Teilnahme Capponis verfasst. Wiederholt hat er ausgesprochen, dass er für diese Arbeiten und nicht weniger für die Schrift über die Gräfin Albany dem Rate und der Unterstützung seines Freundes vieles verdanke. Wenn er aber das Werk über den grossen Mediceer, „Gino Capponi, dem Geschichtschreiber seiner Vaterstadt“, widmete, so hat er damit zugleich ein eigenes Verdienst angedeutet. Denn wie Capponi ihn ermuntert hatte, die Geschichte Toskanas zu schreiben, so war es Reumont, der nach Capponis eigenen Worten immer von neuem in ihn drang, sich

jenen Ehrentitel zu verdienen. Und so geschah es, dass der seit drei Jahrzehnten erblindete Greis im 83. Jahre das Hauptwerk seines Lebens, die Geschichte der Republik Florenz, zur Vollendung brachte, die schönste Tat, die ein so langes, ruhmvolles Leben beschliessen konnte¹⁾. Als Reumont nach mehrmonatlichem Aufenthalt am 4. Juli 1875 spät abends von dem Freunde Abschied nahm, sagte dieser in seiner kurzen Weise: „Ich verspreche Ihnen nicht, dass Sie mich künftiges Jahr noch hier finden“. Am Neujahrstage kam noch ein Brief mit der Nachricht, Capponi habe eine Krankheit glücklich überwunden, und mit der Aufforderung, über den von Arneht damals herausgegebenen Briefwechsel zwischen Kaiser Josef II. und Grossherzog Leopold I. „für die Toskaner einen Artikel zu schreiben“. Aber schon am 3. Februar meldete ein Telegramm das Abscheiden des edlen Florentiners; nachmittags 4 Uhr hatte er nach kurzem Unwohlsein den letzten Atemzug getan. Es lag nahe, dass Reumont, der so vielen seiner Zeitgenossen und Bekannten einen Nachruf gewidmet hatte, das Andenken seines ältesten, liebsten Freundes jenseits der Alpen nicht ungeehrt lassen werde. Er hat es in würdigster Weise geehrt und sich nicht auf einen blossen Nekrolog beschränkt. Während eines langen Lebens war Capponi mit allem, was Italien seit den Kriegen der französischen Revolution bis zur Stiftung des einheitlichen Königtums bewegt hatte, in nahe Berührung gekommen, hatte zuweilen handelnd und leitend, häufig ratend und fördernd dabei mitgewirkt. So konnte Reumont, durch ausgebreitete Personenkenntnis unterstützt, mit der Biographie des Freundes die Zeitgeschichte verweben, die Schilderung der literarischen Entwicklung so vollständig, dass das Buch nicht bloss diesseits, sondern auch jenseits der Alpen als die ergiebigste Quelle gewiss für lange, wenn nicht für immer sich behaupten wird.

Als das Werk im Jahre 1880 erschien, hatte der Verfasser seinen Wohnsitz nicht mehr in Bonn. Er war im April 1878, dem Wunsche seiner Angehörigen nachgebend, in die Vaterstadt Aachen zurückgekehrt, wo er ein Haus, ganz seinen Wünschen entsprechend,

1) Gino Capponi, Storia della repubblica di Firenze. 2 Bde. Firenze 1885. Von Reumonts Einfluss redet Capponi in der Vorrede p. VII. In einer Anmerkung (II, 165) sagt er von ihm: „Er schreibt wie ein Italiener; und von den Ereignissen und Personen unserer Vorzeit besitzt er eine so genaue Kenntnis, dass er für uns ein Wunder ist.“

hatte bauen lassen. Bis auf wenige Monate hatte er das biblische Alter damals erreicht — einen Zeitpunkt, in welchem die meisten Menschen „die Segel senken und die Taue anziehen müssen“,

„dove ciascun dovrebbe

Calar le vele e raccogliere le sarte“.

Aber wenn der Dichter vor dem Gelehrten in manchem Betracht begünstigt erscheint, in einem bietet sich eine Art von Ausgleichung. Der Dichter pflegt die schönsten Blüten seiner Kunst schon in der Jugend, vielleicht beim ersten Versuch, in seinen Kranz zu winden; aber selten bewahrt er seine Fähigkeit bis über ein mittleres Lebensalter, während der Gelehrte die langsam reifenden Früchte seines Fleisses meistens erst in späteren Jahren einbringt, dagegen mit ungeschwächter Kraft wohl bis ins höchste Alter vermehren kann. So lag auch Reumont, dem Unermüdliehen, der Gedanke an Ruhe noch fern. Zunächst suchte er auf dem heimatlichen Boden wieder feste Wurzeln zu schlagen. Seit er fünfzig Jahre früher mit den Liedern und Sagen der Vaterstadt sich beschäftigt hatte, waren in Aachen die geschichtlichen Studien nicht gerade lebhaft betrieben; ein kostbarer Urkundenschatz lag in dem ungeordneten Archiv noch unberührt. Nicht zum wenigsten auf Reumonts Anregung wurde im Frühling 1879 ein historischer Verein gegründet, Reumont am 27. Mai zum Präsidenten gewählt und kein anderes Mitglied hat in dem Masse wie er der Zeitschrift des Vereins wertvolle Beiträge zugewendet. Zugleich war beinahe jedes Jahr durch ein neues Buch bezeichnet. 1878 erschien eine Sammlung „Biographischer Denkblätter“*; 1880 neben der Biographie Capponis ein Band italienischer Aufsätze „Saggi di Storia e Letteratura“*; 1881 das Lebensbild der Vittoria Colonna*, 1883 die zweite Auflage des Lorenzo de' Medici*. Sie kam gerade rechtzeitig zur Feier des 50jährigen Doktorjubiläums am 3. Mai 1883. Dass es dabei an Teilnahme, Glückwünschen, Ehrenbezeugungen der Vaterstadt, der Rheinlande, der Freunde diesseits wie jenseits der Alpen und der Herrscher im Staat und in der Wissenschaft nicht fehlte, lässt sich denken. Aachen tat, was Florenz und Rom schon zuvor getan hatten, es ernannte Reumont zu seinem Ehrenbürger; die Auszeichnung, welche den Empfänger und den Verleiher vielleicht am meisten ehrte, war das Grosskreuz des Ordens der italienischen Krone, ein schöner Beweis, dass die Regierung, welche nunmehr über Italien gebot, wissenschaftliche Verdienste

und wahre Liebe für Land und Volk auch unabhängig von politischen Meinungen zu schätzen wisse.

Wer den Jubilar an jenem Tage sah, wie er lebhaft und geistesfrisch auf jede Anrede die richtige Erwiderung fand, mochte dem 74-jährigen noch erfreuliche Jahre versprechen. Seine Beweglichkeit, seine Lust, fremde Länder und Menschen zu sehen, waren ungeschwächt. Auch nach Capponis Tode hat er noch mehrmals die Alpen überstiegen; statt des Palastes der Via San Sebastiano nahm ihn jetzt die schöne Besitzung der nahe befreundeten Familie Rospigliosi in Lamporecchio auf. Daneben zog ihm das südliche Frankreich an, wo er in Biarritz zwei teure Freundinnen aus einem vormals nach England ausgewanderten Zweige der Familie Montmorency besuchen konnte. Schon 1882 hatte er dahin seinen Weg genommen; bald nach dem Jubiläum schlug er ihn von neuem ein. In Biarritz und ebenso auf dem Rückweg befand er sich vortrefflich; er war beinahe erstaunt, durch die grosse Hitze nicht mehr belästigt zu werden. Aber in Paris — am 29. Juni — als er eben einem befreundeten Gelehrten einen Besuch abstattete, fühlte er im rechten Auge eine rasche zitternde Bewegung, und kaum war er in seinen Gasthof zurückgekehrt, als ein plötzlicher Bluterguss dem Auge die Sehkraft völlig raubte. Mühevoll, unter grossen Schmerzen, legte er den Weg nach Aachen zurück. Die Kunst der geschicktesten Ärzte blieb vergeblich, und die Schmerzen steigerten sich allmählich zu einem Grade, der die Wegnahme des Auges unerlässlich machte.

Es war vielleicht das erste grosse Unglück, welches ihn betraf; aber er hat die Probe meisterlich bestanden. Eine ernste, christliche Auffassung des Lebens, dazu eine bedeutende Arbeit, die zu vollenden ihm als Pflicht erschien, gaben in dieser Leidenszeit inneren Halt. Beinahe alles, was er gelernt, gesehen und erfahren hatte, war in seinen Schriften niedergelegt; aber es blieb noch die Aufgabe, dem Andenken des Königs, dem er so nahe verbunden und für so Vieles verpflichtet war, ein würdiges Denkmal zu setzen. Nicht als ob er eine Geschichte Friedrich Wilhelms IV. hätte schreiben wollen; dazu fühlte er sich nicht befähigt, hatte er doch den grossen politischen Ereignissen dieser Regierung fern gestanden. Seine Absicht war, den Fürsten zu schildern, der ihm sein Vertrauen schenkte, den Beschützer und Pfleger der Wissenschaften und Künste, inmitten seiner Familie, seines Hofes und

der ausgezeichneten Männer, die sich um ihn versammelt hatten. Er wollte den Menschen schildern in den Jahren der Hoffnung und des steigenden Glanzes, während der Prüfungen einer schweren Zeit und endlich unter dem Druck eines Leidens, für dessen Linderung der, welcher es beschreiben musste, seine besten Kräfte eingesetzt hatte. Das Buch bildet in mancher Beziehung ein Seitenstück zu der Biographie Capponis; denn auch hier wird eine bedeutende Entwicklung der Wissenschaft, Kunst und Literatur, werden die merkwürdigsten Erscheinungen des gesellschaftlichen, mitunter auch des politischen Lebens um eine hervorragende Persönlichkeit gruppiert. Von allen, die dem Könige näher traten, ist es beinahe nur der General v. Radowitz, welchen Reumont zu sehen und zu sprechen niemals Gelegenheit fand. Die Menge der von ihm erwähnten Personen und Beziehungen wirkt beinahe verwirrend, und es ist zu bedauern, dass gerade diesem Buche das bei anderen Werken Reumonts gewöhnlich mit musterhafter Sorgfalt bearbeitete Namensverzeichnis fehlt. Als Charakterbild Friedrich Wilhelms IV. und seiner Umgebung wird es für alle Zeiten eine der wichtigsten Quellen bleiben. Und wenn die neuere Geschichtschreibung nur zu häufig sich darin gefallen hat, das Wirken des Königs unbillig herabzusetzen, so wird man gern auch einmal einem Freunde das Wort gönnen, der dankbar und verehrend, aber niemals in dem Ton urteilsloser Schmeichelei, die Vorzüge anerkennt, ohne für die Mängel sein Auge zu verschliessen. Die Anfänge des Werkes fallen wahrscheinlich in die Jahre 1881 und 1882, und selbst die Katastrophe des folgenden Sommers konnte die Arbeit nur zeitweilig unterbrechen. Wollte man das Obsiegen geistiger Stärke über körperliche Leiden an Beispielen deutlich machen, so wäre wohl anzuführen, dass ein 75jähriger Greis an dem Tage, an welchem das rechte Auge durch eine Operation entfernt werden musste, die Vorrede zu dem Buche über Friedrich Wilhelm IV. diktirte. Ende 1884 erschien das Werk, von vielen mit lebhafter Teilnahme begrüsst, vor allen von dem Kaiser, der das Andenken seines Bruders stets so hoch gehalten und so gern von anderen geehrt gesehen hat¹⁾.

Im folgenden Jahre, am 28. Juni 1885, ging ein halbes Jahrhundert zu Ende, seitdem Reumont in den Staatsdienst eingetreten

1) Vgl. unten: Reumont in seinen Beziehungen zum Kaiserhause.

war. Er wählte diesen Zeitpunkt, um seine förmliche Entlassung zu erbitten, und der Kaiser benutzte die Gelegenheit, Verdienste vielfacher Art durch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat zu ehren. Für einen so hervorragenden Schriftsteller, wie Reumont, mag der Titel überflüssig scheinen; aber für den Staatsdiener bildete er einen Abschluss und eine Art von Entschädigung für das, was ein Vierteljahrhundert früher nicht erreicht war¹⁾. Freilich, aus dem Dienste der Wissenschaft dachte Reumont auch jetzt nicht zu scheiden. Das Jahr 1886 ist nochmals durch eine Sammlung von „Charakterbildern aus der neueren Geschichte Italiens“* bezeichnet, darunter Bilder von Männern, welche, wie Cavour und Ricasoli, auf ihre Zeit gewaltig eingewirkt oder, wie Rawdon Brown und Karl Hillebrand, dem Autor persönlich nahe gestanden hatten.

„Lange leben heisst Vieles erleben und Vieles überleben.“ Auch Reumont musste die trübe Wahrheit dieses Satzes recht deutlich an sich selbst erfahren. Noch zu Anfang der achtziger Jahre standen Ranke, Witte und Gachard, alle drei älter oder beinahe so alt als das Jahrhundert, mit ihm in steter Verbindung. Zu Ranke war das Verhältnis gerade in vorgerücktem Alter besonders innig geworden. Inhaltreiche Briefe wurden gewechselt; mehreren aus spätester Zeit gibt die Anmut des Ausdrucks eigentümlichen Reiz. Aber wie der längste Tag geht auch das längste Leben zu Ende. Am 1. März 1883 war Karl Witte, am Tage vor Weihnachten 1885 Gachard geschieden, und am 23. Mai 1886 schloss auch der Meister deutscher Geschichtschreibung für immer die Augen. Allen dreien hat Reumont noch ein literarisches Denkmal errichtet; aber jetzt sank auch ihm die Feder aus der Hand. Schon seit einigen Monaten waren leise Vorboten eines Schlaganfalls bei ihm bemerkbar geworden. Im November 1886 trat das Gefürchtete ein; die eine Seite wurde beinahe völlig gelähmt. Wochen und Monate vergingen ohne Besserung, ohne Änderung, als ob die zähe Ausdauer, welche er sein Leben hindurch bewährt hatte, jetzt zur un rechten Zeit auch seine Leiden über alles Mass verlängern wolle. Nur der Geist blieb in dem hinschwindenden, beinahe erstorbenen Körper regsam. Wie ein

1) Das Patent, vom Kaiser und allen Ministern unterzeichnet, ist datiert vom 16. Juni.

Soldat, der mit abgebrochener Klinge den Kampf fortsetzt, hat er auch jetzt noch kleine Arbeiten weitergeführt, seinen Briefwechsel unterhalten, ja an dem politischen Leben und an den wissenschaftlichen Arbeiten seiner Freunde Anteil genommen. Die treueste Pflege seiner Angehörigen war bemüht, die Leiden zu lindern: Hoffnung auf Besserung gab es schon lange nicht mehr. Als Reumont zum 90. Geburtstage des Kaisers seine Glückwünsche nach Berlin sandte — Glückwünsche, welche die Kaiserin persönlich zu übermitteln die Gnade hatte — glaubte er dem Tod schon ins Auge zu sehen. Aber mehr als vier Wochen vergingen, ehe die Stunde der Erlösung schlug. Noch am Montag, den 25. April, liess er sich mit vollem Bewusstsein Briefe vorlesen; dann trat ein schlummerähnlicher Zustand ein. In der Nacht vom 26. auf den 27. sah er noch einmal den Geistlichen, der an seinem Lager betete, mit grossem Auge an, als wolle er ausdrücken, dass er alles, was gesagt wurde, wohl verstände. Vier Stunden später, gegen 5 Uhr, war er entschlafen.

IV.

Ergebnis.

Selbst auf dem Schmerzenslager konnte der Gedanke an das schön vollendete Leben Trost gewähren. Wenn das höchste Glück des Menschen in der harmonischen Ausbildung und Verwertung seiner Fähigkeiten besteht, so wüsste ich kaum ein glücklicheres Dasein, als das Reumonts zu nennen. Selten hat jemand den Kreis seines Wollens und Könnens mit so richtiger Erkenntnis der Grenzen und des Zieles so vollkommen ausgefüllt. Mass zu halten war überhaupt ein Grundzug seines Wesens. Es wäre wenig zutreffend, wollte man ihn als einen Fürsten im Reiche der Geister, als eine genial angelegte Natur mit grossen schöpferischen Gedanken und Entwürfen bezeichnen. Aber er besass ein klares, treffendes Urteil, einen durchdringenden Scharfsinn,

ein feines Gefühl für das Schickliche, sei es auf künstlerischem oder sittlichem Gebiete, ein unvergleichliches Gedächtnis, unermüdliehen Fleiss und eine Willensstärke, die den schwersten Prüfungen gewachsen war. Für ihn und andere wurde der Wert dieser Gaben erhöht durch ein Herz voll Güte, stets geneigt, zu helfen und zu fördern; für die Freundschaft, die ja auch des rechten Masses sich bewusst bleibt, war sein Wesen wie geschaffen, und wie oft hat er Fremde, ja ganz Unbekannte durch Auskunft und literarische Dienste sich verpflichtet. Gleichwohl hat man zuweilen über sein zurückhaltendes Wesen geklagt und vielleicht nicht ohne Grund bemerkt, er habe sich mit den Formen des diplomatischen Verkehrs wie mit einer ehernen Schranke umgeben. War diese Schranke aber einmal durchbrochen, so fühlte man die wohlthuende Wärme und Teilnahme, die unter der scheinbar kalten Hülle verborgen lagen. Nach Art der Menschen, welche viel von sich selbst verlangen, stellte er auch an andere hohe Forderungen und gab, wenn man den Erwartungen nicht entsprach, seinem Unwillen nicht selten in starken Worten Ausdruck. Ein vortreffliches Gedächtnis bewahrte ihn vor falschen Angaben; zugleich gab es ihm mit den Mitteln auch die Neigung, Irrtümer in den Aussagen anderer zu berichtigen. Diese Neigung, in der Gesellschaft selten willkommen, verliess ihn auch im Alter nicht. Wie König Friedrich Wilhelm I. noch wenig Stunden vor seinem Tode eine falsche Bewegung seiner Rekruten rügte, so konnte auch Reumont noch in den letzten Krankheitstagen sich nicht enthalten, seinen Vorleser auf die unrichtige Aussprache eines Fremdwortes aufmerksam zu machen. Auch in der äusseren Haltung gestattete er sich keine Nachlässigkeit. Er war überhaupt kein Revolutionär; aber hätte er eine Revolution machen wollen, er hätte sie sicher nicht „in Schlafrock und Pantoffeln“ gemacht. Denn von diesen Instrumenten häuslicher Bequemlichkeit sprach er nur mit Verachtung; auch habe ich ihn ausser dem Bette niemals in einem Anzuge gesehen, in dem er nicht einen an Rang gleich oder höher stehenden Kollegen hätte empfangen können. Darauf war auch seine Wohnung, sei es in Bonn oder in Aachen, jederzeit eingerichtet, nicht gerade prächtig oder verschwenderisch, aber vornehm und mit geschmackvoller Sorgfalt ausgestattet. Einige wertvolle Gemälde, die vorzüglichsten Kupferstiche, seltene Marmorarten und Erinnerungszeichen an Freunde

und Freundinnen, anmutig aufgestellt, zeugten zugleich von der Kunstliebe und dem Ordnungssinn des Eigentümers. Schon ein gar nicht oder schlecht gebundenes Buch war ihm zuwider, und es ist bezeichnend, dass er der Vaterstadt Aachen seine kostbare Bibliothek mit der Bedingung vermachte, die wertvollen Einbände nicht durch hässlich aufgeklebte Zettel zu verunzieren.

In jener grossen Bibliothek hätten die von dem Besitzer selbst verfassten Schriften, nebeneinander gestellt, ein eigenes Bücherbrett füllen können. Die Fruchtbarkeit Reumonts setzt in Erstaunen: ein von ihm selber angefertigtes Verzeichnis nennt aus den Jahren 1829—1885 nicht weniger als 150 grössere oder kleinere Arbeiten. Lange zu säumen, war nicht seine Sache. Alles wurde vorher reiflich überdacht; dann schrieb er gewöhnlich in raschem Flusse auf der einen Seite grosser Quartblätter seine Gedanken nieder, und gleich die erste Niederschrift wanderte, häufig fast ohne Verbesserungen, in die Druckerei. Schon dieses Verfahren und noch deutlicher die Zahl der Schriften lässt vermuten, dass sie mehr durch den Inhalt wirken als durch eine mühsam ausgefeilte künstlerische Form. Gewiss ist manches darin mit Wärme und Kraft, mit edlen, herzergreifenden Worten zum Ausdruck gebracht; besonders in den Lebensbildern zeugt die treffende Auswahl der charakteristischen Züge nicht selten von einer Meisterhand. Gleichwohl muss es befremden, dass ein Schriftsteller, der so viel mit der schönen Literatur und der bildenden Kunst sich beschäftigte, und auch in Versen sich versuchte, gerade von seiten der Form so manches zu wünschen lässt und eine gewisse Ungelenkigkeit des Satzbaues, selbst wo es leicht gewesen wäre, nicht vermeidet. Zur Erklärung könnte folgendes beitragen. Der lange Aufenthalt jenseits der Alpen hatte ihm das fremde Idiom in einem Masse eigen gemacht, dass er als Stilist in Italien mehr als in Deutschland geschätzt wird. Für die Muttersprache wirkt aber eine Nebenbuhlerin niemals vorteilhaft und im vorliegenden Falle war sie doppelt gefährlich. Denn die italienische Prosa schliesst sich noch immer nach dem Vorgange ihres ersten grossen Meisters Boccaccio dem Satzbau des Lateinischen nahe an; sie begünstigte deshalb eine Neigung Reumonts, zu deren Befriedigung die deutsche Sprache längst nicht die gleichen Mittel bietet. Bei seinem ausgedehnten Wissen konnte er keinen Namen, keine Tatsachen anführen, ohne dass ihm

sogleich eine Menge verwandter Personen oder Ereignisse vor die Seele trat. Nicht gern mochte er seinen Reichtum ungenutzt lassen, fand aber, wenn er deutsch schrieb, selten ein anderes Mittel, als ihn in einer Anzahl von Relativsätzen aufzuspeichern, die, dem Hauptsatz eingefügt, sich wieder ineinanderschlingen, die Übersicht erschweren und die Verständniskraft nicht selten auf eine harte Probe stellen. Aber für diese Mühe entschädigt eine Fülle von Wissen und Gelehrsamkeit, wie sie selten einem Schriftsteller zu Gebote stand. Man beachte nur, wie viel wertvolle Notizen oft ein nicht gerade langer Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ über ein Buch, einen Künstler, ein Gemälde in sich schliesst. Und es ist nicht dieser Reichtum allein, der den Schriften Reumonts einen dauernden Wert verleiht. Das Buffonsche Wort: „Man lebt nur durch den Stil“, ist in seiner Ausschliesslichkeit für den Geschichtschreiber nicht zutreffend. Wenn er erzählt, was kein anderer zu erzählen vermag, so liegt in dieser Eigentümlichkeit des Stoffes ein Vorteil, der die Eigentümlichkeit des Stiles ersetzen kann. Die Lebensstellung Reumonts ist seinen Schriften zu gute gekommen; für wichtige Verhältnisse Italiens, für Friedrich Wilhelm IV., Capponi und andere bedeutende Persönlichkeiten haben sie den Wert einer ersten Quelle, und es ist nicht abzusehen, wie sie veralten könnten. In einzelnen Fällen ist Reumont auch mehr als der Zeuge seiner Mitteilungen. Seine amtliche Stellung legte ihm freilich niemals eine wichtige Entscheidung in die Hand, aber sein Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. ist in der Tat von historischer Bedeutung. Man dürfte jedem Fürsten wünschen, dass ihm ein Freund wie Reumont zur Seite stände, mit wahrer Zuneigung, verehrungsvoll, aber doch mit eigenem, selbständigem Urteil. Ich bin überzeugt, ja ich weiss, dass er bei aller Mässigung und Milde der Form auch an höchster Stelle das, was ihm das rechte schien, deutlich zum Ausdruck brachte, selbst wo er nicht auf leichte Zustimmung rechnen durfte. Er verhielt sich seinem Könige, wie seinen italienischen Freunden gegenüber. Dass das schöne Verhältnis stets ungetrübt blieb, beruhte in dem einen wie im anderen Falle auf der Verbindung aufrichtiger Überzeugung mit echtem Wohlwollen und jenem feinen Billigkeitsgefühl, das auch der Auffassung Andersdenkender sich nicht verschliesst. „Sie haben“, schreibt Karl Hillebrand an Reumont, „jene innere Toleranz,

die auch das Zarteste heranzuziehen erlaubt“. Vor harten einseitigen Urteilen bewahrten ihn auch die Klarheit seines Blickes und der Umfang seiner Kenntnisse. Er übersah nicht leicht, was einem Menschen oder einer Handlung zur Entschuldigung diene, und er war so gewissenhaft, dass er gerade die Tatsachen, welche seinem Gesamturteil in einer oder anderer Weise widersprechen konnten, am wenigsten dem Leser vorenthielt. Es ist ihm wohl zum Vorwurf gemacht, er habe sich in seinen Schriften nicht entschieden genug ausgesprochen, und man fühlt in der Tat, dass es ihm zuweilen schwer wird, über hohe, besonders geistliche Personen ein scharfes Wort zu sagen. Wer aber seine Sprache genauer kennt, wird bald finden, dass gewisse öfter wiederkehrende, man könnte sagen, diplomatische Formeln, z. B. „ich lasse es dahingestellt“, ebenso viel bedeuten, als bei anderen Schriftstellern eine Bejahung oder entschiedener Tadel.

Es geschieht wohl, dass in musikalischen Kompositionen ein kurzer Satz dem Hauptwerke präludivert, um am Schlusse, noch einmal wiederkehrend, vollständiger an- und auszuklingen. Dieser Kunstform lassen sich die Arbeiten Reumonts vergleichen, die er als Jüngling seiner Vaterstadt zuwandte und im höchsten Alter durch die Förderung des Aachener Geschichtsvereins und der historischen Zeitschrift zum Abschlusse brachte. Was dazwischen liegt, ist im wesentlichen ein Hauptwerk, das die Gestalten Deutschlands und Italiens, sich die Hände reichend, als Titelvignette tragen könnte. Der Vereinigung beider Völker hat er mehr denn fünfzig Jahre seines Lebens als Diplomat, als Gelehrter, als Kunstkenner, als Geschichtschreiber gewidmet. Selbst in dem Verhältnisse zu Friedrich Wilhelm IV. tritt seine Vermittlerrolle bedeutsam hervor, und gerade, weil er mit seinem ganzen Wesen nach allen Richtungen für sie eintrat, lohnte ihm ein so reicher Erfolg. Wir sind hier zum Kern- und Höhepunkt in Reumonts Wirken gelangt; hier ist er Meister, und ein Meister, den man nicht leicht übertreffen wird. Freilich ausgezeichnete Männer sind ihm vorangegangen oder gefolgt; wollte man nur aus der neueren Zeit Goethe, Rehfuës, Rumohr, Kopisch, Witte, Gregorovius, Mommsen, Hillebrand, Paul Heyse nennen, wie wenig erschöpfend wäre diese Reihe! Aber mit der Vielseitigkeit, mit der Ausdauer, in dem Umfang wie Reumont, hat wohl kein anderer die Vermittlung der beiden Länder sich

zur Aufgabe gemacht. Er ist nicht der Gesandte Preussens beim päpstlichen Stuhle geworden; aber lange, ehe ein Deutsches Reich und ein Königreich Italien sich bilden konnten, war er ein Gesandter deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft bei der italienischen Nation, und von den tausend und tausend Fäden, aus denen das feste Band zwischen den beiden grossen befreundeten Völkern zusammengewebt ist, wird immer eine beträchtliche Zahl auf Alfred v. Reumont zurückleiten.

Alfred von Reumont und Hermann von Thile.

Von den Personen, mit welchen Reumont während seiner diplomatischen Laufbahn in Verbindung trat, stand ihm keiner so nahe wie Hermann von Thile. Mit keinem andern blieb er so lange in amtlichem Verkehr, und aus dem Verkehr entwickelte sich ein Freundschaftsverhältnis, das bis zum Tode Reumonts niemals getrübt wurde.

Carl Hermann von Thile wurde zu Berlin am 19. Dezember 1812 geboren¹⁾. Sein Vater war der General der Infanterie Adolf Gustav von Thile; sein Oheim, Ludwig Gustav von Thile, der Minister, stand Friedrich Wilhelm IV. persönlich nahe. Carl Hermann trat 1837 in den diplomatischen Dienst; Fähigkeiten, Kenntnisse, Familienbeziehungen verschafften ihm rasche Beförderung. Im Dezember desselben Jahres wurde er als Attaché bei der römischen Gesandtschaft angestellt; hier traf er, wie wir sahen, zum erstenmale mit Reumont zusammen. Am 6. Januar 1838 schreibt Reumont seiner Mutter: „Es ist mit den Geschäften auf eine Weise ergangen, dass ich kaum weiss, wo mir der Kopf steht. Geheimrat Bunsen kam am 26. Dezember an und brachte einen neuen Attaché mit; Regierungsrat Brüggeman war zwei Tage früher als Kourier eingetroffen. Wenn Ihr nun glaubt, ich habe weniger zu tun gehabt, als früher, als ich mit Herrn von Buch allein war, so irrt Ihr euch sehr. Herr Bunsen fährt nun zwar mit vieren, aber auf mir, der ich alle kurrenten Sachen zu besorgen hatte und der einzige bei der Gesandtschaft bin, der Italienisch schreibt, lag eine erdrückende Masse. Am 2. dieses Monats haben wir Dr. Urlichs als Kourier nach Berlin gesandt,

1) Die biographischen Mitteilungen über Thile sind mir durch gütige Vermittlung meines Veters, des Geh. Oberregierungsrates Dr. Paul Kaufmann, aus dem Auswärtigen Amte zugekommen.

und gestern habe ich einen grossen Teil der laufenden Geschäfte an meinen Nachfolger, Herrn von Thile, abgegeben, den ich aber noch einschulen muss.“ In dieser Schule kam es zuweilen zu kleinen Gegensätzen, die sich aber leicht ausgleichen liessen. Wenige Monate später, wurde Reumont wieder nach Florenz versetzt, und als er 1839 nach Rom zurückkehrte, hatte Thile die Stadt verlassen, um nach längerer Beschäftigung in Bern (1839) und einer kürzeren in Wien (1842) im April 1843 seinem früheren Chef, Herrn von Bunsen, als erster Legationssekretär nach London zu folgen. Sicher hat ein brieflicher Verkehr zwischen ihm und Reumont in diesen und den folgenden Jahren nicht aufgehört. Neben anderen Gründen war es wohl die angenehme Aussicht, einen Freund und kundigen Führer in London zu finden, was Reumont bewog, seinen Urlaub im Herbst 1845 für eine Reise nach England zu benutzen. Mit Thile zusammen unternahm er einen Ausflug in die mittleren Grafschaften¹⁾; in den Verlauf desselben fällt das Ereignis, das in dem später mitzuteilenden Briefe seines Reisegefährten vom 21. Oktober 1847 erwähnt wird. Im folgenden Sommer hielt ihn die Vertretung Thiles über Erwarten lange von Ende Juni bis Mitte September in London zurück.

Einige Jahre vergingen, dann sollten sich die beiden Freunde auch in Italien wieder zusammenfinden. Thile war am 20. September 1846 zum Botschaftsrat in Frankfurt a. M., im September 1852 zum Ministerresidenten in Athen ernannt; am 28. September 1854 nach dem Abgange Usedom's wurde ihm die Gesandtschaft in Rom übertragen, während Reumont seit 1851 als Geschäftsträger in Florenz seinen Wohnsitz genommen hatte. Beide wirkten also auf nabeliegenden Posten neben und mit einander, und als Thile im November 1857 für längere Zeit beurlaubt wurde, hatte Reumont abermals bis zum Mai des folgenden Jahres seine Vertretung zu übernehmen. Der Gesandte kehrte zwar um diese Zeit zurück, aber nicht für lange; eine gefährliche dauernde Krankheit seines einzigen Sohnes bewog ihn, nach Berlin überzusiedeln, ja sogar für einige Jahre aus dem Staatsdienst zu scheiden. Am 6. April 1859 wurde er in den einstweiligen Ruhestand versetzt und erst am 9. Dezember 1862 nach dem Eintritt Bismarck's liess

1) Vgl. Reumont's Aufsatz: Stratford und Kenilworth. Morgenblatt 1847, Nr. 210—14, 219—21.*

er sich bewegen, als Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen wieder Dienst zu nehmen.

Wenige Wochen später wurde ihm auch eine Pflicht auferlegt, die der alten Freundschaft hätte gefährlich werden können. Reumonts lebhafter Wunsch richtete sich auf den römischen Gesandtschaftsposten. Wäre Friedrich Wilhelm IV. länger auf dem Throne, wäre nur Manteuffel länger in seinem Amte geblieben, so würde jener Wunsch allem Anschein nach in Erfüllung gegangen sein. Am 20. September 1858, unmittelbar vor der Abreise des Königs nach Italien schreibt Humboldt an Reumont: „Ich habe Ihnen, teurer geistreicher Freund, etwas zu melden, was mir viel Hoffnung gegeben hat. Ich war vorgestern Abend bei dem Ministerpräsident ganz allein, als er vom Prinz von Preussen (der um 8 Uhr mit der Eisenbahn angelangt war) zurückkam. Er sprach mit mir von der sehr erwünschten italienisch-römischen Reise und hauptsächlich von Ihnen! Sie machten ihm, sagte er ganz von selbst, jedesmal wenn er Sie sehe, den angenehmsten Eindruck, nicht bloss als ein überaus kenntnisvoller und geistreicher Mann, sondern als sehr geschult in Beurteilung der politischen Lage der Dinge und der jetzigen Komplikationen. Ihr Benehmen in den protestantischen Wirren in Florenz sei durchaus edel und unparteiisch gewesen. Der Ministerpräsident wird zu der erwünschten Ernennung kein Hindernis sein. Ich wollte etwas hinwerfen über Herrn v. Thiles wahrscheinlichen Abgang, aber die Ankunft des schwedischen Gesandten, General v. Mansbach, hinderte mich daran.“ Aber dem Eintritt der Regentschaft folgte bald ein neues Ministerium; wir sahen, wie und aus welchen Gründen Herr v. Schleinitz am 30. Juli 1859 die Anträge Reumonts ablehnte. Als der statt seiner ernannte Graf Canitz Ende 1862, von einer Geisteskrankheit befallen, sein Amt aufgeben musste, erneuerte Reumont am 18. Dezember seine Bewerbung. Er mag auf die Verwendung seines Freundes Thile und zugleich auf die guten Beziehungen zu dem neuen Leiter des Ministeriums gerechnet haben. Dass diese Beziehungen, wenn auch im einzelnen nicht verfolgbar, freundlicher Art waren, beweist ein Schreiben, durch welches Bismarck seinen Universitätsfreund, den von ihm so hochgeschätzten amerikanischen Geschichtsschreiber Motley, bei Reumont einführte¹⁾.

1) Reumont befand sich, als dieser Brief geschrieben wurde, in

Frankfurt, 16. Sept. 1858.

Verehrtester Freund und Kollege!

Gestatten Sie mir, durch diese Zeilen einen Universitätsfreund überseeischer Nationalität bei Ihnen einzuführen, Herrn Motley aus Boston. Vielleicht ist Ihnen sein Name schon bekannt geworden durch das in England allgemein sehr günstig aufgenommene Werk, welches er unter dem Namen „The rise of the Dutch republic“ herausgegeben hat. Jedenfalls werden Sie in ihm einen Mitarbeiter auf dem von Ihnen selbst so erfolgreich angebauten Felde historischer Forschung finden, dessen Leistungen um so anerkennenswerter sind, je weniger Neigung seine Landsleute zu Anstrengungen auf diesen Gebieten der Regel nach entwickeln. Ich hoffe deshalb auf Ihre wohlwollende Nachsicht, wenn ich die ohne Zweifel grosse Zahl der Ihnen empfohlenen Personen durch diesen meinen langjährigen und intimen Freund vermehre und Sie unter Zusicherung aller Reziprozität in vorkommenden Fällen bitte, ihm mit Ihrem Rat und mit Empfehlung an wissenschaftliche Notabilitäten in Rom beistehen zu wollen.

Mit der aufrichtigsten Verehrung und Ergebenheit bin ich
der Ihrige
v. Bismarek.

Ich darf noch hinzufügen, dass Sie an meinem Freunde, wenn Sie ihm Ihr Wohlwollen und die Ehre Ihrer Bekanntschaft zuwenden wollen, eine ebenso liebenswürdige und bescheidene als geistig reich begabte Natur finden werden. Wenn ich die Freude habe, Sie hier oder in Berlin wiederzusehen, so bin ich überzeugt, dass mir meine Empfehlung keine Schande bei Ihnen

Sanssouci und kam erst am 22. Dezember mit dem König nach Rom. Davon scheint aber Motley nichts erfahren zu haben; denn er schreibt am 16. Februar 1859 an Bismarek (Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarek II. Bd. Aus Bismarcks Briefwechsel, S. 263), Bismarek habe ihm einen Empfehlungsbrief an Thile mitgegeben; dieser habe aber schon vor Motleys Ankunft Rom verlassen. Motley bittet um ein Empfehlungsschreiben an den neuen Gesandten, wenn Bismarek mit ihm bekannt sei. Vermutlich wurde er dann durch Bismarek von der Lage der Dinge unterrichtet, so dass er am 2. März 1859 seinen Empfehlungsbrief bei Reumont abgab.

gemacht haben wird. Meine Frau ist auf einige Monate in Pommern, sonst würde sie mir die angelegentlichsten Empfehlungen an Sie auftragen.

Aber der neue Versuch Reumonts hatte das Schicksal des vorigen. Vorerst wurde Herr von Usedom und, als diese Wahl wenig zweckmässig erschien, bereits einige Tage später, der General von Willisen zum Gesandten in Rom ernannt. Thile selbst war genötigt, den unerwünschten Beschluss seinem Freunde amtlich mitzuteilen. Er entledigte sich dieses Auftrags in den Briefen vom 8. und 9. Januar 1863 und liess, als Reumont seinem Missvergnügen deutlichen Ausdruck gab, am 29. Januar noch eine Erläuterung folgen. Man wird die merkwürdigen Briefe nicht ohne Interesse lesen.

Berlin, 8. Januar 1863.

Lieber Reumont,

ich hätte Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Zusendung Ihres Artikels aus dem Archivio storico längst ausgesprochen, wenn mir derselbe nicht gerade in dem Moment meines ebenso plötzlichen als unerwarteten Wiedereintritts in eine Amtstätigkeit zugegangen wäre, die meine Zeit gar sehr in Anspruch nimmt.

Leider dürfte die Mitteilung, mit der ich meine Korrespondenz als Sotto-Segretario di Stato di S. M. Prussiana Ihnen gegenüber zu eröffnen habe, Ihnen wenig erfreulich sein.

Des Königs Majestät haben nämlich das Schreiben, welches Sie unterm 18. v. M. an Allerhöchst Dieselben gerichtet und worin Sie sich um den Gesandtenposten in Rom beworben haben, uns ohne weitere Bemerkung zur Erledigung zugehen lassen, und ich bin von dem Herrn Minister von Bismarck beauftragt worden, Ihnen in dieser Beziehung nachstehendes zu erwidern:

Zunächst werden Sie bei Empfang dieser Zeilen bereits wissen, dass der römische Posten, nachdem von der ausserordentlichen Mission des Grafen Usedom Abstand genommen worden, definitiv anderweit besetzt worden ist und der neue Gesandte schon in wenig Tagen nach Rom abgehen soll. Aber auch abgesehen von diesem Umstande, der der Erfüllung Ihrer Wünsche für jetzt hindernd entgegentritt, soll ich Ihnen das Motiv nicht verschweigen, weshalb die k. Regierung auch an sich, bei der vollsten

Anerkennung Ihrer sonstigen Qualifikation, Anstand nehmen müsste, Sie für den römischen Posten vorzuschlagen. Es besteht dasselbe, wie Sie leicht erraten werden, lediglich in Ihrer Konfession. Sie wissen, dass Preussen seit länger als einem halben Jahrhundert, ja von jeher an dem Prinzip festgehalten hat, keinen Katholiken als Gesandten in Rom zu beglaubigen, und die Gründe, welche für ein Beharren bei dieser Maxime sprechen, sind zu gewichtig, um denselben untreu zu werden. Es handelt sich dabei nicht bloss um Divergenzen, wie sie zwischen Rom und uns vorübergehend eintreten können und eingetreten sind und wobei ein katholischer Vertreter Preussens in die peinlichsten Dilemmen geraten müsste. Solche Krisen sind seit 22 Jahren von unsern Beziehungen zu Rom ferngehalten worden und werden, so Gott will, auch ferner beseitigt bleiben. Aber sollten auch nur kleinere Meinungsverschiedenheiten früher oder später wiederkehren, so wäre die Lage eines katholischen Gesandten immerhin bedenklich, und wollte er, wie Sie in Ihrem Schreiben andeuten, gerade dann von seinem Posten zurücktreten, so würde ein solcher éclat die Lage nur noch peinlicher machen für alle Teile.

Aber auch abgesehen von diesen hoffentlich nie mehr eintretenden Eventualitäten, gebietet uns eine andere Erwägung ein strenges Festhalten an dem alten Prinzip. Die Gesandtschaft in Rom ist, wie Sie wissen, seit Jahren der Stütz- und Zentralpunkt einer Anzahl von Etablissements, welche ganz oder vorherrschend einen evangelischen Charakter tragen. Wir können sie nicht fallen lassen. Der römische Hof sieht sie — sehr begreiflicher und verzeihlicher Weise — nicht mit günstigen Augen an, und wir können nicht absehen, wie ein katholischer Gesandter unbeschadet seiner konfessionellen Stellung jenen Schöpfungen mit so vollem Herzen und solcher Freudigkeit seine Teilnahme widmen könnte, wie wir es erwarten und wünschen müssen.

Die Königl. Regierung hält an diesem Gesichtspunkte so fest, dass (wie ich Ihnen im engsten Vertrauen sagen kann) schon nach meinem Abgang von Rom die Wahl auf einen evangelischen Diplomaten schon deshalb unmöglich erachtet ward, weil seine Gattin katholisch war.

Indem ich Ihnen, lieber Reumont, diese Sachlage offen darlege, kann ich zu meiner Freude und im ausdrücklichen Auftrag des Ministers hinzufügen, dass er von Ihren schönen Kräften

mit Vergnügen anderweit bei sich darbietendem Anlass Gebrauch machen wird, sei es hier im Zentrum, sei es auf einem Ihren Wünschen convenierenden auswärtigen Posten.

Verzeihen Sie dies lange Geschmiere und den Ihnen unwillkommenen Inhalt. Möge das neue Jahr, das mit recht ernstem Gesicht herangerückt ist, Ihnen viel Erfreuliches bringen.

Grüssen Sie Alertz¹⁾ und Gregorovius.

Getreulich

Ihr

H. v. Thile.

Berlin, 9. Januar 63 morgens.

Lieber Reumont,

Mein Brief von gestern — wegen dessen Sie mich ohnehin zu allen Teufeln wünschen werden — war abends auf dem Ministerium unter tausend Hetzereien geschrieben, was Sie seinem fatalen geschäftsmässigen Ton anmerken werden. Ich kann ihn nicht abgehen lassen ohne einen lebendigeren Nachruf. Ich benutze dazu die Morgenstunden in meiner behaglichen Privatwohnung:

„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“.

Also zuerst wegen Rom. Ja, lieber Freund, da ists Essig, wie der Berliner sagt. Die Wahl Usedom's wäre eine Monstrosität gewesen. Die von Willisen ist besser, doch geht er ungern und wird nicht lange bleiben, wo dann wohl Harry Arnims Stunde schlagen wird. Er ist sehr en faveur, und ich muss sagen, dass seine Berichte (selbst aus Lissabon!) mit die besten sind, die wir erhalten. So, lieber Freund, macht sich die junge Welt ihre Bahn und wir alten Kerls haben das Zusehen. Glückliche Sie, der dies wenigstens von der ewigen Roma aus kann und dem es, wenn auch ohne amtliche Stellung, an dem schönsten Wirken und Schaffen nie fehlt. Mir gings nicht so gut; die Berufslosigkeit lastete schwer auf mir und ich habe deshalb mich in die Tretmühle der Bureaukratie nolens volens einfangen lassen. Mein

1) Alertz war wie mit Reumont auch mit Gregorovius befreundet; er starb zu Rom während der Anwesenheit Reumonts am 10. Nov. 1866. Vgl. den Aufsatz: Clemens August Alertz in Gregorovius: Kleine Schriften. Leipzig 1892. III, 75 ff.

Beruf ist interessant, aber gewaltig mühsam und nervenangreifend. Dass ich lange darin aushalten werde, ist sehr zweifelhaft.

Bei der verehrten Königin-Witwe war ich neulich und es ward viel von Ihnen gesprochen. Sie wusste von Ihren Wünschen und teilte mein Bedauern¹⁾.

Wie furchtbar muss die Katastrophe des armen Canitz gewesen sein! Was wird nun die Frau beginnen! (Schlimmer als Witwe!)

Ich schliesse das Postscriptum mit der Versicherung, dass ich Ihnen, lieber Freund (welches auch früher unsere kleinen Differenzen gewesen), mit Vergütigen zu Diensten stehe, so weit meine Kräfte und mein Einwirken reicht. Ich habe Ihnen schlechte Kunde gebracht, Sie werden nicht Richard III. (oder Macbeth?) sein, der den Boten schlägt.

Ihr

H. v. Thile.

Berlin, 29. Januar 63.

Lieber Reumont,

Ihre beiden Schreiben vom 21. d. M. sind mir heute zugegangen, und da ich gerade etwas verschnaufen kann — ein seltener Fall — so will ich Ihnen wenigstens vorläufig ein paar Worte der Erwiderung senden. Ihre Verstimmung über die Vereitelung Ihrer römischen Hoffnungen begreife ich vollkommen. Es ist sehr bitter, einem Lieblingswunsch — zumal einem so alten — zu entsagen, und Sie werden mir wenig Dank wissen, wenn ich in pedantischem Tone Ihnen sage, dass ich gegen die Erfüllung solch brennend gehegter Wünsche eigentlich einen kleinen Aberglauben habe. Nur zu oft habe ich erlebt, dass in solchen Fällen eine Art Nemesis herrscht und der am Ziel seines Strebens angelangte sich bald darauf ein trauriges „tu l'as voulu George Dandin“ zurufen muss.

Doch nun zur Erwiderung resp. Berichtigung einiger Spezialpunkte Ihrer Briefe: erstlich tun Sie mir wirklich Unrecht, lieber Freund, wenn Sie mir „Misstrauen“ gegen die Katholiken zutrauen und an eine „Scheidewand“ in meinem Herzen gegen Ihre Konfessionsgenossen glauben. Gottlob ist das nicht der Fall. Ich

1) Vgl. unten Reumont in seinen Beziehungen zum Kaiserhause.

glaube an ein Gemeinsames in unseren Konfessionen und halte das Gemeinsame gerade für die Hauptsache und den Kern des Christentums. Wie oft bin ich deshalb des Kryptokatholizismus beschuldigt worden! Ich glaube auch, dass ein Evangelischer in dieser milden Richtung weiter gehen kann, als ein Katholik, und ich zürne Euch Katholiken nicht, dass Euer Dogma Euch engere Grenzen zieht. Ihr könnt nicht anders, aber weil Ihr nicht anders könnt, bin ich allerdings der Ansicht, dass ein katholischer Gesandter des evangelischen Königs von Preussen in Rom in bedenkliche Situationen kommen kann...

Mag man die von Thile ausgesprochenen Grundsätze für durchschlagend halten oder nicht, jedenfalls wurden sie in einem Ton vorgebracht, dass der Empfänger dem Schreiber des Briefes nicht gram sein konnte. Eine Entfremdung zwischen den beiden scheint deshalb auch in keiner Weise eingetreten zu sein, und die wiederholte Anwesenheit Reumonts in Berlin konnte in den folgenden Jahren das freundschaftliche Verhältnis neu befestigen. Thile blieb während dieser Zeit in seiner wichtigen Stellung im Ministerium des Auswärtigen. Bei Kaiser Wilhelm stand er in hohem Ansehen und lange Zeit auch zu seinem Chef in den besten Verhältnissen. Wo in Bismarcks Korrespondenz von Thile die Rede ist, geschieht es in den lobendsten Ausdrücken. So schreibt die Gräfin aus Biarritz am 24. Oktober 1865 an Keudell: „Bismarck gab mir den Brief von Thile zu lesen, der mir so sehr gefiel in seinem urgemütlichen Tone, dass ich ihn noch um 20° wärmer liebe, wie schon bisher. Was ist doch für eine Freude, wenn man unter der Masse gleichgiltiger, langweiliger, falscher Kreaturen einem solchen Menschen begegnet mit so kerngesundem Herzen und so aufrichtig treuer Gesinnung“¹⁾. Von Keudell wird Thile ein kerniger und wohlwollender Mann von ungewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung genannt. Auch er hatte aber das heftige, oft rücksichtslose Benehmen Bismarcks zu empfinden. Am 13. August 1869 schreibt er an Keudell nach Norderney: „Die hiesige Treitmühle war in letzter Zeit ziemlich unerfrenlich; nur armseliges Zeug, mit dem zwischen Varzin, Berlin und Ems Federball gespielt wurde. Dabei wenig Hilfe;

1) Robert von Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872. Berlin u. Stuttgart 1901. S. 237f.

und der Chef more solito eigensinnig, quänglig, bald in minima ohne Aktenkenntnis hineintapsend, bald auf erhebliche Dinge jedes Eingehen störrisch abweisend“. Dass er dabei die Bedeutung Bismarcks nicht aus dem Auge verlor, beweist der Zusatz: „Aber was tuts? Wenn seine Gesundheit gehörig wieder hergestellt wird, dann können wir dreist fragen: „Was kostet Europa?“¹⁾. Wenn Bismarck abwesend war, lag seine Vertretung und die Leitung der Angelegenheiten in Thiles Hand. Am 17. Juli 1864 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat und 1870 zum Staatssekretär ernannt. In den nächsten Jahren scheint aber mehr und mehr eine wirkliche Entfremdung eingetreten zu sein, und ein verhältnismässig geringfügiger Vorfall führte den völligen Bruch herbei. Der Kaiser hatte in Abwesenheit Bismarcks Ordensverleihungen vorgenommen, mit welchen dieser nicht einverstanden war. Nach seiner Rückkehr machte er es Thile zum Vorwurf, dass er die Erlasse ohne Widerspruch unterzeichnet habe, und liess ihm durch Keudell einen förmlichen Verweis erteilen. Thile bat den Boten, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, sich einen Augenblick zu setzen und ging an seinen Arbeitstisch, um ein Entlassungsgesuch niederzuschreiben²⁾. Am 30. September 1872 wurde er „einstweilig“, am 25. August 1873 definitiv in den Ruhestand versetzt, ohne dass sein Verhältnis zum Kaiser dadurch eine Trübung erlitten hätte.

Im März 1866 konnte ich mich zum erstenmal Herrn von Thile vorstellen. Ich bat ihn um seine Verwendung, als ich mich bemühte, den damals noch sehr schweren Zugang in das preussische geheime Staatsarchiv zu erhalten, der mir dann auch durch das Wohlwollen Bismarcks gestattet wurde. Bei späterer Anwesenheit in Berlin begegnete ich Herrn von Thile öfters in dem gastlichen Hause des früheren Unterstaatssekretärs von Gruner, wo man eine auserlesene Gesellschaft, darunter Ranke, Lepsius, Curtius, Peter Reichensperger, Eduard Magnus treffen konnte. Selten bin ich einem Manne begegnet, in dessen ganzem Wesen Wohlwollen, Tüchtigkeit, Willensstärke, verbunden mit einem ebenso massvollen, als treffenden Urteil in solchem Masse

1) Keudell a. a. O. S. 415.

2) Mündliche Mitteilung des Unterstaatssekretärs Justus von Gruner.

zur Erscheinung kamen. Am 25. November 1872, wenige Monate, nachdem er aus dem Amte geschieden war, sah ich ihn wieder in Bonn am Tische Reumonts. Er verhehlte nicht den Unwillen über die Umstände, von denen seine Entlassung begleitet war, schrieb aber das Benehmen Bismarcks der Überreizung seiner Nerven zu, welche damals zu üblen Befürchtungen Anlass gab. In dem Gespräch mit Reumont kam eine herzliche Vertraulichkeit zum Ausdruck, und als ich ihn später an die Eisenbahn begleitete, wurde er nicht müde, den vortrefflichen Charakter seines Freundes im amtlichen, aber ganz besonders im privaten und Familienleben zu rühmen. Dabei wurden Züge von Uneigennützigkeit und Aufopferung hervorgehoben, die nur den Vertrautesten bekannt sein konnten. Nicht wenig wird es ihn erfreut haben, als Reumont ihm, dem wissenschaftlich hochstehenden, man könnte sagen, gelehrten Manne in diesem Jahre die metrische Übersetzung der „Rückreise des Rutilius Namatianus von Rom nach Gallien“* widmete.

Soviel ich weiss, haben die beiden Männer sich nicht wiedergesehen. Auch die Briefe Thiles, die er sich nach Reumonts Tode zurückgeben liess, wurden vermutlich von ihm vernichtet mit Ausnahme der drei vorher mitgeteilten, die er mir zum Geschenk machte. Wie lebhaft aber sein Interesse für Reumont in den folgenden Jahren sich erhielt, erkennt man aus den Briefen, die ein beiden nahestehender, mit Thile nahe befreundeter Mann an diesen richtete. Es war Ferdinand Gregorovius, der Verfasser der Geschichte Roms im Mittelalter und so vieler anderer Schriften über Italien, der, seitdem er in den fünfziger Jahren nach Rom gekommen war, in dem preussischen Gesandten einen Gönner und Förderer, bald auch einen mit warmer Teilnahme für seine schriftstellerischen Arbeiten erfüllten Freund gefunden hatte. Auch mit Reumont ist er, wie sich denken lässt, in vielfache Berührung getreten. Es konnte nicht leicht verschiedenere Naturen geben, wie die des Rheinländers und des Ostpreussen; auch in ihren Schriften tritt der Gegensatz hervor. Was der eine zu wenig hatte, war dem anderen zu reichlich zugemessen. Wenn man bei Reumonts Arbeiten zuweilen eine gewisse Trockenheit und ein zu starkes Vorherrschen des rein Stofflichen nicht gern sieht, so gewinnen bei Gregorovius — ich will nur an „Lucrezia Borgia“ erinnern —

die Phantasie und das Romanhafte einen zu weiten Spielraum. Gregorovius war ein scharfer Beurteiler und in Bezug auf Reumont, den Verfasser der Geschichte Roms, den er immer als eine Art von Rivalen betrachtete, noch mehr als anderen gegenüber zur Schärfe geneigt. Wo er ihn in seinen Briefen erwähnt, kann er nicht unterlassen, ihm, wie man sagt, einen Hieb zu versetzen. Der Wert, den Reumont auf Orden legte, die Neigung, sich in den „balsamischen Düften“ des Hofes, in der Nähe fürstlicher Personen zu bewegen, die überreiche Fruchtbarkeit des „Raymundus a Pennaforte“ bieten immer neue Veranlassung zu spöttischen Bemerkungen. Den Schriften Reumonts wird der völlige Mangel an Ideen und Gestaltungskraft zum Vorwurf gemacht, mit ärgster Übertreibung, denn in mehr als einem Werke, insbesondere den Lebensbildern, zeigt sich eine gewinnende, über das Gewöhnliche weit hinausgehende Darstellungsgabe. Selbst die nachteiligen Urteile lassen aber erkennen, welche Bedeutung Reumont in den Augen des Beurteilers besass. Mit Ausnahme der Familie von Thile und des Grafen Schack ist in den Briefen von keinem auch nur annähernd so oft wie von Reumont die Rede, und Gregorovius ist gerecht und verständig genug, auch die bedeutenden Eigenschaften, die Energie, die unermüdlige Arbeitskraft, die ausgebreitete Gelehrsamkeit und das Wohlwollen für andere nicht zu verkennen. Wenige Tage nach Reumonts Tode fasst er sein Urteil, freilich auch da nicht ohne eine Spitze, in die Worte zusammen: „Alles in allem genommen, war er ein höchst eigenartiges Ingenium, von einer mir fast beispiellosen Fähigkeit, sich an Menschen und Dinge anzuleben, ein Kondottiere der Feder, der eigentlich in die seltsame Klasse alleswissender Abbés des vorigen Jahrhunderts gehörte. In Italien ist er der Repräsentant einer ganzen Epoche deutscher Beziehungen gewesen, ein Makler beider Länder für Literatur und Kunst, und da hat er nicht kleine Verdienste aufzuweisen.“ Und als Reumonts Büste von dem römischen Stadtrat in der Akademie San Luca aufgestellt wurde, bemerkte er dazu: „Das ist ehrenvoll und freut mich sehr“¹⁾.

1) Hermann von Petersdorff, Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. Berlin 1894, S. 189, 193. — In Reumonts Nachlass finden sich 24 kürzere oder längere Briefe von

Gern wüsste man, wie denn in diesem Briefwechsel Thile über Reumont sich möchte ausgedrückt haben. Leider hat Gregorovius selbst dies unmöglich gemacht, denn er traf die Anordnung, dass nach seinem Tode die Briefe Thiles vernichtet würden. Vermutlich ist auch Thile gegen die kleinen Schwächen Reumonts nicht blind gewesen; wie er aber alles in allem über ihn dachte, dafür fehlt es nicht an einem willkommenen Zeugnis von seiner Hand. Nach dem Hinscheiden Reumonts übersandte ich ihm den in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Nekrolog. Ich erhielt darauf den folgenden Brief, der einen so wertvollen Beitrag zur Charakteristik des Abgeschiedenen bildet. Man wird mir nicht verargen, dass ich auch den Anfang und den Schluss zum Abdruck bringe, denn wie wertvoll ist aus solchem Munde die Anerkennung meiner Auffassung, der ich in jener biographi-

Gregorovius vom 10. Juli 1854 bis 14. März 1886, meistens literarische Mitteilungen, Übersendung von eignen, Dank für erhaltene Schriften, Dank für eine Empfehlung an Kardinal Antonelli, die den Zutritt zur vatikanischen Bibliothek eröffnete, Lobeserhebungen, aber nichts, was man als unehrliche Schmeichelei bezeichnen dürfte. Nach dem Empfang des 4. Bandes der römischen Geschichte bringt ein Brief aus Stuttgart am 22. September 1870 die folgende Würdigung des fremden wie des eignen Werkes. „Ich schreibe Ihnen von hier aus, um Ihnen herzlichst für Ihre Gabe zu danken und Ihnen ebenso Glück zu wünschen, dass es Ihnen vergönnt war, dieses umfassende Werk nach Ihrem Wunsche zu vollenden. Sie haben damit Ihre lange literarische Tätigkeit wahrhaft gekrönt und können nun mit Genugtuung auf Ihre Mühen zurückblicken. Ihre Geschichte der Stadt Rom wird einen hervorragenden Platz in unserer Literatur behaupten, wo sie eine Lücke ausfüllt. Es gibt nun aber Leute, welche eine Freude daran haben, sich und anderen einzubilden, dass unsere beiden Arbeiten sich zu einander feindlich verhalten: ich kenne diese Stimmen und verlache sie mit Ihnen. Wir werden hoffentlich mit gegenseitiger Genugtuung unsere opera de urbe recht friedlich nebeneinander stellen und uns freuen, dass ein gütiges Geschick uns dazu berief, diese Bausteine zu einem erhabenen Tempel historischer Wissenschaft zusammenzutragen. Ich im besonderen werde stets dessen eingedenk sein, mit welcher Freundlichkeit Sie meinem Unternehmen zugeneigt waren, als ich es unter so erschwerenden Umständen begann. In kurzem wird Ihnen die Cottasche Buchhandlung den VII. Band meiner Geschichte zusenden, worin Sie sehen werden, dass ich von Ihren kulturgeschichtlichen Abschnitten der Renaissance-Epoche guten Nutzen habe ziehen können. Ich habe noch eine mannhaftige Winterarbeit übrig, um den VIII. und letzten Band zu vollenden.“

schen Mitteilung Ausdruck gab, und die Billigung eines Planes, den ich schon damals hegte und jetzt, wenn auch in beschränktem Masse, zur Ausführung bringe.

Berlin, d. 21. Oktober 1887.

Sie haben mir durch Ihre sehr gütige Sendung vom 14. c. — durch meinen Wohnungswechsel ist sie etwas verspätet an mich gelangt — eine grosse, wenn auch, wie Sie ermessen werden, sehr wehmütige Freude bereitet, für die ich Ihnen nicht warm genug danken kann. Wie lebendig und schön haben Sie das Bild meines teuren, weitaus ältesten Freundes mir vor die Seele gerufen. Am 20. Dezember dieses Jahres werden es 50 Jahre, als ich in Rom die Bekanntschaft Reumonts machte! In dieser langen Zeit wurden wir bald und immer näher befreundet und wenn auch, wie es dem jugendlicheren Blute eigen ist, anfangs gelegentlich kleine Differenzen zwischen uns auftauchten, so wichen dieselben stets bald, so dass uns in reiferen Jahren kaum eine Erinnerung daran blieb. Dagegen wurden mir die ausgezeichneten, edlen, ja in einem bestimmten Sinne grossartigen Eigenschaften unseres verewigten Freundes immer klarer und ich kann sagen, imponierend. Zu letztern gehört namentlich die Energie und Geduld, die er bei einer von Hause aus schwachen Gesundheit, körperlichen Leiden vielfacher Art entgegengesetzte. Manches dahin gehörige deutet Ihre Schrift, namentlich aus seiner letzten Zeit, an. Ich selbst hatte die ersten Eindrücke davon schon in seinem 30. Lebensjahre in Rom, wo ich als Legations-Sekretär, er als Hilfsarbeiter unter Herrn von Buch tätig waren. Der Geschäfte waren infolge des „Cölner Ereignisses“ sehr viele. Reumont hatte schon damals Anfälle sehr bösen Asthmas, die plötzlich seine Arbeit unterbrachen, und ich habe ihn dann wohl mehrere Zimmer weit stöhnen hören. Aber kaum wich der böse Feind etwas, so warf er sich trotz unseres Abmahmens wieder an seine Arbeit.

Ähnliche Proben seiner Standhaftigkeit erlebte ich 8 Jahre später, wo er mich in London besuchte. Wir hatten mit einigen Freunden eine kleine Reise in das Innere Englands, nach Oxford, Kenilworth, Stratford on Avon u. s. w. unternommen. Reumont war erkältet, sah aber alle Merkwürdigkeiten

mit dem lebendigsten Interesse. In dem höchst eigentümlichen Warwick-Castle, Wiege des berühmten Kingmakers, fühlte Reumont die Vorboten seines Asthma, und als wir uns anschickten, einen alten überaus hohen Turm zu besteigen, brach das Übel voll herein. Wir baten ihn dringend aber vergebens, unten zu bleiben. Er vollendete die Aszension — natürlich unter Qualen, aber stolz auf das Erreichte! Später hat er diese Reise in einem sehr lehrreichen Bericht, ich glaube im Morgenblatt — in Briefform an mich gerichtet — veröffentlicht.

Aber nicht bloss im Erdulden von Leiden zeigte sich seine mannhafte Natur, sondern auch äusserer Gefahr gegenüber. Ein glänzendes Beispiel davon ward mir erzählt, als ich im Jahre 1854 als Gesandter nach Rom kam. Die Szene spielte im Jahre 1849, nicht ohne halbkomische Details und wird in Ihrer Schrift angedeutet. Dr. Emil Braun in der casa Tarpea sollte von Sendlingen der revolutionären Machthaber verhaftet werden. Reumont zu Hülfe gerufen, erklärte ihnen, dass sie das gesandtschaftliche Gebiet zu räumen hätten. Sie erwiderten höhnisch, dass man sich ja nicht in Reumonts Wohnung befinde. „Allerdings wohne ich jetzt hier“ sagte dieser ruhig, die auch gegen ihn gerichteten Drohungen der wüsten Bande verachtend, knüpfte als Zeichen seine Cravatte ab und wies den Eindringlingen die Thür. Diese versuchten noch Widerstand, wichen aber zuletzt jenem Symbol gesellschaftlicher „Exterritorialität“!

Verzeihen Sie, verehrter Geh. Rat, alle diese kleinen Details, die mir das Andenken an unsern Freund zurückruft.

Sehr erfreut hat mich Ihr Plan, der vorliegenden Schrift noch eine erweiterte Form unter Beifügung autobiographischer Aufzeichnungen und andrer Ergänzungen zu geben. Hoffentlich werden Reumonts zahlreiche Freunde im In- und Auslande Ihnen dazu wertvolles Material liefern können. Ich selbst sehe mich dazu durch mein im Alter schwaches Gedächtnis leider ausser Stand gesetzt und Reumonts Briefe, die mir vielleicht dabei manche Anknüpfungen bieten würden, habe ich nach alter sträflicher Gewohnheit nicht gesammelt. Meine eigenen Briefe an ihn, die mit rührender Sorgfalt von ihm bewahrt und mir nach seinem Tode durch seinen Neffen zurückgeschickt worden sind, enthalten stofflich nichts irgend bemerkenswertes. Nur als specimina der Art unseres freundschaftlichen Verkehrs

füge ich ein paar Blätter bei, die ich — nach 6jähriger Inaktivität 1862 plötzlich wieder in den Staatsdienst berufen — im Januar 1863 an ihn zu richten hatte. Er hatte seinem langjährigen Wunsche, Gesandter in Rom zu werden, in einem Immediatgesuch vom 18. Dezember 1862 an Se. Majestät bestimmten Ausdruck gegeben, und ich hatte durch meinen Chef den unerfreulichen Auftrag erhalten, ihm in schonendster Weise und in vollster Anerkennung seiner Verdienste privatim mitzuteilen, dass und weshalb seinem Antrage nicht Statt gegeben werden könne. Dass sein Missmut darüber sich auch gegen meine Person wandte, geht aus meinem ebenfalls anliegenden Brief vom 29. Januar 1863 hervor, doch kann ich zu meiner Befriedigung sagen, dass diese Verstimmung bei ihm sehr bald und völlig verhallte. Dass es für ihn selbst ein Vötheil war, das so ersehnte Ziel nicht zu erreichen, wie Sie am Schluss von pag. 31 Ihrer Schrift so richtig sagen, wird er früher oder später selbst erkannt haben, auch wenn der Ausbruch des unheilvollen Kulturkampfes ihn nicht mehr auf dem römischen Posten gefunden hätte.

Ich schliesse mit der von Ihnen gewünschten Auskunft über das Pseudonym: „Itasius Lemniacus“, dessen Reumont sich als Autor der (mir so freundlich zugeeigneten) Übersetzung bedient hatte. Es war dies der Ehrentitel, den Reumont bei seinem Eintritt in die seiner Zeit berühmte, später ziemlich zopfige Gesellschaft der „Arcadier“ in Rom hergebrachtweise erhielt. Jedes Mitglied erhielt dadurch Herrschaft auf irgend einem Stückchen klassischen Bodens. Weshalb Reumont dieselbe gerade auf der Insel Lemnos angewiesen ward, vermag ich nicht zu sagen. Die Dotation machte Reumont einigen Spass, schon als Kollegen Goethes, der (vor jetzt gerade 100 Jahren) in Rom auch Arcadier mit dem Titel Megalio Melpomenio ward. (Näheres über die seit 1690 bestehende Gesellschaft in Goethes italienischer Reise, gegen Ende des 3. Bandes.)

Empfangen Sie, verehrter Herr Geh. Rat, mit erneutem herzlichem Dank für Ihre freundliche Gabe den Ausdruck meiner aufrichtigsten Hochschätzung.

Ob das Zerwürfnis zwischen Bismarck und Thile wieder ausgeglichen wurde, weiss ich nicht anzugeben, ebensowenig, ob Reumont, seitdem er in den Ruhestand getreten war, jemals mit Bismarck wieder in persönlichen Verkehr getreten sei. Als

er aber am 28. Juni 1885 förmlich aus dem Staatsdienste ausschied und durch den Exzellenz-Titel geehrt wurde, konnte er nicht versäumen, seinem bisherigen Chef eine Anzeige und eine Danksagung zu erstatten. Der Reichskanzler antwortete darauf:

Berlin, den 7. Juli 1885.

Euerer Exzellenz

danke ich verbindlichst für Ihre freundlichen Zeilen vom 29. vorigen Monats. Dieselben rufen in mir angenehme Erinnerungen an die Zeiten wach, in denen ich die Freude hatte, mit Ihnen im Dienste unsres hochseligen Herrn wiederholt in nähere persönliche Beziehungen zu treten. Ich wünsche von Herzen, dass es Ihnen vergönnt sein möge, noch lange der Wissenschaft und dem Vaterlande zu dienen.

Ihr ergebener
v. Bismarck.

Reumont hat diesen Tag, wie wir sahen, um nicht ganz zwei Jahre, Thile um vier Jahre überlebt. Er starb am 26. Dezember 1889.

Alfred von Reumont und Leopold von Ranke.

Unter Reumonts nachgelassenen Papieren finden sich dreizehn briefliche Mitteilungen Leopold von Rankes. Mehrere Bruchstücke wurden von Reumont selbst in dem Nekrologe mitgeteilt, den er kurz vor seinem eignen Tode dem hingeshiedenen Freunde widmete¹⁾. Gerade diese Bruchstücke werden, wie ich denke, bei dem Leser das Verlangen wecken, die Briefe unverkürzt und in ihrer Gesamtheit vor Augen zu haben. An Umfang verschieden, an Zahl nicht gross, bilden sie auch keine zusammenhängende Folge, aber sehr charakteristisch beleuchten sie alle wesentlichen Momente, die für eine so langjährige Verbindung von Bedeutung sind.

Leopold von Ranke — geboren zu Wiehe in Thüringen am 21. Dezember 1795, Professor in Berlin seit dem 31. März 1825 — hatte für eine dreijährige Studienreise Urlaub erhalten. Wir sahen, wie er im Mai 1830 mit Reumont in Florenz zusammentraf. Rankes Erstlingswerk „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1495—1535“ (1824) hatte grossen Beifall, aber auch Gegner gefunden. In Heidelberg hatte Schlosser sich geringschätzig darüber ausgesprochen, so dass Reumont mit einem Vorurteil gegen Ranke nach Italien kam. Aber in Florenz während des dreimonatlichen Verkehrs lernte er den grossen Historiker besser kennen und las mit Entzücken die Geschichte der „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert“. Ranke lenkte die Studien seines jungen Freundes vornehmlich auf italienische Geschichte; dankbar sprach Reumont

1) Reumont, Leopold von Ranke. Historisches Jahrbuch Bd. VII (1886), S. 608 ff*. Alfred Dove hat daraus in den ausgewählten Briefen Rankes drei beinahe vollständig mitgeteilt. Vgl. Leopold von Rankes sämtliche Werke, 53. Band: Zur eignen Lebensgeschichte Leopold von Rankes. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig 1890. S. 511, 531, 545.

jederzeit von dem Einfluss seiner anregenden und lebenswürdigen Persönlichkeit, wie denn auch Ranke sich mit Vorliebe der in Florenz verlebten Tage erinnerte. Als Reumont im Jahre 1835 und in den vierziger Jahren längere Zeit in amtlicher Stellung in Berlin verweilte, erneuerte sich ein lebhafter persönlicher Verkehr; schriftliche Zeugnisse haben sich aber aus dieser Zeit nicht erhalten. Bei der Rückreise nach Italien 1847 bat Reumont, wie es scheint für einen italienischen Freund, um einen Autographen. Ranke antwortete darauf am 22. August 1847:

Ich gestehe Ihnen, lieber Reumont, meinem Sinn widerspricht es, Autographen auszustellen. Man schreibt doch nur, um Gedanken auszudrücken: hier aber soll man Gedanken ersinnen, um Schriftzüge zu malen, in meinem Falle sogar schlecht. Zugleich freue ich mich Ihrer Reise. Grüßen Sie mir alle Freunde, auch den persönlich unbekanntem, dessen Sie in Ihrem Billet gedachten.

Der Ihre

L. Ranke.

Während Reumont als Geschäftsträger in Florenz verweilte, richtete Ranke an ihn die folgende Anfrage über die Archive von Toskana.

[Von Reumonts Hand: praes. Florenz 5. April 1853]:

„Teuerster Reumont, vor kurzem empfang ich eine Notiz über die neue Einrichtung der Archive von Toskana, deren Übersendung ich Ihrer Anregung zuschrieb. Durch die Nachricht, die Sie mir heute mitteilen, fühle ich mich wahrhaft beschämt. So haben Sie die alte Genossenschaft unserer kunstgeschichtlichen Exkursionen in jenem schönen Lande noch nicht vergessen! Mir ist ganz gegenwärtig, wie ich Ihnen zum erstenmal am Ponte (aber welcher war es nur?) begegnete. So haben Ihnen meine Arbeiten Förderung gewähren können, wo Sie dort am Orte sind! Wenn Sie hierher kommen wollen, so sei es nur nicht gerade in unseren Ferien, Mitte August bis Anfang November. Kommen Sie zu anderer Zeit, so hoffe ich Sie recht oft zu sehen. Für jetzt sagen Sie mir, ob das Archivio Mediceo derzeit leichter zu benutzen ist, als früher. Ich rechne wenigstens künftig einmal, wenn ich es erlebe, über Turin und Genua nach Florenz zu kommen, wo mir Ihre Anwesenheit von unbeschreiblichem Nutzen sein würde. Ich zweifle gar nicht, dass sich da für die ganze europäische

Geschichte noch reiche Materialien finden werden. Auf Ihr Buch freue ich mich, wie sich gebührt, und werde gewiss vieles daraus lernen.

So herzlichen Dank und Erinnerung der alten Freundschaft.

Ihr ergebener

L. Ranke.

Man sieht, der Gedanke einer neuen italienischen Reise taucht wieder auf. Er ist niemals zur Ausführung gekommen, aber für Ranke hat das Land seine Anziehungskraft stets bewahrt. Das von Reumont angekündigte Buch sind die „Beiträge zur italienischen Geschichte“*; der erste Band ist mit dem Ausdruck dankbarer Erinnerung Ranke gewidmet. Die Art, wie dieser die Widmung aufnimmt, lässt erkennen, dass die alte Freundschaft, deren Erneuerung er wünscht, von ihrer Frische noch nichts verloren hatte. Wie er seinen Dank betätigte, ergibt sich aus dem folgenden Briefe. Der darin erwähnte Aufsatz über Galilei war im ersten Band der „Beiträge“ erschienen.

Verehrter Freund!

Als Antwort auf ein Billet, das Sie mir noch in den letzten Tagen Ihrer vorjährigen Anwesenheit in Berlin schrieben, gebe ich Ihnen die Nachricht, dass Sie soeben zum korrespondierenden Mitglied der hiesigen Akademie der Wissenschaften gewählt worden sind.

Um Sie in der Akademie zu loben, hat mir Ihr Aufsatz über Galilei dienen müssen. Die Majorität im Plenum fiel recht anständig aus.

Sei dies denn ein neues Band guter Verhältnisse zwischen uns. Ihre kleinen Sendungen empfang ich immer mit vielem Vergnügen. Mögen Sie zur Fortsetzung so mannigfaltiger Studien immer recht gesund und heiter bleiben. Von Herzen der Ihre.

Berlin, 15. Juni [1854].

L. Ranke.

(Diplom und offizielle Anzeige werden Ihnen durch das Sekretariat der Akademie zugehen.)

Aus einer langen Reihe von Jahren ist dann kein Brief erhalten. Aber schon das nahe Verhältnis, in welchem beide zu Friedrich Wilhelm IV. standen, musste sie, wenn Reumont in Berlin oder Sanssouci verweilte, öfters zusammenführen. 1857 war Ranke im Müllerhause Reumonts Zimmernachbar. In den späteren Jahren nach dem Hinscheiden Friedrich Wilhelms IV.

war es die Königin Elisabeth, welche die beiden Männer in Verbindung hielt, indem sie beide gleichzeitig in ihre Nähe zog, oder in ihren Briefen dem einen über den andern Nachricht gab.

Als ich im Jahre 1868 Reumont in Bonn näher trat, war öfters von Ranke die Rede. Bald nachher lernte ich ihn näher kennen; ich begegnete ihm in Berlin, als ich im Sommer 1869 nach dem Schlusse des Norddeutschen Reichstages meine Arbeiten auf dem Staatsarchiv fortsetzte. Es war damals in dem Geschäftszimmer im königlichen Schlosse in einem mit Drahtgeflecht umgebenen Käfig für drei Besucher Platz verfügbar. Manchen Tag habe ich darin an Droysens und an Rankes Seite gesessen und ihn dann über die Linden bis an den Durchgang zur Wilhelmstrasse, in der seine Wohnung lag, begleitet. Es war mir besonders wohlthuend, dass er während der literarischen Kontroversen, in die ich damals verwickelt war, mir immer freundlich gesinnt blieb und sogar an einer Stelle, wo viel für mich darauf ankam, für meine Auffassung eintrat. Im Sommer 1872 erhielt ich fortdauernd auf dem Archiv, zuweilen auch in seiner Wohnung, Beweise seines Wohlwollens. Aus dem folgenden Brief ersieht man, wie tief der Tod der Königin Elisabeth ihn erschütterte und zugleich die Erinnerung an Reumont wachrief. Aber erst Reumonts Werk über Lorenzo dei Medici hatte die Absendung eines neuen Briefes zur Folge. Ranke war damals mit der Sammlung seiner Werke beschäftigt, und die neue Ausgabe seiner Erstlingsschriften, die sich vorzugsweise mit Italien beschäftigt hatten, erinnerte ihn an den Aufenthalt in Florenz und an einen Freund, der damals mehr als ein anderer in Deutschland mit italienischen Dingen bekannt war. Am 8. Juni 1874 schreibt Ranke aus Berlin:

Mein lieber, trauter Freund!

Es ist mir wie eine Erinnerung aus der heiteren Periode der Jugend oder vielmehr der Zeit, in welcher sich unsere Studien in Florenz begegneten, wenn ich Ihren Lorenzo Medici aufschlage, — ein Buch, in welchem Sie reiche Kenntnisse, wie sie in der Fülle, wie Sie, Niemand besitzt, mit populärer Darstellung vereinigen. Ich zweifle nicht: das Buch wird Eingang finden, obwohl wir der Zeit in Deutschland mit ganz anderen Dingen beschäftigt sind. Mir macht immer das fünfzehnte Jahrhundert den Eindruck eines Jugendalters der modernen Geschichte. Ich habe einige Ihrer Mitteilungen mit

frischer Sympathie gelesen. Wenn Sie Werke wie dies hervorbringen, so haben Sie wohl Niemand zu beneiden. Ich nehme Ihr Wohlwollen von ganzem Herzen an; aber nicht Ihre, wenn auch noch so harmlose Beneidung. Wahr ist es jedoch, ich beschäftige mich, namentlich auf Anlass der Sammlung meiner Werke, anhaltend mit mannigfaltigen Studien. Ich komme jetzt bei der Wiederherausgabe meines ältesten Buches sehr in Ihre Nähe und möchte Sie sogar um eine Auskunft bitten, die ich bei Niemand sonst zu suchen wüsste.

Zur Kritik Francesco Guicciardinis in Bezug auf seine Darstellung der florentinischen Ereignisse in der Storia d'Italia finde ich die merkwürdigsten Notizen in einem handschriftlichen Werke von Giacomo Pitti „Apologia de' capucci“. Ich frage an, ob Ihnen von dieser Schrift jemals etwas bekannt geworden ist. Ich habe sie im Jahre 1830 in Florenz gekauft; Sie haben sie vielleicht bei mir gesehen. — Ich hoffe, Herr Geibel hat Ihnen meine Genesis geschickt. Was Sie von meinen Sachen verlangen, wird er Ihnen gewiss immer zu Diensten stellen. Glauben Sie nur, lieber Freund, ich gedenke Ihrer allezeit mit wahrer Anhänglichkeit. Leider lässt der schmerzliche Todesfall, der uns beide betroffen hat, mir keine Hoffnung, Sie bald einmal wieder in Berlin zu sehen. Ich habe in der Tat einmal einen ausführlichen Brief an Sie diktiert, aber es nicht über das Herz bringen können, ihn abzuschicken. Mündlich würde sich das Alles besser machen. Auch meine Tage neigen sich zu ihrem Ende; das fortdauernde Wohlwollen meiner Freunde ist mir [mehr] wert, als Sie vielleicht glauben.

Der Ihre

L. Ranke.

Der Brief ist nicht mehr wie die früheren von Ranke selbst geschrieben, sondern diktiert; er trägt wie die folgenden nur die Namensunterschrift von seiner Hand. Ein dauerndes Augenleiden, die Anfänge des grauen Stars, wiesen ihn mehr und mehr auf den Beistand fremder Augen an. — In der zweiten Ausgabe der „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ (Werke 33. u. 34. Band, S. 39 ff.) sind dem Exkurs über Guicciardini eingehende Bemerkungen über Jacopo, nicht Giacomo Pittis „Apologia dei cappucci“ beigefügt. Die Vorrede der neuen Ausgabe ist vom Oktober 1874 datiert. Unter „Genesis“ (des preussischen Staates) sind die vier ersten der „Zwölf Bücher preussischer Geschichte“

zu verstehen, die 1873 an Stelle des ersten der „Neun Bücher preussischer Geschichte“ veröffentlicht wurden. Sie erschienen alsbald auch in den Werken als Doppelband 25/26, und Ranke schreibt am 1. April 1874 an Geibel: „Bitte um fünf Exemplare des 25. und 26. Bandes der Werke. Herr von Reumont in Bonn wird vielleicht auch mit einem Freixemplar der Genesis bedacht werden können“¹⁾.

Dass der Brief nicht sogleich beantwortet wurde, wird weniger als für Ranke, für den Leser verwunderlich sein, wenn er erfährt, dass Reumont ihn erst am 22. Juni in Florenz erhielt. Vermutlich hat er gleich von dort aus geantwortet, aber Ranke hatte schon vorher ein neues Billet an ihn gerichtet, das Reumont auf der Rückreise in Aachen am 19. Juli fand:

Berlin, d. 17. Juni 1874.

Hochverehrter Freund!

Durch eine ganz aparte Tücke des Zufalls war es geschehen, dass mir von dem Archivio storico Italiano gerade der Band nicht zugegangen war, in welchem die Apologia dei capucci gedruckt ist. Es ist der zweite Teil des 4. Bandes, welcher später erschienen ist, als der erste; ich hatte keine Ahnung davon, dass er existierte. Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung, dass ich Ihnen mit meiner Anfrage lästig gefallen bin. Es erschreckt mich beinahe, dass Sie mir nicht geantwortet haben. Holen Sie es, bitte ich, dennoch nach.

Herzlich der Ihre

L. Ranke.

Drei Jahre beinahe verflossen, ereignisvoll für Rankes häusliches und literarisches Leben. Er verlor zwei Brüder; am 29. Februar 1876 starb der Gymnasialdirektor Karl Ferdinand Ranke und am 2. September 1876 der Oberkonsistorialrat Friedrich Heinrich Ranke, so dass allein der Konsistorialrat Ernst Ranke in Marburg übrig blieb. Das Interesse für die italienischen Dinge trat zurück; Ranke wandte sich der neueren preussischen Geschichte zu, indem er in zwei Bänden die Memoiren Hardenbergs

1) „Aus den Briefen Leopold von Rankes an seinen Verleger“. Als Handschrift gedruckt. Leipzig, Duncker und Humblot 1886, S. 56. Zahlreiche Sendungen Rankescher Werke an Reumont werden ausserdem erwähnt.

veröffentlichte und in zwei beigegebenen Bänden „Biographische Mitteilungen“ in die Geschichte des preussischen Staates von 1793 bis 1813 verflocht. Dann führte aber die Herausgabe der sämtlichen Werke wieder nach Italien. Ein Aufsatz über Savonarola, den er 1830 während jenes ersten Zusammenseins mit Reumont in Florenz begonnen hatte, sollte in erweiterter Gestalt in den Werken erscheinen. Begreiflich genug, dass er dabei auch Reumonts gedachte:

Berlin, 1. Februar 1877.

Mein hochverehrter alter Freund!

Ihre freundliche Erinnerung beim Jahreswechsel hat mich, wie Sie denken können, sehr erfreut. Ihre Klage über Verluste teurer Freunde und Gönner teile auch ich: die Königin, deren Sie gedenken, war uns geradezu gemeinschaftlich. Soeben hatte ich noch Gelegenheit, ihre Wahrhaftigkeit und Voraussicht zu bewundern: es ist ein Brief von ihr vorhanden, in welchem sie über eine eheliche Verbindung mit der Familie, die jetzt viele Schwierigkeiten veranlasst, von vornherein schmerzliche Besorgnisse äussert. Und das letzte Jahr hat mir zwei geliebte Brüder entrisen, von denen der eine mir durch täglichen Umgang besonders nahe stand; ich vermisse sein Hereintreten in meine Bücherräume noch alle Tage. Besonders auch vermisse ich ihn bei dem Erscheinen meines neuen Buches, da er gewohnt war, meine literarische Tätigkeit mit einer Teilnahme zu begleiten, die nicht grösser hätte sein können, wenn sie ihm eigen angehört hätte.

Es ist ein Geschwader von vier Bänden¹⁾, das ich vom Stapel habe laufen lassen und das Ihnen hierbei in Sicht kömmt; etwas spät; Sie würden mich aber entschuldigen, wenn Sie mich mitten in meiner Arbeit sähen, die so mannigfaltig ist, wie jemals. Gerade bei einer solchen habe ich Ihrer besonders viel gedacht, und warum? Ich bin auf eine Arbeit über Florenz zurückgekommen, die ich während meines Aufenthaltes daselbst, dessen Sie sich erinnern — es fiel in den Anfang des Sommers 1830 — begonnen habe. Doch es ist nicht die gesamte Geschichte der Stadt, mit der ich mich beschäftige, sondern die Epoche Savonarolas. Da sollte ich wohl wünschen, Sie mit Ihrer Kunde der Lokali-

1) Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg. Leipzig 1877.

täten und der Familien mir zur Seite zu haben! Indem ich in meinen Gedanken in Florenz verweile, muss ich Ihrer mit verdoppelter Lebhaftigkeit gedenken. Empfangen Sie den Dank für all die Güte, die Sie mir seit jener Epoche bewiesen haben, und bewahren Sie mir diese Gesinnungen bis an mein Lebensende!

Demnächst soll ich mein sechzigjähriges Doktorjubiläum feiern. Welche lange Zeit, wenn man die Jahre zählt, und doch wie kurz, wenn man sie durchlebt.

Der Ihre

L. Ranke.

Bald folgte diesem Briefe eine noch bedeutsamere Mitteilung. Am 24. Februar 1877 schreibt Ranke:

Hochverehrter Freund!

Ihren Artikel über Prokesch und den König habe ich sogleich gelesen. Sie haben den ersten nur noch zu gut behandelt: er war ein recht widerlicher Mensch, vor dem man sich in Acht nehmen musste. Alles, was in der angeblichen Biographie über seinen Aufenthalt in Berlin erzählt wird, ist grundfalsch. Erlauben Sie mir, an diese Mitteilung eine Bitte zu knüpfen, die mir sehr am Herzen liegt. Für die deutsche Biographie habe ich den Artikel über Friedrich Wilhelm IV. übernommen, fühle mich aber eigentlich ausser Stande, denselben würdig zu schreiben. Hier am Orte befindlich, würde ich die Verpflichtung haben, mancherlei zweifelhafte Punkte zu berichtigen. Das würde mir aber sehr schwer werden, da ich die Archive konsultieren müsste, was mir bei meinem hohen Alter eigentlich unmöglich ist. Man macht mir die Sache noch viel schwerer, als bei der Herausgabe des Briefwechsels mit Bunsen. Aus Ihrem Artikel sehe ich nun, wie lebendig Sie in der Erinnerung jener Zeiten leben, wie viel Sie wissen, was ich erst erforschen müsste. Meine Bitte ist also mit einem Wort, dass Sie den Artikel an meiner Stelle zu schreiben übernehmen wollen. Denn in eine andere Hand als die eines Mannes, der so durch und durch des Königs Freund war, wie Sie, möchte ich den Artikel nicht übergehen lassen. Sie aber können ihn ohne grosse Mühe schreiben, zumal da Ihnen die Literatur der Zeit so vollkommen zu Gebote steht. Es soll nur ein Bogen sein, aber Sie wissen, wie viel Manuskript zu einem so eng gedruckten Bogen gehört. Ich glaube doch, dass eine biographische Notiz, die noch näher als die von Ihnen schon gelieferte, auf Chronologie und einzelne Fakta eingeht,

auf dem eng bemessenen Raume möglich und die Wissbegierde des Publikums zu befriedigen geeignet sein wird. Der deutschen Biographie werde ich dadurch nicht untreu werden, da ich den Artikel über Friedrich II. übernommen und bereits entworfen habe, aber Friedrich Wilhelm IV. wäre besser in Ihren Händen. Wenn Sie geneigt sind, so bitte ich Sie, es nicht allein mir, sondern auch dem Verleger Geibel kundzutun.

So viel über Friedrich Wilhelm IV.; nun noch ein Wort über Savonarola. Meine Ansicht ist eine von allen bisher geäußerten abweichende. Eine solche aufzustellen, bin ich durch einige Dokumente in dem archivio, auch einige, die sich bei Villari finden und besonders durch ausführliche Exzerpte, die ich noch während meines Florentiner Aufenthalts aus Parenti und Cerretani gemacht habe, in den Stand gesetzt worden. Wenn es Ihnen recht ist, so soll Ihnen Geibel die zweite Korrektur zuschicken. Sie werden mir nicht sogleich beistimmen, besonders nicht, ehe Sie nicht alles gelesen haben. Allein das verlange ich auch nicht, aber Sie werden mir vielleicht einige Berichtigungen über Namen, Familien und einzelne Tatsachen angeben, wofür ich dann höchlichst dankbar sein werde, ohne Sie dafür verantwortlich zu machen. Ich bin sogar in Versuchung, auf etwas über den ersten Grossherzog in früherer Zeit Geschriebenes zurückzukommen, das ich nach dem in Ihrem Werke Mitgetheilten hier und da erweitern würde.

Ich versichere Sie, an alles das habe ich nicht gedacht, als ich Ihnen mein neues Buch schickte. Aber da ich mich bereits mit Florenz beschäftigte, so erwachte das Andenken an Sie lebendiger als jemals früher in mir. Schreiben Sie diesem lebendigen Andenken auch den Inhalt gegenwärtigen Briefes zu.

Von ganzem Herzen der Ihre

Ranke.

Ich erinnere mich recht wohl, dass Reumont Rankes Vorschlag in Bezug auf Friedrich Wilhelm IV. erwähnte. Ich meinte damals, vieles spräche dafür, ihn anzunehmen. Aber Reumont konnte sich nicht dazu entschliessen. Er kenne, sagte er, nur das persönliche Leben des Königs, nicht die Regierungshandlungen und dürfe sich nicht auf ein neues Gebiet wagen. In der That hatte er auch in dem von Ranke erwähnten Aufsatz — gemeint ist der Nachruf, der, am 18. Januar 1861 in Rom verfasst, den

zweiten Band der „Zeitgenossen“ * eröffnet — sich darauf beschränkt, zur Beurteilung „dessen, was im Herrscher der Mensch war, einige Anhaltspunkte zu geben“. Demgemäss schrieb er an Ranke und Geibel, den Verleger der Allgemeinen deutschen Biographie. Ranke hat dann den Artikel, der nicht bloss einen, sondern beinahe drei Bogen füllt, selbst verfasst. Der kurz gehaltene Schluss würde wohl eine Erweiterung erfahren haben, wenn Reumonts Buch über den König schon vorgelegen hätte.

Von Rankes freundschaftlicher Gesinnung für Reumont hatte ich mich selbst in einer längeren Unterredung am 28. April 1876 überzeugen können. Aber seine literarischen Interessen waren damals ausschliesslich den Memoiren Hardenbergs zugewendet, die sich im Druck befanden. Hardenberg hatte nach seiner Entlassung im Sommer 1807 seine amtlichen Papiere mit nach Riga genommen, um die Memoiren auszuarbeiten. Mit Anspielung auf den damals viel besprochenen politischen Prozess nannte ihn Ranke einen antediluvianischen Arnim. Als ich im folgenden Jahre am 29. August meinen Besuch wiederholte, war der Aufsatz über Savonarola bereits gedruckt. Ranke selbst bedauerte wie Reumont, dass er nicht als besonderes Buch erschienen sei. Sehr lebhaft und freundlich sprach er von dem gemeinschaftlichen Aufenthalt in Florenz. Vielleicht gab gerade dies Gespräch den Anstoss, dass er an demselben 29. August auch an Reumont schrieb:

Hochverehrter und lieber Freund!

Sie klagen über Ihren Kopf und über Ihre Brust; aber in der Brust haben Sie ein Herz, wie ich soeben durch Ihre Güte aufs neue erfahre, und der Kopf ist voll von Kenntnissen und von Verstand. Ich bin Ihnen für die gütige Aufnahme meines Savonarolas sehr verbunden. Was Sie mir zuletzt über Burlamacchi schreiben, etwa in der Allgemeinen Zeitung bei Gelegenheit zu sagen, bleibe Ihnen selbst vorbehalten. Ich habe aber noch etwas auf dem Herzen; ich konnte von Florenz nicht scheiden, ohne auch noch auf den definitiven Streit zwischen Republik und Monarchie einen Blick zu werfen. Dem Aufsatz über Savonarola folgt ein anderer über Strozzi und Cosimo I. Medici. Er ist weniger streng gehalten, als der erste, ohne alle Kapiteleinteilung, doch hat er einiges Neue über den Tod Philippos,

dessen Selbstmord ich aufrecht zu erhalten versuche. Genehmigen Sie, dass die Buchhandlung auch diesen Aufsatz zuschickt und machen Sie mir Ihre Bemerkungen, auf die ich sogar gespannt bin.

Die letzten 14 Tage habe ich auf der Besetzung unseres gemeinschaftlichen Freundes, des Feldmarschalls Manteuffel, in Topper zugebracht. Die Besetzung ist viel zu teuer bezahlt, sie gewährt aber dem Freunde einen Aufenthalt, der ihn beschäftigt. Ich habe mich sehr wohl bei ihm befunden. Möge es auch Ihnen gut gegangen sein.

[Eigenhändig] Ihre Handschrift übertrifft die meinige bei weitem. Aber ich muss Ihnen doch eigenhändig schreiben, wie von Herzen dankbar und ergeben ich Ihnen bin.

Ihr Freund Ranke.

Bekanntlich war Ranke mit Manteuffel enge befreundet. Reumont hatte den späteren Statthalter von Elsass-Lothringen öfters in der Umgebung Friedrich Wilhelms IV. gesehen und 1855 mit ihm gemeinsam das Müllerhaus bei Sanssouci bewohnt. Die eigenhändige Nachschrift beweist, dass Ranke noch zu schreiben imstande war. Eine Staroperation durch seinen Neffen, Geheimrat Saemisch, hätte ihm den Gebrauch des Auges vielleicht völlig wiedergegeben. Dazu wollte er sich aber nicht entschliessen; er nahm lieber junge Gelehrte als Gehälfen. So haben Paul Bailleu und Theodor Wiedemann¹⁾ ihm Beistand geleistet; freilich wer konnte ihm die eigenen Augen ersetzen! Am schwersten empfand er es, wenn der Hülfсарbeiter die von ihm aus dem Gedächtnis bezeichneten Stellen nicht rasch genug aufzufinden wusste. „Ich müsste auf einen hohen Berg steigen“, sagte er wohl, „wenn ich mein Unglück übersehen wollte“. — Die Aufsätze über Savonarola und Cosimo I. erschienen in den „Historisch-biographischen Studien“ (Werke 40. und 41. Band), S. 183—445. Rankes neuer Gedanke war, „dass die Einwirkung der europäischen Verhältnisse auf die schwankende Politik des florentinischen Gemeinwesens die Wandlungen in der Angelegenheit Savonarolas und sein tragisches Ende herbeigeführt haben.“

1) Über Rankes Art zu arbeiten und den Verkehr mit seinen Hülfсарbeitern gibt ausführliche Nachrichten Th. Wiedemann: „Sechszehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Rankes“. Deutsche Revue, Jahrgang 1891 ff.

Reumont spricht in dem schon erwähnten Nekrolog (S. 626) seine Zustimmung aus. Den Aufsatz über Cosimo I. nennt er ein lebensvolles Gemälde der Zustände des Gemeinwesens nach dem Morde des Herzogs Alessandro, welches deutlich erkennen lasse, warum Karl V. genötigt war, Herzog Cosimo gegen seine Nebenbuhler zu halten. Der oft bezweifelte Selbstmord Filippo Strozzi wird „durch die zwingenden Umstände und die antike Gesinnung des Mannes“ erklärt. — Die Fälschung der unter dem Namen Fra Pacifico Burlamacchi erschienenen Biographie Savonarolas hatte Reumont schon in den „Beiträgen zur italienischen Geschichte“* Band 1 und in einem späteren Aufsätze erwiesen. Ausführlich handelt Ranke darüber in der Abhandlung Savonarola S. 346 ff.

Ein Streifzug in das Gebiet der Kunst folgt diesem gelehrten Zwiegespräch. Ranke schreibt:

Berlin, d. 7. 3. 78.

Hochverehrter, teurer Freund!

Ich schulde Ihnen noch Antwort auf Ihren liebenswürdigen, wenn ich so sagen darf, recht brüderlichen Brief, mit dem Sie mir den Eintritt in das Jahr 1878 verschönert haben. So möge Ihnen die gütige Vorsehung alles das gewähren, was dazu gehört, um harmlos dahinleben und ungestört tätig sein zu können.

Und wenn Sie mir nun vor allem eine Fortsetzung meiner bisherigen Tätigkeit gewünscht haben, so scheint sich das, wenigstens in einem Bezug, auf eine Weise, die ich selbst nicht gehaut hatte, zu erfüllen. Ich hatte nämlich, unmittelbar als ich aus Italien zurückgekommen war, noch im April 1831, meine Erinnerungen aus den Galerien, Museen, Kirchen und Palästen Italiens, von denen ich die florentinischen an Ihrer Seite durchwandert habe, niedergeschrieben, und zwar verarbeitet zu einer kleinen Geschichte der Kunst bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Dieses Werkchen hatte ich nie wieder angesehen, bei dem weiteren Fortschritt meiner sämtlichen Werke aber kam es zum Vorschein. Geibel, dem ich es eines Tages zeigte, war sehr bereit, es sofort zu drucken. Indessen meldete sich noch ein anderer Kompetent, Herr Stiehlke, für seine Monatsschrift „Nord und Süd“, der er auch ein Porträt, Kupferstich von Schrader, begeben will. Zwar zögernd, bin ich doch darauf ein-

gegangen. Für mich war die Vergegenwärtigung meiner Betrachtung so vieler Bilder gar nicht unangenehm. Ich habe das Meiste von dem, was seitdem erschienen ist, wenigstens durchlaufen, und finde, dass zwar niemand mit mir übereinstimmt, also auch niemand von mir wiederholt werden wird, das Ganze aber doch eine kleine Merkwürdigkeit in sich selbst besitzt; nicht allein für mich biographisch, sondern auch sachlich.

Dieses Werkchen nun, das nicht über vier Bogen stark werden wird, möchte ich Ihnen gern in den Korrekturbogen vorlegen. Sie werden leicht im Stande sein, einige Erinnerungen zu machen, namentlich über die Lokalitäten, wo sich die Bilder finden. Jede Berichtigung würde mir unendlich willkommen sein.

Also trägt Ihnen Ihre Freundschaft abermals eine Mühe-waltung ein, die ich Ihnen aber nicht auflege — Gott behüte mich —; sagen Sie mir Nein, wenn es Ihnen so besser scheint.

Von ganzem Herzen der Ihre

L. Ranke.

Dass Reumont dem Wunsche seines Freundes mit Vergnügen nachkam, zeigt folgende Danksagung:

Berlin, den 27. März 1878.

Hochgeehrter Freund!

Sie haben sich aufs neue um mich verdient gemacht, und ich bringe Ihnen dafür meinen innigsten Dank dar. — Da in diesem Augenblick Ihr Aufsatz über Burlamacchi unter meinen Papieren wieder aufgefunden wird, so zögere ich keinen Augenblick, Ihnen denselben zuzusenden. Hoffentlich lässt Herr Stiehlke bald einen Abdruck meines kleinen Aufsatzes folgen.

Von Herzen der Ihre

L. Ranke.

Ranke's Aufsatz „Zur Geschichte der italienischen Kunst“ erschien in der Monatsschrift „Nord und Süd“ 1878, Heft 4 und 5. Dann mit einigen nachträglichen Bemerkungen in den Werken Band 51 und 52, 1888, S. 245—328. Das in der Monatsschrift beigegebene Porträt — von Schrader für die Nationalgalerie gemalt — zeigt Ranke in der Tracht der philosophischen Fakultät.

Eine anmutige Herzergiessung des Hochbetagten stammt aus dem folgenden Jahre.

Berlin, 15. April 1879.

Mein teurer, lieber Freund!

Ich bin Ihnen noch meinen Dank für Ihren letzten eingehenden, recht freundschaftlichen Brief, der mir damals grosse Freude machte, schuldig und mit mir unzufrieden, dass ich so lange gezögert habe, meine Schuld wett zu machen, um mich nicht des geschäftlichen Ausdrucks [quitt] zu bedienen, den die Engländer in diesen Fällen brauchen. Sonderbar: man hat auch in weiter Entfernung von einander lebend doch das Gefühl des Miteinanderlebens; es gehört gleichsam zum Gesamtgefühl des Daseins. Zuweilen aber wird man von dem Wunsche übernommen, den Freund zu sehen. Ich möchte gern wissen, wie Sie den Winter durchlebt haben; hier wenigstens ist er fast allen meinen Freunden sehr beschwerlich gewesen, auch mir selbst nicht eben angenehm. Als das Frühjahr kommen zu wollen schien, hat es mich tüchtig geschüttelt; der Lenz war gleichsam verwundert, dass ich mich zum vierundachtzigsten mal an Blüten und Blättern erfreuen wollte. Ich sagte ihm: eben darum; wir sind schon alte Freunde, lass mich noch einmal mitgehen! Er schien einzuwilligen, vielleicht zum letztenmal. Aber alors comme alors; wir werden ja sehen.

In meinen Arbeiten bin ich wenig gehindert worden; das Nächste, was Sie zu erwarten haben, ist eine neue Ausgabe meines Buches über Serbien mit Zusätzen, die sehr ins Gebiet der Politik des 19. Jahrhunderts streifen. Es gereichte mir selbst zum Erstaunen, als ich die Akten (besonders die Berichte des preussischen Generalkonsuls Meroni in Belgrad) ansah, dass darin eine zeitgenössische und doch eigentlich unbekannte Geschichte aus den fünfziger und sechziger Jahren des Jahrhunderts lag; ich glaube eine Art von Schatz zu heben, bin aber freilich weit davon entfernt zu glauben, dass die Welt die neue Produktion so günstig ansehen wird, als die frühere. — Dann habe ich mich wieder einmal mit der alten Geschichte beschäftigt; ich habe einmal auch Ihr Buch über Rom wieder aufgeschlagen und bin dadurch auf einige Stellen der Klassiker aufmerksam geworden, die ich noch übersehen hatte. Gerade das Zurückgehen auf die Klassiker macht mir eigentümliches Vergnügen; ich benutze Bücher, die ich mir noch in Schulpforte angeschafft, und kleine

Arbeiten, die ich in Frankfurt a. O. entworfen habe, so dass Alter und Jugend unmittelbar zusammengehen. Nehmen Sie mir nicht übel, lieber Freund, dass ich Sie von meinen Arbeiten unterhalte; es ist eben das einzige, was bei mir vorkommt. Und nun lassen Sie mir auch über Ihre Studien einige Nachricht zugehen. Hoffentlich ist es Ihnen körperlich wie geistig so gut ergangen, dass Sie nicht ungern davon reden. Soeben besuchte mich unser Freund Thile, der jetzt wieder griechisch treibt und nach überstandenen kleinen Unpässlichkeiten sich wohl befindet. Von Ihnen aber wusste er mir auch nichts zu erzählen. Ich sagte ihm, Sie hätten mein Bild verlangt. Ich glaubte, der Verleger des kunsthistorischen Aufsatzes habe Ihnen, wie er es versprochen hatte, ein Exemplar des alten Porträts zugeschickt. Das Bild ist noch bartlos, jetzt habe ich mir einen Bart wachsen lassen (eigentlich nur, weil mir in Topper, wo ich mich aufhielt, ein Barbier fehlte), der meinem Gesicht einen andern Charakter gibt. Jedermann fordert mich auf, mich so nochmals photographieren zu lassen. Wenn dies geschieht, so sind Sie einer der ersten, denen das Photogramm zukommt. Aber vielleicht ist es besser, dass Sie mich so, wie Sie mich vor Jahren kannten, im Gedächtnis behalten.

Möge Sie Gott erhalten.

Von ganzem Herzen der Ihre

L. Ranke.

Die Schrift über die Serbische Revolution wurde von Ranke bei seinem ersten Aufenthalt in Wien 1828 verfasst und erschien im folgenden Jahre. Sie erregte grosses Aufsehen, machte Goethe auf den Verfasser neugierig; Niebuhr nannte sie als Historie das Vortrefflichste, was wir in unserer Literatur besitzen¹⁾.

Reumont bemerkt in dem Nekrolog, er habe durch diesen Brief die erste Andeutung erhalten, dass Ranke mit der Weltgeschichte sich beschäftigte. Der 82jährige hatte in der That, nachdem die Arbeiten über Hardenberg zum Abschluss gebracht waren, sich mit jugendlichem Eifer dem grossen Werke zugewendet, das ihn von nun an bis zum Ende seiner Tage beschäftigte und dem 90jährigen den sehnsuchtsvollen Wunsch einflösste, es möchten ihm zur Beendigung noch einige Jahre geschenkt werden.

1) Vgl. Dove: Artikel Ranke in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 27, S. 253.

Schon um Weihnachten 1880 erschienen die beiden Halbbände des ersten Teiles. Für das Interesse, das Reumont dem Werke zugewendet hatte, dankt Ranke in den folgenden Zeilen:

Berlin, den 25. März 1881.

Aus Ihrem Briefe, verehrter Freund, entnehme ich mit Vergnügen, dass es mit Ihrer Gesundheit erträglich geht. Mir hat es die Unbeständigkeit des Wetters beinahe unmöglich gemacht, auszugehen. Innerhalb meiner vier Pfähle aber habe ich mich nicht beklagen können.

Von dem, was Sie mir über mein Buch schreiben, ist mir das Schmeichelhafteste gewesen, dass Sie, der Kundige, meine Darstellung zuweilen gleichsam als etwas Neues aufgenommen haben. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, die Sie dem Buche widmen.

In alter Freundschaft und Ergebenheit

Der Ihre

L. Ranke.

Das folgende Jahr bringt noch einmal einen inhaltreichen Brief:

Berlin, 16. Februar 1882.

Teurer Freund!

Unter den Privatbeglückwünschungen, die ich erhalte, ist die Ihre die erste, welche ich beantworte. Sie heben ein Verdienst heraus, von dem ich nur wünschen möchte, dass ich es wirklich hätte. Noch scheint mir alles verwirrt zu liegen, man darf nur eine Annäherung zwischen dem Vatikan und dem deutschen Kaiser annehmen; ich fürchte, sie wird von dem Zentrum doch nicht so recht gewürdigt.

Doch genug, die Annäherung ist geschehen, oder, wenn nicht geschehen, doch im Gange. Für uns braucht es einer solchen nicht — ich habe nie aufgehört, Ihnen brüderlich die Hand zu reichen. Meine Gefühle für Sie teilen die Dame, deren Sie erwähnen, und der treffliche Thile; auch Ihre Gesundheit bildet immer den Gegenstand unserer Gespräche. Der milde Winter hat doch auch hier auf viele Naturen nicht eben günstig gewirkt; in meinem literarischen Haushalt ist das Unerhörte begegnet, dass

die beiden Gehülfen, die mir für Lesen und Schreiben unentbehrlich sind, gerade an dem 13. Februar mir keine Hülfe leisten konnten: der eine wurde sogar von einem bedenklichen Lungenleiden ergriffen; er ist eben der, der diese Zeilen schreibt. Eins aber sollten Sie zur Beruhigung ihrer Freunde nicht wieder tun: Sie sollten nicht ganz allein reisen. Schon unsere hochselige Freundin, Königin Elisabeth, fand das sehr bedenklich. Hoffentlich aber gehen Ihre Unpässlichkeiten auch diesmal, wie so oft, vorüber, und Sie arbeiten ungestört vorwärts. Wissen Sie, was Sie nach meinem Bedünken noch tun sollten? Auch bei Ihrer Vittoria Colonna ist mir wieder beigefallen, Sie sollten ein eigentlich literarisches Werk über die geistige Entwicklung Italiens, besonders im 15. und 16. Jahrhundert unternehmen. Kein Mensch auf Erden besitzt so viele literarische und lokale Kenntnisse, um dies auszuführen, wie Sie. Auch Ihre produktive Kraft würde dabei erstarken.

Die hohe Ehre, die mir zuteil geworden, sehe ich aus dem nämlichen Gesichtspunkt an, wie Sie selbst.

Von ganzem Herzen der Ihre

L. Ranke.

Zum erstenmal werden in diesem Briefe die Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche berührt, die damals einer Ausglei- chung wenigstens sich näherten. Reumont, der, wie man noch sehen wird, an dieser Entwicklung lebhaften Anteil nahm, hatte offenbar in einem Briefe darauf Bezug genommen. Man wird die Äusserungen Rankes später von höchster Stelle bestätigt finden.

Die Glückwünsche, welche Ranke von Reumont und so vielen Seiten empfangen hatte, galten der Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat, einer damals für Gelehrte sehr seltenen Auszeichnung. Wie andere hatte ich zum 13. Februar meine Glückwünsche schriftlich ausgesprochen; zwei Monate später in Berlin wünschte ich sie mündlich zu erneuern. Ranke empfing damals nur noch selten und ungern Besuche; es war wohl nicht zum wenigsten die Aussicht, Nachrichten über Reumont zu erhalten, was ihn bewog, mich sogleich am nächsten Tage, dem 10. April, nachmittags zu sich einzuladen. Seit fünf Jahren hatte ich ihn nicht gesehen. Als er in das Empfangszimmer eintrat, fand ich ihn im Äusseren bedeutend verändert; ein uralter Mann, zusammen-

geschrumpft; die Gestalt verschwand beinahe in dem dunklen samtnen Schlafrock; Haar und Bart weiss und lang gewachsen, aber die Gesichtszüge noch frisch, im Blick das alte Feuer und seine Rede so lebhaft und eindrucksvoll wie jemals. Ich war nach Berlin gekommen, um die hinterlassenen Papiere des bekannten preussischen Diplomaten, des Marchese Lucchesini kennen zu lernen, die ich im Herbst 1874 auf der vormals Lucchesinischen, dann meinem Bruder Wilhelm gehörigen Villa Cavalari bei Lucca aufgefunden hatte. Sie waren gerade damals durch einen Nachkommen Lucchesinis, den General Grafen Schlieffen, dem Geheimen Staatsarchiv übergeben worden. Da diese Papiere mit den Memoiren Hardenbergs in nahem Zusammenhange standen, so hatten sie auch für Ranke ein Interesse, das er durch Fragen und zugleich durch nützliche Fingerzeige an den Tag legte. Nach der Beendigung des Hardenberg, sagte er anknüpfend, habe er daran gedacht, eine deutsche Geschichte zu schreiben, aber die Entwicklung und der Niedergang des Kaisertums seien zu wenig reizvoll gewesen; so habe er sich der Weltgeschichte zugewandt. „Eben, sagte er, bin ich mit meinem Freunde Tacitus beschäftigt; er macht mir grosse Sorge, denn ich muss ihm widersprechen; seinem Urteil über Tiberius kann ich nicht zustimmen.“ Sein einziges Glück, fügte er hinzu, seien jetzt seine Arbeiten und das Wohlwollen seiner Freunde. Dabei erkundigte er sich nach Reumont und bedauerte, dass er von Bonn nach Aachen gezogen sei; er klage beständig über seine Einsamkeit und sein Befinden; man müsse seinen Schwestern nicht alles zu Gefallen tun. Auch sei nicht gut, dass er immer allein reise; schon die Königin Elisabeth habe darüber geklagt. Voll Lobes war er für seinen Charakter, seine Tätigkeit, seine Kenntnisse, er habe ihm geraten, eine italienische Literaturgeschichte vom 14. bis zum 16. Jahrhundert zu schreiben; kein anderer sei dazu in gleichem Masse befähigt. Als er hörte, dass Reumont eine zweite Auflage des Lorenzo ausarbeite, war sein Wunsch, dass doch ja die literarischen und kunsthistorischen Ausführungen nicht verkürzt würden. Von dem Buche über Vittoria Colonna meinte er, die Heldin trete zu sehr hinter den Zeitgenossen zurück; von ihren religiösen Anschauungen sei zu wenig die Rede. Dem Leser wird es nicht weniger als mir selber auffallen, dass Äusserungen, die ich damals aus der Unterredung mir aufzeichnete, beinahe wörtlich in Rankes Briefen

an Reumont vorkommen. Dass die prophetische Warnung, Reumont möge nicht allein reisen, nur zu berechtigt war, hat sich gleichfalls schon gezeigt.

Zum Doktorjubiläum hatte Ranke seine Photographie geschickt mit der Widmung: „L. v. Ranke seinem teuren Freunde von Florenz und von Sanssouci zum 3. Mai 1883“. Das Bild erneuert den Eindruck, den ich bei meinem letzten Besuch empfangen hatte. Als Gegengabe erschien bei ihm zum 1. Januar 1885 die kurz vorher aufgenommene Photographie Reumonts. Am 14. Januar antwortete er auf einer Karte:

Herzlichen Dank für die Übersendung der Photographie, an der man sich erfreuen muss, da sie lebenskräftig aussieht und die schlechten Nachrichten über Ihr Befinden, die Sie wohl selbst geben, widerlegt. Ich wünsche Ihnen dazu Glück, lieber Freund.

L. R.

Einen Glückwunsch konnte auch Reumont noch senden, zum 90. Geburtstag, den letzten. Am 23. Mai 1886 schied Ranke aus dem Leben.

Ein würdiges Denkmal ist Reumonts Nekrolog. Lebendig, mit kräftigen Zügen gezeichnet, mit feinem Verständnis das Bedeutende hervorhebend; niemand wird empfinden, dass der Verfasser die Mitte der siebziger Jahre bereits überschritten hatte. Selbst der im Lob so karge Gregorovius bemerkt dazu: „In seiner durch so viel Pein behinderten Lage ist diese Schrift doch ein glänzendes Zeugnis fortdauernder Geistesgegenwart: sie machte auch Giesebrecht diesen Eindruck, welcher sie in der letzten Sitzung der historischen Klasse der Akademie sehr rühmte“¹⁾. Die Gelehrten-geschichte aller Zeiten bietet selten ein Beispiel, dass, wie zwischen Ranke und Reumont, eine Freundschaft so warm empfunden, so anregend, so ungetrübt von der Jugend bis ins höchste Alter, 56 Jahre hindurch sich erhalten hat.

1) Petersdorff a. a. O. S. 181 f.

Reumont in seinen Beziehungen zum Kaiserhause.

I.

Sein Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. in „gesunden und kranken Tagen“ hat Reumont in einem eigenen Buche dargestellt. Nach dem Hinscheiden des Königs war die Verbindung mit dem königlichen Hause nicht gelöst. Die Königin Elisabeth hatte schon in frühern Jahren, aber besonders während der letzten Krankheit die hingebende Anhänglichkeit Reumonts und sein feines Verständnis für die Wünsche und Bedürfnisse ihres Gemahls schätzen gelernt; Erlebnisse und Erinnerungen waren Beiden in solchem Masse gemeinsam geworden, dass die Königin seinen Umgang nicht mehr entbehren konnte. Nach Sanssouci, später nach Stolzenfels wurde er zu ihr geladen; auch auf der Reise traf er mit ihr zusammen, und in der Zwischenzeit wurde während 14 Jahren, von 1860—73, ein Briefwechsel unterhalten, wie er so ununterbrochen und von so bedeutendem Inhalt, nicht eben häufig vorkommt. Wir hoffen den Dank des Lesers zu verdienen, wenn wir aus den Briefen der Königin einiges mitteilen. Schon an sich ist es von Interesse zu erfahren, wie eine preussische Königin, eine Frau, durch Geist und Gemüt hervorragend, zu den Ereignissen eines grossen, schicksalsvollen Jahrzehnts sich gestellt hat; zudem bezieht sich, was sie schreibt, nicht zum wenigsten auf Verhältnisse, die auf den früheren Blättern Erwähnung fanden. Denn man denke nicht, dass die Königin sich darauf beschränkt habe, die Briefe ihres Freundes gnädig entgegenzunehmen. Nicht selten beginnt sie freilich mit der Bitte, Reumont möge entschuldigen, dass sie drei oder vier Briefe so spät beantworte; aber zum Entgelt dafür dehnt sie dann die eigenen Schreiben auf sechs oder sieben Seiten aus, und wenn sie von sich und ihren fürstlichen Verwandten Nachricht gibt, so erkundigt sie sich mit herzlicher Teilnahme auch nach den Erlebnissen Reumonts, nach seinen Schwestern und seiner Häuslichkeit.

Lebhaften Anteil nahm sie, wie sich denken lässt, an Reumonts Bewerbung um die römische Gesandtschaft, wenn sie auch mit richtigem Taktgefühl vermied, eine voraussichtlich fruchtlose Verwendung eintreten zu lassen. „Ich freue mich“, schreibt sie am 23. Dezember 1862, „Sie in Rom zu wissen. Wie gern hätte ich Sie auf der Stelle gewusst, die das Ziel aller Ihrer irdischen Wünsche war. Aber Sie wissen es jetzt wohl schon, mit welcher Eile der arme Canitz wenigstens provisorisch [durch Usedom] ersetzt wird, und auf eine wie unbegreifliche Art. Auf diesen Ersatz wäre ich nie gefallen. . Das Unglück des armen Canitz schmerzt mich tief. Dass es gerade bei der Anwesenheit des Kronprinzen ausbrechen musste, vermehrt noch das Tragische seines Schicksals.“ Weiter heisst es am 27. Januar 1863, als die Ernennung des neuen Gesandten erfolgt war: „Ich benutze die Abreise des Generals von Willisen, um Ihnen, lieber Herr Reumont, meinen herzlichsten Dank für zwei sehr interessante Briefe zu sagen. Ihr Erstaunen kann nicht grösser als das meinige gewesen sein, als ich seine Ernennung durch ihn selbst erfuhr. Ich enthalte mich jeder weiteren Bemerkung darüber. Er ist glücklich, nicht nach Turin gehen zu müssen, statt dessen nach dem herrlichen Rom bestimmt zu sein. Über die Gründe seiner Entfernung von hier mag er vielleicht in seinem Innern im Klaren sein und ist zu klug, um es sich merken zu lassen, und hofft auf eine Rückkehr in seine alten Verhältnisse als Oberstallmeister. Inwiefern diese Hoffnung begründet ist, weiss ich nicht, aber ich zweifle daran. Er mag seine Fehler haben und vielleicht nicht auf die Stelle passen, wohin ihn mein geliebter König gesetzt hat, aber mir war immer seine unwandelbare treue Liebe zu seinem Herrn, sein Schmerz in seinem Leiden und bei seinem Ende sehr rührend; er war so viel und so lange in unserer Nähe, dass er mit vielen Erinnerungen an eine glückliche Vergangenheit verkettet ist. Ich denke, die Liebe zu meinem teuren König wird ein Band zwischen Ihnen sein. . Die Ernennung des Herrn v. Usedom erfolgte so schnell, und ich sehe den König so selten, der überdies wiederholt sehr leidend war, dass ich nicht die Zeit hatte, ihm Ihr Schreiben aus Lamporecchio mitzuteilen und mit ihm darüber zu sprechen, überdies, da die Wahl schon getroffen war, und ich die Ansichten des Königs kenne, glaubte ich, in ihrem eignen Interesse wäre es besser, nicht die, wie es scheint, unerfüllbaren Wünsche zu wieder-

holen. Wie sehr es mich schmerzt, dass man sie nicht erfüllen will, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Habe ich durch mein Schweigen gefehlt, dann verzeihen Sie es mir; an gutem Willen meinerseits fehlt es gewiss nicht. Ich bin überzeugt, dass auch der König Sie gewiss gern in einer andern aktiven Stellung sehen möchte. In diesem Sinne sprach Thile vor kurzem mit mir, der von Ihnen einen Brief hatte.“

Immer lebendig ist das Interesse der Königin für die literarischen Arbeiten, denen sich Reumont nach dem Scheitern jener Hoffnung mit gesteigertem Eifer zuwandte. Sie zeigt dafür ein Verständnis, das, auch wenn der königliche Rang gar nicht in Betracht kam, das Herz eines Schriftstellers gewinnen konnte. Selbst in die Geschichte Roms, gewiss nicht das am leichtesten zugängliche Werk Reumonts, vertieft sie sich, lässt sich in Stolzenfels von dem Autor daraus vorlesen, und in einem Briefe vom 24. Dezember 1872 heisst es: „Ich habe mich wieder an Ihre Geschichte Roms gemacht, mit der ich noch nicht fertig war, und die mir ein wahrer Hochgenuss ist“. Nicht vergeblich hatte sie in der Jugend den Unterricht des feinsinnigen Philologen Friedrich Wilhelm Thiersch genossen und seit dem 16. November 1823 an der Seite des Kronprinzen und des Königs Friedrich Wilhelm gelebt. Wie vormalis für ihren Gemahl, so waren jetzt für sie Berichte und Schriften Reumonts eine Quelle willkommener Belehrung. Man staunt über die Menge historischer und kunsthistorischer Werke, die in ihren Briefen Erwähnung finden. Mit Vergnügen begrüsst sie in der Allgemeinen Zeitung das Zeichen der Medicäischen Lilie, das den Artikeln Reumonts vorsteht; aber auch im übrigen kann sie das Blatt nicht entbehren. Auf die Nachricht, es werde aus Mangel an Abonnenten eingehen, schreibt sie am 10. Februar 1870: „Das hätte ich nicht gedacht; für mich ist es ein wahrer Verlust, ein Stück von meinem Leben, das mir genommen wird, wenn sie mich auch oft geärgert hat. Sie bleibt doch die interessanteste Zeitung in Deutschland und besonders die Beilage ist kaum zu ersetzen.“

Wir begreifen, dass auch Ranke den Verkehr, zu welchem Friedrich Wilhelm IV. ihn herangezogen hatte, gern bei der Königin fortsetzte, so sehr, dass er später an Reumont schreiben konnte: „Die Königin Elisabeth gehörte uns beiden an“. In ihren Briefen wird er öfters erwähnt. „Ranke ist“, schreibt sie am

1. September 1863, „trotzdem er den ganzen Sommer in dem vertrocknenden, staubigen Berlin geblieben ist, frisch und heiter, wie immer, und nebenbei war er sehr fleissig, denn der vierte Teil seiner Geschichte Englands ist vollendet und wird nächstens erscheinen. Er erzählte uns gestern Abend manches daraus auf seine eigentümliche Art“. Am 28. Dezember 1869 berichtet sie: „Ich habe gestern Christbeseherung für meine Kinder-Warte-Schulen hier im Schloss gehalten und bin ganz müde davon. — Das Schlussgebet wurde heute von Rankes ältestem Sohne [Otto] gehalten, ein junger Geistlicher, der recht ausgezeichnet sein soll. Er sieht dem Vater nicht ähnlich, er ist grösser und ein ganz hübscher Mann mit offenem Gesicht, und sein Gebet war recht schön. Ranke ist wieder recht munter und wohl, nachdem er bedeutend krank aus München gekommen war.“

Nicht zum wenigsten auf ihren Wunsch mag Ranke sich zur Herausgabe des Buches „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen“ entschlossen haben; einigermassen hat sie auch zu den Schwierigkeiten beigetragen, über welche er in dem Briefe an Reumont vom 24. Februar 1877 sich beklagt. Denn am 11. Januar 1872 schreibt sie: „Von dem letzten Bande von Bunsens Leben sprach mir auch Ranke. Er hat ihm einen peinlichen Eindruck gemacht. — Er hat nun die Arbeit, der die Korrespondenz meines Königs mit Bunsen zugrunde liegt, vollendet, und durch Obstfelders und Schleinitzens Hände ist das Manuskript auch zu mir gekommen. Er hat es diktiert, wahrscheinlich sehr schnell mit seiner undeutlichen Aussprache; daher ist er wohl nicht immer von seinem Schreiber verstanden worden. Es ist unbegreiflich schwer zu lesen, dabei auch sehr nachlässig geschrieben, man kann es die meiste Zeit nur erraten, aber wie interessant ist es! wie viele Erinnerungen für mich! oft sehr peinliche. Anfangs ist der König und Bunsen ein Herz und eine Seele, allmählich kommen die Missverständnisse —; der König sieht mit Schmerz, wie die Gedanken und Ansichten auseinander gehen, und er spricht es offen aus. Mir scheint, es kann alles gedruckt werden, nur möchte ich einige Kraftausdrücke meines lieben Königs verschwinden sehen, aber das will Ranke durchaus nicht. Eines scheint mir aber wirklich unmöglich stehen zu lassen. Der König spricht von Verleihung einer Verfassung, lange ehe er daran dachte, mit solchen Ausdrücken, die man nur durch-

gehen lassen könnte, wenn später nie die Rede davon gewesen wäre; da er aber leider! doch sich dazu entschliessen musste, so würden die Ausdrücke, in denen er spricht, gewiss den schlimmsten Eindruck machen¹⁾. Ich weiss nicht, wie der Kaiser-König darüber urteilen wird. Er wird kaum je die Zeit finden, sich die schlecht geschriebenen Hefte vorlesen zu lassen. Obstfelder sagt, man könne sie nicht drucken lassen, und warum? Weil der König in einem Briefe sagt, Graf Anton Stolberg taue nicht zum Kultusminister. Diese Ursache finde ich unbeschreiblich lächerlich. Der König liebte und schätzte Anton Stolberg, aber man kann vortrefflich und deshalb doch kein tauglicher Kultusminister sein.“

Wie bei Reumont, muss Ranke sich auch bei seinem Freunde, dem Feldmarschall Manteuffel, über die Schwierigkeiten, die man ihm in den Weg legte, beklagt haben. Manteuffel antwortet am 19. Dezember 1872: „Herr v. Obstfelder kann sich doch nicht mehr ändern. Sie verlangen zu viel. Aber amüsant ist neben dem Ärgerlichen die Schwierigkeit, die man Ihnen im Hausministerium wieder gemacht hatte. Ich freue mich, dass sie gehoben. Auf Wünsche in Charlottenburg ist nach meiner Ansicht keine Rücksicht zu nehmen. Es sind das nur unklare Empfindungen.“ Sicher ist in den Briefen des Königs manches gemildert worden; das Manuskript der von Bismarck mit Bleistift verlangten Änderungen befindet sich im Besitz des Verlegers²⁾.

Auch Thiles Namen sucht man in diesen Briefen nicht vergeblich. Wir fanden ihn erwähnt, wo es sich um die Ernennung Reumonts für den römischen Gesandtschaftsposten handelt. Weiter hört man, dass die Königin mit Thile römische Photographien besah (17. März 1865), dass er in der Deckerschen Druckerei den Druck der Geschichte Roms zu beschleunigen

1) Vergl. L. v. Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, Leipzig 1873. Eine der hier in Betracht kommenden Stellen bietet der Brief des Königs vom 11. November 1847, S. 133 f. Obstfelder war seit vielen Jahren Geheimer Rat im Hausministerium, an dessen Spitze seit 1861, nachdem er das Ministerium des Auswärtigen abgegeben hatte, Schleinitz stand.

2) Gütige Mitteilung Alfred Doves. Vergl. auch Briefe Edwin Freiherrn von Manteuffels an Leopold von Ranke in A. Doves Ausgewählte Schriftchen, Leipzig 1898, S. 251.

suchte (1. Februar 1867), dass er den Tod seines Sohnes mit rührender, gläubiger Ergebung trägt (16. Februar 1870), dass sie einen wichtigen Brief Reumonts an Thile über den Kirchenstreit gelesen hat (18. April 1872). Am längsten verweilt die Königin bei dem Erlebnis, wovon schon in dem frühern Abschnitt die Rede war. „Die Reise [des Rutilius Namatianus] in Versen beschrieben“, heisst es am 24. Dezember 1872, „interessiert mich sehr, und Ihre Einleitung ebenfalls. Sie ist zum Verständnis ganz notwendig. Der liebe Thile, dem sie gewidmet ist, sagte mir, dass er bei Ihnen war und Sie anfangs sehr leidend fand, aber Gottlob besser verliess. Er ist froh, in Ruhe zu sein. Seine Lage war schon lange eine zu peinliche. Gewiss wollte man ihn schon lange beseitigen; die letzte Ursache war nur der letzte Tropfen. — Sie sind gewiss aufmerksam dem Wirrwarr und der Verdrehtheit der hiesigen Angelegenheiten gefolgt? — Nun scheint der Kampf beendet, aber wie Minister Roon mit den jetzigen Ministern fortarbeiten kann, fasse ich nicht. Er hat dem König gehoreht und sich in eine ganz falsche Lage versetzt, die in die Länge doch nicht zu ertragen ist, zumal er wirklich krank ist. Der arme König sah das letzte Mal, wo er hier war und noch alles schwankend und unsicher, sehr gedrückt aus. Wie könnte es auch anders sein!“

Man geht schwerlich irre, wenn man in den drei Freunden Reumont, Ranke und Thile die Männer erblickt, welche in die Umgebung der Königin die lebhafteste, ihr unentbehrliche Anregung brachten. Dabei erscheint sie aber selbst als eine über das gewöhnliche Mass hinausreichende Frau. Nicht bloss für Literatur und Kunst, auch für politische Fragen zeigt sie Interesse. Ihre Ansichten äussert sie klar, bestimmt, ohne Phrase, ohne Sentimentalität, wodurch dann das tiefe Gefühl, von dem sie be-seelt ist, auf den Leser um so anmutender wirkt: vor allem die treue, immer gleich lebendige Erinnerung an den verewigten Gemahl, dann die innige Anteilnahme an dem Schicksal ihrer zahlreichen Familie. Am nächsten stand ihr die Zwillingschwester, die Königin Amalie von Sachsen. Wenn damals wohl im Scherz von Berlin gesagt wurde, seinen grössten Vorzug bilde, dass es so nahe bei Dresden gelegen sei, so machte die Königin diesen Vorzug reichlich sich zu Nutze. Immer von neuem, sogar zweimal in einem Jahre, liest man von einem Ausflug nach Pillnitz,

und wie ihre geistige Lebendigkeit, so setzt auch ihre körperliche Beweglichkeit in Erstannen, um so mehr, als sie durch ein Fussleiden in der Bewegung gehindert war. Im Frühling 1872, schon 70jährig, erfuhr sie in Pillnitz den Tod ihrer jüngern Schwester, der Erzherzogin Sophie (gestorben 28. Mai 1872). „Es drängte mich, die noch Lebenden aufzusuchen“, schreibt sie am 3. November 1872, „vor allen die älteste, 80jährige, die so viel in der Verstorbenen verlor¹⁾. Ich eilte nach Salzburg und fand sie, Gott sei Dank, körperlich wohl, geistig noch lebendig. Meinen armen alten Schwager²⁾ sah ich auch dort und die drei Söhne meiner geliebten Sophie. Meine Geschwister in Bayern, die ja nie mehr zum Reisen zu bewegen sind, besuchte ich nachher, war auch wieder auf einige Stunden in Tegernsee, zum ersten Mal seit 11 Jahren und kam dann nach Pillnitz zurück. Der vorige sehr schlimme Winter machte einen Aufenthalt in der Schweiz notwendig, und Interlaken übte wieder seinen Zauber auf mich aus, trotzdem das Wetter nicht so beständig schön war, wie vor 4 Jahren. Doch hatten wir herrliche Tage, und ich atmete so leicht, so frei in der reinen Luft. Ich hätte wohl besser daran getan, in der Schweiz zu bleiben und mich mit dem Ausflug an den Genfer See und nach Luzern, mit der Eisenbahnfahrt auf den Rigi zu begnügen. Aber eine unwiderstehliche Sehnsucht, noch einmal einen Blick jenseits der Alpen zu werfen, trieb mich fort, und nach einem furchtbaren Übergang über den St. Gotthard bei heftigem Schneegestöber war es ein unaussprechlicher Genuss, auf der andern Seite Sonne und Sommerwärme zu finden. Lugano, den herrlichen Comersee, den Gardasee besuchte ich mit grosser Freude und meist schönem Wetter. In Meran hätte ich mich kaum wieder erkannt, so viel ist gebaut und restauriert worden. Das Primitive verschwindet allmählich, und der Anstrich und die Gewohnheiten eines gewöhnlichen Badeortes sind unverkennbar und machten mir keinen angenehmen Eindruck. Mit Wehmut sah ich unser damaliges Wohnhaus wieder. Jetzt gehört es meinem

1) Gemeint ist die verwitwete Kaiserin von Österreich, Karoline Auguste, älteste Tochter des späteren Königs Max I. von Bayern aus seiner Ehe mit Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt, geboren 8. Februar 1792, vermählt mit Franz I. am 29. Oktober 1816.

2) Erzherzog Franz Karl, Vater des Kaisers Franz Joseph, 7. Dezember 1802 bis 8. März 1878.

Neffen, dem Erzherzog Karl Ludwig. Er hat es noch vergrössert, aber nicht verschönert. Wie viel dachte ich der alten Zeit, der Hoffnung, die grade in Meran wieder auftauchte, wo die Gedanken anfangen, sich wieder zu ordnen, wo mein lieber Kranker sich mit Ihnen in geschichtlichen Streit einliess! Es war das letzte Aufblühen des hellen Geistes! — In Possenhofen kam ich erkältet an und musste länger dort bleiben, wie ich es vorhatte, und, was mir sehr wehe tat, ich konnte den 15. nicht hier in der Nähe des Grabes zubringen, wie ich es nie unterlassen seit dem Tode meines teuren Königs.“

Wir sehen, wie jederzeit die Erinnerung an ihren Gemahl ihre Gedanken und ihre Wege leitet. Wie mit der eigenen, so stand sie aber auch mit der Familie, der sie durch Heirat angehörte, in bestem Einvernehmen, obgleich ihre Stellung in mehr als einem Betracht eine nicht ganz leichte war. Die bittere Erinnerung an das, was sie und der König im Jahre 1848 ertragen mussten, hatte in ihrem Herzen ein unversiegliches Misstrauen gegen freiheitliche und, was meistens damit zusammenfiel, nationale Entwicklung wachgehalten. Für die Neugestaltung, welcher Deutschland in dem Jahrzehnt nach dem Tode ihres Gemahls entgegenging, fehlte ihr das rechte Herz und, man muss sagen, auch das rechte Verständnis. Schon der rasche Wechsel der Politik wie der Personen, der bald mit der Regentschaft eintrat, hat ihr wohl wenig zugesagt. Für die Sache der Elbherzogtümer konnte sie sich vorerst nicht erwärmen. „Der Schwindel für Schleswig-Holstein“, schreibt sie am 11. Dezember 1863, „hat seinen höchsten Grad erreicht. Österreich und Preussen sind durch den Vertrag von 1852 gebunden, und die Enthusiasten wollen den König Max an die Spitze der Bewegung setzen. Es ist traurig, dass die Demokraten sich gleich der Angelegenheit bemächtigt haben und der gewiss in anderm Betracht guten Sache der Holsteiner eine schlimme Richtung geben . . . Das einzige, was mich freut, ist, dass jetzt Österreich und Preussen zusammengehen, ein grosser Genuss für mich, die Unterschrift beider neben einander zu sehen. Gott gebe, dass es so bleibe!“ — Am 1. März 1864 heisst es: „Alle Gedanken sind von dem Kriege absorbiert, jeder möchte den Verwundeten, den Kranken helfen, den braven Truppen die Strapazen erleichtern. Nun ist Stillstand vor den Düppeler Schanzen und in Jütland, und die Diplomatie

wird nun wohl ihr Werk anfangen. Möge doch das Ende ein befriedigendes sein, und die unselige Angelegenheit endlich einmal gründlich zu Ende gebracht werden. Dass unsre Truppen mit den Österreichern vereint kämpfen, ist der einzige Trost, der einzige Lichtpunkt in der verworrenen Zeit. Gott gebe nur, dass die Einigkeit bleibe! An Wühlereien jeder Art fehlt es nicht, um gegenseitige Eifersucht zu erregen, um Missbelligkeiten zu erfinden, die gottlob noch nicht bestehen. Die Erbitterung des übrigen Deutschlands gegen uns ist schmerzlich, mir besonders sehr peinlich.“ Die Übereinkunft von Gastein gab ihr wenig Hoffnung. „Über die Herzogtümer und ihre Zukunft will ich schweigen“, schreibt sie am 9. November 1865, „wie manches möchte man anders wünschen!“

Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen sie die Wolken des nächsten Jahres heraufziehen sah. Am 3. April klagt sie, dass in den schönen Ostertagen so viel Schweres sie drückt und ganz absorbiert. „Sie erwarten wohl“, fährt sie fort, „dass ich die Besorgnisse vor dem entsetzlichsten, unsinnigsten Kriege meine, und Sie können sich denken, was ich dabei leide. Seit gestern bin ich einigermassen ruhiger, doch ist die Angst immer noch gross, und woher eine glückliche Lösung kommen soll, begreift man nicht, menschlich geredet. Die einzige Hoffnung liegt nur darin, dass der Krieg zu ungeheuerlich, zu unnütz, zu furchtbar in seinen Folgen wäre, um es zu glauben, dass er wirklich losbrechen wird, dass nicht noch in der elften Stunde eine Umkehr zur Vernunft eintreten sollte. Gott wolle alle die erleuchten, denen Er die Macht verliehen hat, und uns vor dem furchtbaren Unglück bewahren!“ Es ist nicht zu verwundern, dass ein Gefühl, das damals in ganz Deutschland und nicht zum wenigsten in Berlin verbreitet war, doppelt starken Ausdruck in dem Munde einer Frau erhielt, die ihre nächsten Angehörigen sowohl auf dem Throne von Preussen, als auf den Thronen von Österreich, Bayern und Sachsen sah. So konnte sie auch den raschen Erfolg der preussischen Waffen nur mit geteiltem Herzen begrüßen. „Es war eine unruhige, aufregende Zeit, seitdem Sie Sanssouci verliessen“, schreibt sie am 14. August 1866, „viel Ursache, Gott zu danken für den endlich siegreich vollendeten Krieg, aber viel Schmerz über schwere Verluste, das ganze Elend der Verwundeten, der Kranken, und so viele und wohl begründete Besorgnisse für die Zukunft,

deren Gestaltung auf Kosten gestörter Existenzen sich nur schwer und schmerzlich aufbauen wird. Noch ist es nicht fassbar, wie etwas festes, vernünftiges aus der Verwirrung entstehen könne, und meinem historischen, konservativen Sinne will es nicht einleuchten, dass ein Segen im Beseitigen so mancher alter Geschlechter in Deutschland bestehen kann; aber dies darf man kaum laut sagen, ohne überall anzustossen. — Die Rückkehr der Meinigen nach Sachsen darf ich hoffen, aber unter welchen Bedingungen, scheint noch nicht entschieden; auch muss ich fürchten, dass ein grosser Teil der Selbständigkeit der Regierung geopfert werden muss. Hätten auch alle diese Herren sich ruhig und neutral verhalten, wie anders stände es um sie. Der Krieg mit Bayern war blutig und ich zitterte für meinen Bruder, der sich über Gebühr der Gefahr aussetzte“ 1).

„Wohl haben Sie recht, es tut dem Herzen wohl, dass weder im Volke, noch in der Armee eine Empfindung des Hasses und der Bitterkeit Raum fand. . . Die Opferwilligkeit in allen Ständen ist erhebend. Es ist unglaublich, wie viel gegeben wurde, um die armen Verwundeten zu stärken und zu unterstützen. In Berlin und Potsdam waren und sind noch die Österreicher bei weitem in der Mehrzahl, und werden so gut gepflegt wie die preussischen Soldaten. Alle Nationalitäten der Monarchie sind repräsentiert. Sie verstehen sich nicht untereinander und lieben sich auch nicht. Es ist interessant, die Verschiedenheit der Gesichtszüge und des Ausdruckes zu beobachten, aber alle sind dankbar und freundlich. Der liebe Anton Hohenzollern ist nach langen unsäglichen Leiden in den Armen der Mutter und des ältesten Bruders verschieden“ 2). Seine Geduld und Freundlichkeit blieben immer dieselbe, er starb bei vollem Bewusstsein und in frommer Ergebung. Eine Diphtheritis machte zuletzt seinem Leben ein Ende.“

Am 27. November kommt der „historisch-konservative Sinn“ von neuem zum Ausdruck: „Die Venezianer haben längst gewünscht, dem Königreich Italien anzugehören; bei unsern Annexionen kann man das nicht sagen. Da gibt es viel Bitterkeit, viel Schmerz und Gehässigkeit, besonders in Hannover. Wie kann es auch anders sein!

1) Gemeint ist Prinz Karl von Bayern, Stiefbruder der Königin, zweiter Sohn des Königs Max I., geboren den 7. Juli 1795.

2) Prinz Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, geboren 7. Oktober 1841; er wurde bei Königgrätz verwundet und starb am 5. August 1866.

Mir blutet das Herz über alles, was in der Art jetzt vorgeht. Meine veralteten Ansichten können sich in die jetzige Zeit nicht finden, und so viele gestörte Existenzen schmerzen mich unaussprechlich. In Hessen ist man noch am wenigsten unzufrieden. Das frühere Regiment war eben nicht so mild und gerecht, um es wieder herbei zu wünschen; doch trugen es die Hessen mit alter bewährter Treue, und es tut wehe, einen so treuen Stamm seiner Selbständigkeit beraubt zu sehen. Wenige denken wie ich, wenige vermögen es, sich in die Stelle derer zu versetzen, die so viel verlieren. — Die Rückkehr meiner Geschwister nach Dresden ist mir ein grosser Trost, wenn die Bedingungen auch schwer genug sind. Der Herr, der sie wieder in die Heimat brachte, wird auch ferner helfen und unsre Gebete erhören. Die unbeschreibliche Freude der Sachsen über die Rückkehr ihres Königs ist sehr wohltuend, ein Balsam für viele Seelenleiden. — Die Ernennung Beusts zum Minister in Wien wird Sie auch frappiert haben. Hier war man besorgt, aber da er mit all seinen Fehlern Verstand und Einsicht hat, so bin ich überzeugt, er wird zum Frieden und zum guten Einvernehmen mit Preussen wirken.“ Gross war ihre Befriedigung, als die Versöhnung mit Preussen durch den Besuch des Königs von Sachsen und des Kronprinzen in Berlin besiegelt wurde. „Ich war froh“, schreibt sie am 1. Februar 1867, „hier zu sein, als mein Schwager von Sachsen am 16. nach Berlin kam mit seinem ältesten Sohne. Die Reise wurde ihm schwer, aber er hat auch dieses Opfer mit der ihm eignen Würde und Einfachheit gebracht und bewegte sich hier unbefangen und liebenswürdig, als wäre er gerne gekommen. Mir war das Wiedersehen, wiewohl mit soviel Wehmut vermischt, doch eine grosse Freude. Der Empfang war herzlich und taktvoll, und er kam gottlob zufriedener nach Dresden zurück, als er erwartet hatte. Sein Sohn, dessen Ausdruck ein sehr bekümmertes ist, fand doch eine wohltuende Genugthuung in der Anerkennung seiner Truppen und seiner eignen Haltung während des Krieges, die besonders bei unserm Militär allgemein ist. Doch bleiben die Verhältnisse in Sachsen die allertraurigsten und schwer zu tragen. Überhaupt ist nicht abzusehen, wie sich noch etwas Erfreuliches aus dieser allgemeinen Verwirrung, Erbitterung entwickeln kann. Ich bin von der alten Zeit und verstehe die jetzigen Rechtsbegriffe nicht mehr“. Selbst am 20. Februar 1870 steht sie der grossen Entwicklung noch fremd gegenüber. „Ich

bin zu alt“, schreibt sie, „um mich in den jetzigen verworrenen Verhältnissen zurecht zu finden. Es ist so viel Bund, dass von Preussen nur selten mehr die Rede ist. Was in Bayern vorgeht, ist auch nicht erfreulich, ebenso in Österreich, überall leider sieht es ganz erschreckend konfus und unruhig aus“.

Wenn sogar die Verhältnisse in Deutschland, die Siege und Erfolge Preussens ihr nicht vollkommen zusagten, so war dies noch weit weniger mit den Vorgängen in Italien der Fall. Auch hier zählte sie, wie in Deutschland, nahe Angehörige auf der einen und der andern Seite: die im Jahre 1859 verstorbene Grossherzogin von Toskana war ihre Nichte, die Königin von Neapel gleichfalls eine Nichte und die Kronprinzessin des neuen Königreichs Italien, die Enkelin der Königin von Sachsen, ihre Grossnichte. Strenge festhaltend an dem Grundsatz der Legitimität, sah sie in den Thronveränderungen und Plebisciten nur Verbrechen, und man findet keine Andeutung, dass sie die Zustände in Betracht gezogen hätte, aus denen eine solche Entwicklung hervorgehen musste. Was Reumont mündlich oder schriftlich über Neapel, Toskana und die Legationen mitteilte, wird ihre Stimmung nicht verbessert haben, war aber durchaus nicht die einzige Quelle oder die Grundlage ihrer Auffassung. Ängstlich war sie besorgt, Pius IX., dem sie seit dem Aufenthalt in Rom eine dankbare Erinnerung bewahrte, könne auch in seiner Hauptstadt bedroht werden. „Wie traurig sieht es in Italien aus“, schreibt sie am 28. Oktober 1867, „und wie scheusslich benimmt sich die Regierung in Florenz! Zum erstenmal in meinem Leben freue ich mich einer französischen expédition. . . Unter dem Schutze der Franzosen wird hoffentlich der Papst in Rom bleiben.“ Man sieht schon aus diesen Worten, dass Napoleon III. sich keineswegs ihrer Gunst erfreute. Ihre Abneigung gegen den Parvenu auf dem Kaiserthron war gerade im Sommer 1867 lebhaft angefaßt durch das blutige Ende des Kaisers Maximilian (19. Juni), den napoleonische Lockungen seinem traurigen Geschick entgegengeführt hatten. „Die 14 Tage in Pillnitz“, schreibt sie am 1. August 1867, „waren ein grosser Trost für uns Schwestern. Nach dem schweren Verlust in unsrer Familie, durch ein so grauenhaftes Ereignis herbeigeführt, tut es uns wohl, zusammen zu sein. Das tragische Ende meines unglücklichen Neffen ist so herzerreissend, dass die Worte fehlen, um den Schmerz um ihn auszusprechen. Es ist ein Schmerz

ganz neuer Art durch die Scheusslichkeit des Verfahrens gegen ihn, die Art des Todes, die grosse Entfernung und die spärlichen Nachrichten, die überdem noch meist lügenhaft sind. Das hatte er nicht verdient, wenn er auch leichtsinnig gehandelt hat durch die Annahme einer solchen Krone und aus solchen Händen. Er glaubte die Menschen besser, als sie sind, und war von Verrätern umgeben, ohne es zu ahnen. Der trostlose Zustand seiner Frau vollendet das furchtbare Trauerspiel. Was seine arme Mutter leidet, ist namenlos, aber sie trägt das schwere Kreuz in Ergebung in Gottes Willen und im festen Glauben, dass, was der Herr tut, immer wohlgetan ist. Der ungeheure Schmerz traf sie desto schwerer, da sie in der letzten Zeit voll Hoffnung für die Errettung des Lebens des geliebten Sohnes war und jeden Trost, jede Beruhigung, die man ihr gab, lebhaft annahm und wie eine gewisse Hoffnung.“

Eine neue Steigerung erhielt der Unwille gegen den französischen Kaiser, als im Sommer 1870 ganz unerwartet der Krieg mit Frankreich hereinbrach. „Noch ist mir dieser Krieg“, schreibt sie am 27. Juli 1870, „der wie ein Blitz aus heiterm Himmel auf uns fiel, wie ein böser Traum, ein Alb, der beständig drückt, und doch tut die allgemeine Begeisterung und Opferwilligkeit sehr wohl. Der Eifer der Reservisten und Landwehr, sich zu stellen, ist wahrhaft erhebend. Es kommen mehr, als man erwartet, keiner will zurückbleiben. Der alte Franzosenhass ist mit Macht erwacht. — Der König ist körperlich matt, und sein Gemüt leidet tief. Er hatte nicht entfernt den Krieg erwartet; in seinem Alter war ihm Ruhe zu gönnen. Der Kronprinz ist sehr ernst, selbst traurig. Seine Aufgabe ist wohl die schwierigste, aber sein freundliches Wesen und seine Unbefangenheit werden sie ihm erleichtern und sein durch und durch wahrer, ehrlicher Charakter. Der Abschied von so vielen Lieben ist schwer. Gott sei mit ihnen!“ „Welche welterschütternde Ereignisse“, heisst es am 20. September 1870, „seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb! Es war so überwältigend, dass man es anfangs gar nicht fassen konnte. Der Dank gegen Gott, der Jubel über die Siege erfüllten zuerst allein die Seele; erst später drängt sich die Besorgnis vor der Zukunft, die Verlegenheit der Lage mit einem gefangenen Kaiser und einer greulichen Gesellschaft in Paris gegenüber, die sich republikanische Regierung nennt, gewaltsam auf, und ich kann nicht leugnen, dass

mir sehr vor der nächsten Zukunft bangt. . . Der Kaiser hat seine Klugheit und Schlaueit auch in seinem letzten Auftreten genugsam bewiesen. Er konnte nichts klügeres tun, als sich dem König zu ergeben und jede Verantwortlichkeit der Kapitulation seiner Armee und des künftigen Friedens auf Andre zu wälzen. Er ist recht gut gebettet auf der Wilhelms-Höhe, und ich denke auch sicher, denn an eine Flucht denkt er wohl nicht, und aus Frankreich wird ihn wohl keiner holen. . . Die Opferwilligkeit und Sorgfalt für die Verwundeten am Rhein ist sehr erfreulich und erhebend. Ihr Bruder hat gewiss viel zu tun. In Berlin tut man auch unendlich viel, und die Königin gibt das gute Beispiel in Tätigkeit und Fürsorge. Die vielen Gefangenen werden nachgerade eine Landplage. — Wie glücklich es mich macht, meine Landsleute und die Sachsen mit uns zu wissen, begreifen Sie; sie haben mit unseren Truppen in Tapferkeit und Ausdauer gewetteifert. An den beiden Kronprinzen habe ich meine besondere Freude.“

Die für Preussen erlangte Kaiserwürde machte auf die Königin nur geringen Eindruck. „Man glaubte einen Augenblick“, schreibt sie am 2. Februar 1871, „der Kaiser und König würde während dem Waffenstillstand nach Berlin kommen; es scheint aber nicht seine Absicht zu sein. Hier im Lande hat der neue Titel geringen Eindruck gemacht, und die Kunde dieses Ereignisses wurde in Berlin mit der grössten Gleichgültigkeit aufgenommen. Für Preussen ist es auch kein Glück, auch grade kein Unglück; aber es verschwindet doch neben und in Deutschland und wird wohl mit der Zeit immer mehr in den Hintergrund treten. Man sagt, es war nicht zu umgehen, die Verhältnisse in Deutschland würden dadurch einfacher, leichter mit den Fürsten. Ich will's glauben, aber mir wird die Neuerung schwer. Alte Leute hängen am alten, lang gewohnten, und so geht es mir, es ist ein Riss in meinem Leben, ein Gefühl von Unbehaglichkeit und Unsicherheit, das ich schwerlich je überwinden werde.“ Am 9. Mai 1871 kann sie endlich von der Rückkehr des Heeres schreiben: „Der König (ich vergesse immer, dass er Kaiser ist!) hat die beschwerliche lange Campagne verwunderlich gut ertragen und überstanden, er sieht eigentlich wohl aus, aber dennoch gealtert, stiller geworden; auch der Kronprinz ist gealtert, sonst sind aber unsre Helden jeder Rangstufe im besten Zustand heimgekehrt, unverfallen. Lüttichau

ist sehr stark geworden und glücklich aus allen Strapazen, Belagerungen und Gefechten heimgekehrt. Moltke ist nicht grade stärker geworden, aber er ist gesprächiger wie sonst, doch nicht weniger bescheiden.“

Arg verbittert wurde ihre Freude über die deutschen Siege durch den beinahe gleichzeitigen Einzug der italienischen Truppen in Rom. Dass Victor Emanuel den Quirinal in Besitz genommen hatte, erschien ihr als Raub, und sie nahm es ihrer Grossnichte Margherita sehr übel, dass sie mit dem Usurpator in dem Palast des Papstes sich häuslich einrichtete. „Papst und König in einer Stadt, das ist nicht auszudenken“, schreibt sie am 2. Mai 1871. Daneben wurde ihr Gemüt noch durch andre Sorgen beschwert. In einem katholischen Fürstenhause aufgewachsen, war sie 6 Jahre nach ihrer Verheiratung zu der Konfession ihres Gemahls, sicher nicht bloss äusserlich, übergetreten, aber sie hatte Verehrung und Anhänglichkeit für die Kirche bewahrt, in der sie geboren war. Die Art, wie Friedrich Wilhelm IV. sich zu seinen katholischen Untertanen stellte, entsprach gewiss ihrer innersten Neigung. So nahm sie auch an den Angelegenheiten der katholischen Kirche noch immer lebhaften Anteil. Nicht ohne Sorge verfolgte sie die Berufung des Konzils und die bald sich anknüpfenden Streitigkeiten, und mit Freuden vernimmt sie, dass Reumont — im Frühjahr 1869 — mit dem Papst und dem Cardinal Bilio aufrichtig über die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland gesprochen habe (19. Oktober 1869). In dem Briefe vom 2. Mai 1871, in welchem sie die üblen Verhältnisse in Rom und die traurige Lage des Papstes beklagt, fährt sie fort: „Wie mögen Sie den armen, alten, tief gedrückten Herrn gefunden haben? Seine Lage ist zu traurig. Doch scheint es mir beinahe unmöglich, dass Rom die Hauptstadt des italienischen Reiches werden soll . . . In München“, heisst es später, „werden Sie viel Aufregung durch die Döllingersche Angelegenheit gefunden haben. Es ist zu traurig, dass die Leidenschaftlichkeit auf beiden Seiten den Unfrieden hervorgebracht hat, der vor allem vermieden werden sollte. Der junge König scheint schwankend. Hätte man doch die Unfehlbarkeit auf dem Concil ruhen lassen! Faktisch, denke ich, existierte sie schon, warum hat sich der liebe, alte Herr nicht damit begnügt! Wenn ich unrichtiges sagen sollte, so halten Sie es mir zu gut und meiner Unwissenheit.“

Es lässt sich denken, wie sie bei solchen Gesinnungen und in solcher Stimmung den Ausbruch des Streites zwischen Staat und Kirche in Preussen betrachtete. Schon in einem Briefe vom 18. April 1872 erzählt sie, dass sie „einen bequemen Mittag“ mit einem ihr nahestehenden hervorragenden Schulbeamten, dem Geheimrat Wiese, verbracht habe. Dieser habe sich äusserst ungünstig über den Geist der neuen Gesetzgebung, insbesondere das Schulgesetz, ausgesprochen, das zur Entchristlichung der Schule führen müsse. Bei der Rückkehr von der Reise, die wir früher erwähnten, fand sie einen Brief Reumonts vom 14. Oktober, in welchem dieser offenbar den Besorgnissen Ausdruck gab, die er, wie wir sehen werden, in einer Denkschrift vom August auch dem Kaiser vortragen hatte. Mit lebhaften Worten gibt sie ihm ihre Zustimmung zu erkennen. „Wie wahr ist alles“, schreibt sie am 3. November 1872, „was Sie über die jetzigen traurigen Zustände sagen und wie billig ohne Bitterkeit. Ob Ihr Brief wohl gelesen wurde? Man hört doch nur die Stimme von einer Seite, es wäre so wünschenswert, auch die andere Seite zu hören.“ Sie verwandte sich selbst bei dem Kultusminister für die Nonnen vom Kindlein Jesu in Aachen, „die in vielen Schulen Unterricht geben. Er gab nicht viel Hoffnung“ . . . „Wie schmerzlich ist es für mich“, setzt sie hinzu, „so vieles zerstört zu sehen, was mein geliebter König mit liebevoller Mühe und Sorgfalt aufgebaut hatte. Ich begreife nicht, dass man nicht einsieht, wohin das führen soll. Die evangelische Kirche wird nicht viel besser behandelt; es ist eine furchtbare Zeit.“ Am 24. Dezember 1872 bedauert sie, dass Reumont den Plan, eine Versöhnungsschrift zu schreiben, nicht ausführen könne. „Gott weiss, ob sie die Augen geöffnet und die Herzen erweicht hätte; aber den Verblendeten wäre es doch heilsam, einmal die Wahrheit hören.“ Im nächsten Herbst während eines längern Beisammenseins in Stolzenfels sind gewiss auch die kirchenpolitischen Fragen eingehend zur Besprechung gekommen. Noch am 22. Oktober 1873 aus Sanssouci bedauert sie aufs neue, dass man nicht begreife, wohin dieser Krieg führe, und dass man dem Sozialismus in die Hände arbeite. Es sei ein Glück, dass es am Rhein keine französischen Sympathien gäbe.

Dieser Brief war, soweit sich sehen lässt, der letzte, den die Königin noch mit unverändert kräftiger Hand an Reumont richtete. Ihre Gesundheit war seit zwei Jahren erschüttert, und eine Reihe

schmerzlicher Todesfälle hatte in rascher Folge die trübe Anschauung der Zeitverhältnisse noch mehr getrübt. Ihrer Schwester, der Erzherzogin Sophie, war im Oktober 1872 ihr Schwager, Prinz Albrecht von Preussen, und am 9. Februar 1873 ihre älteste Schwester, die verwitwete Kaiserin Karoline Auguste von Österreich, gefolgt. Am 21. November 1872 war sie zur goldenen Hochzeit des sächsischen Königspaares nach Dresden gefahren, aber am 21. Oktober 1873 muss sie melden, dass der Zustand ihres ihr so nahe stehenden Schwagers hoffnungslos geworden sei. „Mein armer Schwager leidet entsetzlich, dass man kaum wünschen kann, dass er uns länger erhalten bliebe, und er selbst möchte, der Herr erlöste ihn von seiner Qual. Vorgestern verlangte und empfing er die letzte Ölung und nahm Abschied von den Seinigen. Sein Bewusstsein ist oft getrübt und er erkennt dann nicht, die ihn umgeben. Was meine arme Schwester dabei leidet, können Sie sich denken. Gott wolle ihre Kräfte erhalten; bis jetzt hält sie sich merkwürdig, aber nachher!“ Am 29. Oktober 1873 verschied König Johann. Seine Gemahlin hat ihn noch vier Jahre, bis zum 8. November 1877, überlebt. Die Königin Elisabeth schloss schon nach einigen Wochen, als sie zum Troste der Zwillingsschwester sich nach Pillnitz begeben hatte, am 14. Dezember 1873 für immer die Augen.

II.

Niemand war mehr befähigt und mehr berufen, das Charakterbild der Königin zu entwerfen als Reumont. Mit vollendetem Takt, mit wohltuender Wärme und mit glücklichem Ausdruck hat er die Aufgabe gelöst. Er schildert die Frau von hohem und edlem Sinne, wie sie teilnehmend oder anregend, aber auch mässigend und beruhigend ihrem Gemahl zur Seite stand, für alle seine Gedanken und Entwürfe voll Verständnis, sein Wesen ergänzend, aber auch das eigne zur Entfaltung bringend, wenn sie ihren literarischen Neigungen nachgeht und vor allem, wenn sie in Werken und Stiftungen der Wohltätigkeit sich betätigt, die bis

zu ihrem Tode vielen tausenden zugute kamen. Mehrere Schreiben aus dem Kreise der königlichen Familie bringen den Dank für die übersandte Schrift und zugleich die innige Verehrung für die Königin zum Ausdruck . . . „Sie müssen wissen“, schreibt Prinz Friedrich Karl am 5. Februar 1874, „dass ich glaube, in unserem Königshause habe keiner die Entschlafene so verehrt und geliebt als gerade wir.“ Die Kaiserin Augusta erwidert auf ein Beileidsschreiben Reumonts schon am 18. Dezember, sie beweine die Freundin, wie Unzählige die Wohltäterin, und schickt ein Blatt aus dem Kranze des Sarges. Am 13. Januar 1874 schreibt sie:

Als mein Blick vorgestern Abend auf die Augsburger Allgemeine Zeitung fiel, fesselte mich ein Nekrolog, der in meinem Herzen Anklang gefunden hätte, auch wenn er nur den Stempel treuer Anhänglichkeit getragen hätte. Wie aber musste er auf Gemüt und Geist wirken, als ich den Ausdruck jener Gesinnung gleichsam verklärt durch eine Sprache fand, die in allen Fähigkeiten der Seele ein Echo wachzurufen wusste. Pietät der Erinnerung an edle Menschen und reiche Epochen; Wahrheit der Schilderung; Wärme des Gefühls; prüfender Ernst auf allen Gebieten; ein bleibendes Denkmal für zwei im Leben und im Tode vereinte Gatten, für die Zeit, in der sie christlich wirkten und für den Thron, dem sie dienten, weil er ihnen von Gott zugewiesen war; ihre irdische Dornenkrone verwandelt in jene ewige Krone des Friedens, und ihr bleibender Segen! Dies alles, verbunden mit der Farbe der Örtlichkeit und der miterlebten Stimmung wechsellvoller Bilder und Zeiten, enthält dieser Nekrolog, und namenlos wie er ist, konnte ich doch nur einen Namen ihm geben, — den Ihrigen!

Als ich gestern den Schluss las, trat mir die Frage entgegen, ob ich noch danken dürfte, nachdem von meiner Person darin Erwähnung getan ist, weit über das Mass dessen, was meinem guten Willen, aber leider auch meinem Unvermögen in diesem Urteil gebührt, aber heute dränge ich diesen Zweifel zurück und gebe mich ganz der Freude hin, danken zu dürfen, und eine so wehmütige Veranlassung in ein so wohltuendes Bewusstsein umgewandelt zu sehen, nämlich in das Bewusstsein, dass unsere Gegenwart noch für ein solches Lebensbild eine solche Darstellung gewähren konnte. Gott lohne Ihnen das Werk!

Augusta.

Jedesmal bei der Wiederkehr des Todestages richtet Reumont an die Kaiserin einen Brief, und stets erhält er zur Antwort ein Blatt treuer Erinnerung. Am 15. Dezember 1878 antwortet die Kaiserin:

Verehrter Herr von Reumont, ich diktiere diese Zeilen noch in warmer Erinnerung an jenen traurigen Gedächtnistag, der Ihren so inhaltreichen Brief veranlasste. Das Bild der teuren Königin steht vor meiner Seele, wenn die Last der Krone, die sie kannte, auch mich schwer drückt und die Abnahme der Kräfte mit der Zunahme der Pflichten nicht im Einklang steht. Aber ihr ist wohl, denn sie ruht im Frieden, und es ist ihr manch Schmerzliches erspart worden. Zu den Prüfungen des Lebens muss gewiss gerechnet werden, bei der Erkenntnis und dem Willen des Guten ausser Stande zu sein, da zu helfen, wo sichtlich jenes geschädigt wird. Diese Prüfung ist mir in reichem Mass beschieden. Freilich stelle ich alles Gott anheim und weiss, dass seine unerforschlichen Wege einst zum Ziele führen, aber für die Zeitgenossen solcher Verhältnisse wie die unsrigen, ist es doch unendlich schwer, mitzuleiden, ohne helfen zu können. Ihnen ist es beschieden, mit klarem Blick und treuer Gesinnung diese Prüfungszeit zu erleben und durch manche geistige Gabe ihr zu nützen. Meinen Dank hierfür wiederhole ich gern und aufrichtig. Der Kaiser dankt Ihnen für Ihre treue Teilnahme; seine Rettung verdanken wir allein Gottes Gnade. Möge er ihn auch ferner beschützen! Ich habe schmerzlich vermisst, Sie nicht in diesem Sommer wiederzusehen, hoffe aber auf Ersatz im kommenden Jahre und spreche Ihnen meine besten Wünsche für Ihre Gesundheit aus.

Augusta.

Neben dieser Erinnerung waren es die Schriften Reumonts, die zu häufigen Äusserungen der Kaiserin Veranlassung boten; öfters, wenn sie in Koblenz verweilte, wurde er in ihre Nähe gerufen.

Für Reumont am wichtigsten war aber nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV. das Verhältnis zu seinem Nachfolger. Bis zu der Erkrankung war es über die üblichen Formen fürstlichen Wohlwollens nicht hinausgegangen. Erhöhte Bedeutung erhielt es erst, als Reumont für die Begleitung des leidenden Königs in Aussicht genommen wurde. Ein Schreiben des Prinzregenten

vom 10. November 1857¹⁾, ganz erfüllt von brüderlicher Sorgfalt, gibt dem Empfänger volles Vertrauen zu erkennen; und die Art, wie Reumont seiner schwierigen Aufgabe gerecht wurde, ist ihm von Wilhelm I. niemals vergessen worden. Blieb ihm auch die Gesandtschaft in Rom versagt, so versichern doch Schleinitz 1859 und Thile 1863 Reumont der gnädigen Gesinnungen und vollen Anerkennung des Königs. An kleinen Beweisen fehlt es im Laufe der nächsten Jahre nicht. Besonders angenehm war dem König, dass Reumont, wo sich Gelegenheit bot, die Bedeutung Friedrich Wilhelms IV., vornehmlich seine Bestrebungen für eine Neugestaltung Deutschlands, in ein günstiges Licht zu setzen suchte. In diesem Sinne antwortet er auf Reumonts begeisterten Glückwunsch zum 18. Januar 1871:

Ferrières, den 8. März 1871.

Erst jetzt, nachdem der Friede gesichert, vermag ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank für Ihr Glückwunschschreiben auszusprechen. Grosses, kaum Geträumtes ist errungen. Was dem Bruder nicht beschieden war zu erreichen, was er als eine Lebensaufgabe betrachtete, und was ich in Demut hinnehme, war Gottes Wille.

Wilhelm.

Es kam aber eine Zeit, wo Reumont ebenso wie die Königin Elisabeth der Entwicklung der Dinge nicht mehr mit freudigem Herzen folgen konnte. Wie die Königin hatte er die Vorgänge auf dem Konzil mit Besorgnis und die Streitigkeiten, die sich anschlossen, mit steigender Bekümmernis verfolgt. Auf's tiefste beklagte er dann, dass die staatliche Gewalt sich nicht darauf beschränkte, nützliche, durch die Zeit gebotene Massnahmen innerhalb des eigenen Machtbereiches zu treffen, sondern sich zu Übergriffen auf ein Gebiet verleiten liess, auf dem nur gütliche Über-einkunft zum Ziele führen konnte. Aber seine persönlichen Neigungen und Verbindungen, die Erinnerung an seine amtliche Tätigkeit und sein immer noch nicht ganz gelöstes amtliches Verhältnis hielten ihn ab, mit seinen Ansichten in die Öffentlichkeit zu treten. Der Plan einer Versöhnungsschrift, wie die Königin sie gewünscht hätte, kam nicht zur Ausführung. Reumont mochte fühlen, dass er bei seiner billigen unparteiischen Beurteilung der Verhältnisse wohl keine Partei zufrieden stellen würde. Im

1) Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. S. 488.

Dezember 1870 verfasste er eine kleine Schrift „Pro Romano Pontifice“*, die, allen dogmatischen Erörterungen fremd, den Einfall der italienischen Truppen in den Kirchenstaat scharf verurteilte und die Notwendigkeit hervorhob, dem Papst eine gesicherte, unabhängige Stellung zu geben. Seitdem ist sein Name, soweit ich mich erinnere, in den Streitigkeiten jener Zeit nicht mehr öffentlich genannt worden. Aber als Staatsdiener, als Katholik und aus persönlicher Anhänglichkeit fühlte er sich verpflichtet, seinem kaiserlichen Herrn seine Ansichten nicht vorzuenthalten. Daraus ist ein Meinungs austausch hervorgegangen, der auch an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben darf, wenn nicht ein wichtiger Zug in dem Charakterbilde Reumonts fehlen soll. „Ich bin“, sagt er in einer Denkschrift vom 17. August 1872, „kein Verteidiger von Tendenzen, wie sie in allerjüngster Zeit in der katholischen Kirche hervorgetreten sind. Von dem ersten Moment an, wo diese Tendenzen sich geltend machten, habe ich nicht aufgehört, vor Übertreibungen zu warnen, welche andere Übertreibungen hervorzurufen drohten. Vor drei Jahren, bevor das Konzil begann, habe ich vor Sr. Päpstlichen Heiligkeit selber meine ernste Besorgnis ausgesprochen, habe einflussreichen Kardinälen die Zustände, Stimmungen, Bedürfnisse meines Vaterlandes ohne Rückhalt geschildert. Während des Konzils habe ich vor den Gefahren gewarnt, die mit der Wiederbelebung mittelalterlicher Ideen verbunden wären, so wenig ich an die praktischen Konsequenzen glaubte, die auf der Gegenseite mit noch ärgerer Übertreibung, um die Gemüter zu schrecken, ins Feld geführt worden sind. Ohne vorgefasste Meinung und Parteigeist glaube ich meiner zwiefachen Pflicht, so als Katholik wie als Staatsbürger, redlich entsprochen zu haben. Als dann geschah, was ich befürchtete, als der Episkopat eine nach meinem Dafürhalten verderbliche Bahn einschlug, habe ich unumwunden ausgesprochen, dass ich es als ein grosses Unglück ansehe, und hierauf geschwiegen, als die Parteien einander zerfleischten. Dieselbe zwiefache Pflicht und mein aufrichtiges Bewusstsein drängen mich aber heute, Ew. Majestät Thron mich so hoffnungsvoll wie vertrauend zu nahen, an Allerhöchst Derselben gerechten zugleich und milden Sinn mich zu wenden.“

Er setzt dann in dieser und in einer zweiten Denkschrift vom 30. Dezember 1872 die Nachteile auseinander, welche die Massregeln und das Verfahren der Regierung mit sich brächten.

Missbilligt wird die Ausweisung der Jesuiten, deren Freund er nicht sei, deren Dasein er aber als eine geschichtliche Notwendigkeit betrachtet, und die eben erst in den Spitälern und auf dem Schlachtfelde eine aufopfernde Tätigkeit entwickelt hätten. Noch mehr beklagt er die Ausschliessung der Orden, namentlich der Schulschwestern, von dem Schulunterricht. Mit nachdrücklichen Worten schildert er den üblen Einfluss auf die Sittlichkeit, auf die Stimmung der Bevölkerung und die Gefahr, kommunistischen Grundsätzen den Weg zu bahnen. Für seinen Freimut erbittet er die Verzeihung des Kaisers: „Allerhöchstdero in Gott ruhender Bruder hat mich Jahre lang daran gewöhnt, meine Ansicht mit aller Offenheit auszusprechen, mit jener Ehrfurcht, welche Würde wie persönliches Gefühl und Pflicht vorschrieben, aber ohne Verstellung. Ich bin Ew. Majestät nie nahe gestanden wie König Friedrich Wilhelm IV., aber Ew. Majestät sind mir jederzeit ein gnädiger und gütiger Herr gewesen und haben mir in ernster Zeit ehrende Beweise des Vertrauens gegeben. Mit tausend Banden der Anhänglichkeit und Dankbarkeit an Amt und Königliches Haus geknüpft und voll lebendigen Gefühls für Preussens Wohlfahrt und Grösse, empfinde ich es aufs schmerzlichste, wenn, vielleicht zunächst nur durch Missverständnisse oder Ungeschick in der Ausführung, Dinge sich ereignen, die, meiner Ansicht nach, diese Wohlfahrt gefährden, das Vertrauen lockern, den konfessionellen Frieden stören können.“ Auf diese Vorstellungen erfolgte keine Erwiderung, und Reumont erwartete einen persönlichen Anlass, bevor er mit einer neuen sich an den Kaiser wagte. Einen solchen Anlass fand er als Mitglied der Kirchengemeinde bei dem Kampf um die Bonner Münsterkirche am 27. Januar 1876, sodann als geborener Aachener am 9. August des folgenden Jahres bei der Ausweisung der in seiner Vaterstadt sehr beliebten Ursulinerinnen von St. Leonhard und bei der Schliessung der Schulen des Instituts vom armen Kinde Jesu. Auch dem Kronprinzen wurde während der Regentschaft am 23. Juni 1878 die Angelegenheit ans Herz gelegt. Immer kommt dann Reumont von dem einzelnen Falle zu einer allgemeinen Betrachtung des grossen Konfliktes. Er verweilt aber nicht bei den Kampfgesetzen, sondern in grossen Zügen schildert er, für den Kaiser gewiss das eindrucksvollste, die immer sich steigenden verderblichen Wirkungen des Streits zwischen Staat und Kirche, die Missstimmung der Bevölkerung, die doch in den

Kriegen des letzten Jahrzehnts so glänzend ihre Treue und Opferwilligkeit bewährt habe, die drohende Entsittlichung, wenn die Geistlichkeit des Einflusses auf die Volksschule beraubt würde und das Umsichgreifen sozialistischer Grundsätze. Eine unmittelbare Erwiderung von höchster Stelle erfolgte freilich auch jetzt nicht, aber es fragt sich doch, ob solche Worte aus solchem Munde ihre Wirkung ganz verfehlt haben. Was den Ausschlag gab, war freilich die veränderte Strömung der Zeit, namentlich das drohende Überhandnehmen der Sozialdemokratie, der erschreckende Eindruck zweier Mordversuche gegen die geheiligte Person des Monarchen am 11. Mai und 2. Juni 1878, endlich die Erkenntnis, die dem klaren Auge des Reichskanzlers nicht verborgen bleiben konnte, dass man sich auf abschüssiger Bahn befinde, und dass auf dem bisherigen Wege schlechterdings nichts zu erreichen sei. So geschah es, dass nach der Thronbesteigung Leos XIII. am 20. Februar 1878 Verhandlungen ihren Anfang nahmen, und dass das Gesetz vom 14. Juli 1880 wenigstens die unleidlichsten Missverhältnisse zu beseitigen bestrebt war. Reumont war freilich durch die bloss diskretionäre Gewalt, die dem Ministerium übertragen wurde, wenig befriedigt, er fühlte fort und fort die gerade in seiner Umgebung besonders empfindlichen Nachwirkungen der noch immer zu Recht bestehenden kirchenpolitischen Gesetze. Mit dem Neujahrswunsch für 1881 kann er sich nicht versagen, die Bitte zu verbinden, der Kaiser möge seinem Volke den Frieden wiedergeben. Das Unheil sei noch im Zunehmen; von 700 Pfarreien der Diözese seien 200, darunter seine eigene, des Pfarrers beraubt. Jetzt zum erstenmal erfolgt eine Erwiderung des Kaisers in einem Schreiben, das 4 Seiten eines mässigen Oktavblattes füllt. Es bezeichnet genau die Auffassung des Monarchen:

Berlin, 4. 4. 81.

Wenngleich ich es noch unterlassen hatte, Ihnen für Ihre Wünsche beim Jahreswechsel meinen aufrichtigen Dank zu sagen, haben Sie sich doch nicht abhalten lassen, gleiche liebe Wünsche zum 22. März mir darzubringen, letztere mit einem trüben Blick auf die grause Tat in Petersburg, die mir einen bewährten treuen Freund raubte! ¹⁾ Für beide Briefe finden Sie hier also meinen wahrhaften Dank.

1) Alexander II. wurde am 13. März 1881 ermordet.

In erstem genannten Brief berühren Sie die leidigen Zustände in der katholischen Kirche und fordern mich wiederholentlich auf, für die Besserung derselben ein Herz zu haben. Das habe ich wahrhaftig, aber da der Bruch nicht von mir ausging, sondern von dem Ungehorsam der katholischen Kirchenfürsten gegen die Landesgesetze, so mussten verschärfte Gesetze gegeben werden unter Zustimmung des Parlaments. Das war in zwei Worten der Beginn der Zerwürfnisse. Es folgt daraus, dass nicht von meiner Seite die ersten Schritte zur Besserung ausgehen konnten. Mit dem Wechsel des Pontifikats regte sich endlich in demselben eine mildere Anschauung, aber immer wenn man zum Handeln kam, müssen sich in Rom Einflüsse geltend gemacht haben, die die freundlichen Absichten des Papstes zurückdrängten. So nahm dieser die Wunschweise gegen den Erzbischof von Cöln ausgesprochene Weisung, die Praesentation der anzustellenden Geistlichen, augenblicklich zurück, als eine Gegenleistung von uns, durch die den Kammern vorzulegenden Prinzipien einer Gesetzes Vorlage, zur Kenntnis der Kurie kam, die leider durch die Kammern als Rumpf Gesetz geböhren wurde.

Und da jene Wunschweise Vorlage an eine Adresse gerichtet war, den Erzbischof von Cöln, der für uns nicht mehr existiert, so hatten wir über die Art der Ausführung dieses Wunsches andere Wege einzuschlagen gewünscht, aber nie eine Antwort erhalten; dagegen ist jetzt ein sehr anerkannter Weg zur Verständigung, durch Besetzung der Administration der gesperrten Diözesen durch Geistliche, geschehen, dem wir unserer Seits umgehend wieder entgegenkommen werden. Somit scheint das Eis wenigstens gebrochen zu sein und [wird] hoffentlich immer weiter schmelzen.

Ihr
Wilhelm.

Wie genau der Kaiser von der Lage der Dinge unterrichtet war, ergibt sich, wenn man folgende Tatsachen in Betracht zieht. Leo XIII. hatte noch am Tage seiner Wahl, am 20. Februar 1878, ein versöhnliches Schreiben an den Kaiser gerichtet und nach längeren Verhandlungen zwischen dem päpstlichen Nuntius Jacobini und dem deutschen Botschafter Fürsten Reuss in Wien war am 24. Februar 1880 ein Breve an den Erzbischof von Cöln ergangen, welches die vorgängige Anzeige der von den Bischöfen zu

wählenden Pfarrer für zulässig erklärte. Ein Beschluss des preussischen Staatsministeriums vom 17. März betrachtete dies Breve als ein Zeichen friedlicher Gesinnung, aber nicht als ausreichend. Erst wenn die Regierung tatsächliche Beweise in Händen habe, werde sie von der Volksvertretung Vollmachten zu erlangen suchen, welche die von der römischen Kirche als Härte empfundenen Bestimmungen mildern oder beseitigen könnten. Diese Erklärung machte in Rom, wie sich aus einer Depesche des Kardinalstaatssekretärs Nina an Jacobini vom 16. April entnehmen lässt, einen peñdlichen Eindruck. Auch was dort über die Absichten des preussischen Ministeriums bekannt wurde, scheint nicht befriedigt zu haben. Das Breve vom 24. Februar, welches schon durch ein Schreiben des Kardinalstaatssekretärs an den Nuntius in Wien vom 23. März erhebliche Einschränkungen erfahren hatte, wurde in einem Schreiben Ninas vom 14. Mai zurückgenommen und jede Unterhandlung stockte¹⁾. Die preussische Regierung ging nun aus eigenem Antriebe vor, indem sie im Mai eine Vorlage an den Landtag brachte, kraft welcher die Anwendung der Kirchengesetze beinahe vollständig von ihrem Ermessen abhängen sollte. Diese Vorlage wurde jedoch zum grösseren Teile abgelehnt, und der Kaiser bezeichnet nicht ohne Grund das Ergebnis der Verhandlungen, das Gesetz vom 14. Juli, als einen Rumpf. Immerhin wurde die Besetzung und kommissarische Verwaltung der Bistümer darin vorgesehen und das Zugeständnis gemacht, dass weibliche Ordensgenossenschaften, die sich ausschliesslich der Krankenpflege widmen, nebenbei den Unterricht und die Pflege von Kindern, die sich noch nicht im schulpflichtigen Alter befänden, übernehmen dürften. Was Reumont wohl am wenigsten befriedigte, war der Umstand, dass jede Bewilligung ganz von dem Belieben des Ministeriums abhängig blieb. Immerhin hatten die Beziehungen zwischen Preussen und dem päpstlichen Stuhle sich freundlicher gestaltet. In Paderborn war die Verwaltung am 26. Februar 1881 auf den Kapitularvikar Drobe übergegangen, für Trier wurde der Strassburger Domherr Korum am 12. August vom Papste zum Bischof ernannt, am 29. von der Regierung bestätigt und kurz darauf vom Kaiser in Berlin empfangen. Auch Fulda erhielt am 10. November einen Bischof, Breslau am 27. Oktober einen Kapitularvikar;

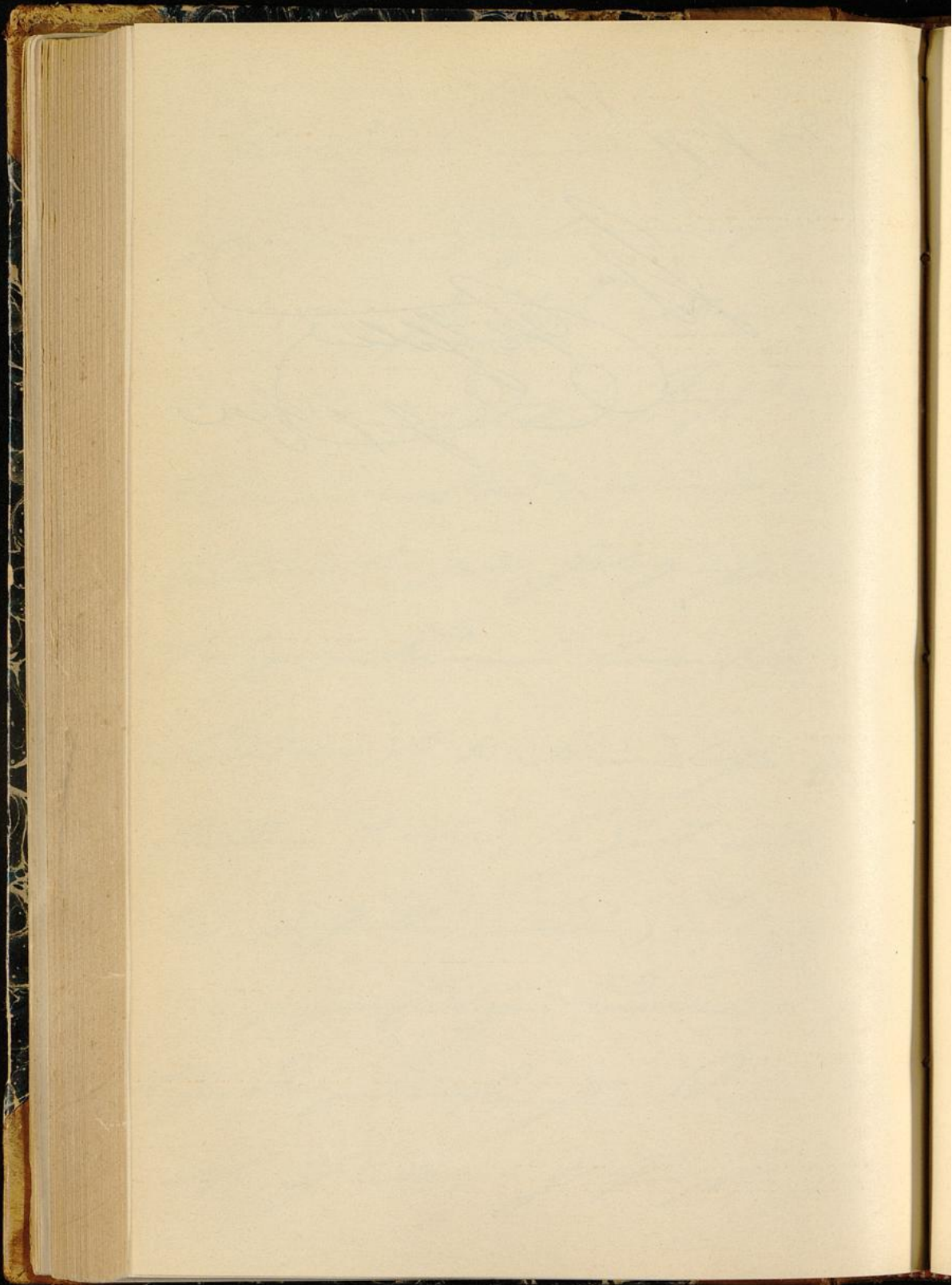
1) Vgl. Schulthess, Europäischer Geschichtskalender 1880, S. 73, 108, 152.

Leitlin 9. 2. 82

Prüfung wieder sehr wohl
Prüfung der 2. Teil nicht mehr
Der Unterricht in dem Land
für den kann Prüfung ganz
wieder sehr, zeigen es auch sehr
den Kindern in der in dem Land
dann, die sein Land der
Abrechnung die es nicht mehr
bezug haben, Fortschrittsprüfung
in der Prüfung der Land der
ein von der Land in dem Land
die Abrechnung
auf der Land. die sein sehr
auf der Land der Land der Land.

und dem Herrn!

H. P. P. P.
P. P. P. P.
P. P. P. P.



die preussische Gesandtschaft beim Vatikan sollte hergestellt werden, und in Vorbereitung befand sich eine neue Vorlage an den Landtag, aus welcher das Gesetz vom 31. Mai 1882 hervorging. Bis dahin, also beinahe zwei Jahre, währte es aber, ehe in den gesetzlichen Bestimmungen eine Veränderung eintrat, und Reumont scheint in seinem Neujahrsgruss für das Jahr 1882 die alten Klagen und Wünsche erneuert zu haben. Etwas gereizt antwortet der Kaiser:

Berlin, 9. 2. 82.

Wenngleich wieder sehr verspätet, so empfangen Sie doch nicht minder erkenntlich, meinen Dank für Ihre treuen Wünsche zum neuen Jahr. Möge es uns äusseren Frieden erhalten und inneren fördern. Sie scheinen leider diese Förderung die ich nicht nur angebahnt habe, nicht sonderlich freundlich zu begrüßen, obgleich ich noch soeben durch eine neue Vorlage an den Landtag diese Förderung bethätigt habe und dies schon sehr erfreuliche Folgen gehabt hat.

Nachdem wir durch die Maigesetze aussprechen mussten, wer in Preussen allein regiert, und dies vom jetzigen Papst vollkommen verstanden wurde und er seitdem bei jeder Gelegenheit sein Entgegenkommen beweiset, — seitdem ist die Friedensbahn beschritten und wird, so Gott will, weiter beschritten werden, unbeschadet der gegenseitigen unveräusserlichen Regierungsrechte. Seien Sie also, ich bitte, nicht Päpstlicher als der Papst!

Ihr

Wilhelm

Imp. Rex.

In der Antwort, welche zunächst seine Geburtstagswünsche zum Ausdruck bringt, sucht Reumont sich zu verteidigen. Er dankt für die edlen Bemühungen des Kaisers, doch sei noch nicht alles erreicht. Eine grundsätzliche Änderung der Gesetze, Freiheit der Kirche auf ihrem Gebiete sei erforderlich. Er schliesst mit den Worten: „Halten Ew. Majestät mir meine freimütigen Worte zu Gnaden. Es ist das letztmal, dass ich vor Allerhöchstdenselben diese Frage zu berühren wage. Habe ich gefehlt, so bitte ich um gnädige Verzeihung. Nie habe ich über den Kulturkampf eine Zeile geschrieben, nie an irgend einer Versammlung, auch der gemässigtsten nicht, oder irgend welcher Demonstration mich beteiligt, nie Schuld oder Unschuld einer Seite zugemessen. Aber

der Kulturkampf ist mir als entsetzliches Unglück und in den materiellen Mitteln, welche gegen völlig Wehrlose angewandt worden sind, als Unrecht erschienen. Ich bin ein bejahrter, schwerleidender Mann, von der Welt zurückgezogen und nichts von ihr erwartend, nichts wünschend und hoffend, als im Frieden zu enden. Gott segne die Bemühungen Ew. Majestät und des Hauptes der katholischen Kirche zur Wiederherstellung dieses Friedens! Ich bin in der Geschichte nie einem Heil begegnet, welches aus dem Kampfe zwischen Kirche und Staat entsprungen wäre. Nur gegenseitiges Vertrauen kann sie fördern.“

Reumont ist gleichwohl noch einmal zu einer Aussprache gekommen, sogar zu einer mündlichen. Der gütige Monarch mag selbst das Bedürfnis empfunden haben, sich mit einem Manne von so erprobter Treue und Anhänglichkeit ins Einvernehmen zu setzen. Am 30. Juni desselben Jahres konnte Reumont, aus Italien zurückkehrend, sich in Ems dem Kaiser vorstellen. Den Inhalt der Unterredung hat er selbst zwei Tage später in Bonn zu Papier gebracht. „Der Kaiser“, schreibt er, „der mir nach der Tafel sagte, er habe mit mir zu reden, und mich dann in seinem Kabinett empfing, begann mit den Worten, er hege den sehnlichsten Wunsch, den Frieden mit der katholischen Kirche herzustellen; der Papst sei von demselben Wunsche beseelt, immer aber, wenn man vorwärts zu kommen hoffe, machten sich in Rom Einflüsse geltend, welche das Zustandekommen eines Einvernehmens hinderten. Die katholische Kirche wolle sich ausserhalb des spezifisch religiösen Gebietes als unabhängige Macht hinstellen. Das dürfe nicht sein. Die katholische Partei, die man das Zentrum nenne, sei z. T. aus Elementen zusammengesetzt, welche weniger kirchliche als partikularistische Zwecke verfolgen. Diese Einwürfe waren mir nicht neu; ich hatte sie teilweise schon vom Kaiser selbst durch seine Briefe vernommen. Ich dankte dem Kaiser zunächst für das mir bewiesene gnädige Vertrauen und seine vieljährige Güte. Euer Majestät, sagte ich, haben mir neu-lich einen kleinen Klaps gegeben. Ja wohl, erwiderte er, ich habe Ihnen gesagt, Sie sollten nicht päpstlicher sein als der Papst. Ich kann nur wiederholen, bemerkte ich, dass ich Euer Majestät getreuester und anhänglichster Diener bin und nichts als Wiederherstellung der Eintracht wünsche. Gestatten Euer Majestät mir ganz offenherzig zu reden, wie ich es in meinen Briefen getan habe. Ich

bin keineswegs mit allem einverstanden, was, namentlich zu Anfang des Konfliktes, auf katholischer Seite geschehen ist, und eine katholische Partei als solche im Landtag hat mir wegen der Vermengung kirchlicher und politischer Dinge von vornherein Bedenken eingeflösst. Der Konflikt aber und die damit zusammenhängende Bewegung, wie die Bildung der grossen Partei, als deren Repräsentant das Zentrum dasteht, ist nicht katholischerseits, sondern durch die königliche Regierung veranlasst worden. Ihre Bischöfe, fiel der Kaiser ein, haben den Gesetzen den Gehorsam verweigert und Massregeln veranlasst, die den Ungehorsam strafen. Halten Euer Majestät, erwiderte ich, zu Gnaden, wenn ich meine Meinung ohne Rückhalt äussere. Es folgt nun eine Unterredung, wie sie im wesentlichen schon in den früher erwähnten Denkschriften und Briefen angedeutet wird. Reumont führte aus, man habe das Wünschenswerte in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat durch freundliches Übereinkommen mit den Bischöfen erreichen können. Statt dessen sei die Regierung zu Gewaltmassregeln geschritten; dies habe zur Folge gehabt, dass, wo in Preussen hundert sogenannte Ultramontane sich gefunden hätten, tausende daraus geworden seien, und dass die Zentrumsparthei immer mehr Kraft und Konsistenz gewonnen habe, während die Regierung um keinen Schritt vorwärts gekommen sei. Zum Glück habe die unerschütterliche Anhänglichkeit des Volkes an den Kaiser und das Bewusstsein der von der preussischen Regierung während einer langen Reihe von Jahren empfangenen Wohltaten manche schlimme Folge verhütet, und man begrüesse freudig die Anfänge besserer Verhältnisse. „Ich wünsche“, erwiderte der Kaiser, der mit ruhiger Miene zugehört hatte, „dass die getroffenen Einleitungen zum Ziele führen mögen. Es kommt auf die Haltung der Katholiken und ihrer kirchlichen Behörden an. Soeben ist derjenige von mir gegangen, durch dessen Ernennung der erste Versuch der Versöhnung geschehen ist. (Der Bischof von Trier hatte vor mir Audienz beim Kaiser gehabt.) Ich habe heute zuerst über kirchliche Angelegenheiten mit ihm gesprochen, wovon bei seiner Audienz in Berlin nicht die Rede war. Von Ihrer treuen Anhänglichkeit bin ich überzeugt, Sie haben dieselbe meinem verewigten Bruder bewiesen und ich baue darauf. Ihren letzten Brief (es war derjenige, in welchem ich des Kaisers Mahnung ausführlich und unter Schil-

derung der durch die zehn Kriegsjahre erzeugten Missstände eingehend beleuchtete), habe ich noch nicht beantworten können. Dann stand der Kaiser auf, der mich in nächster Nähe niedersitzen geheissen hatte, und reichte mir mit freundlichstem Ausdruck die Hand.⁴

Reumont schied aus der Audienz mit der sicheren Überzeugung, dass der Kaiser eine Versöhnung herbeiführen wolle. Die folgenden Jahre werden diese Überzeugung bestätigt haben, wenn es auch zu einer neuen Erörterung der kirchlichen Fragen zwischen dem Kaiser und ihm nicht mehr gekommen ist. Es war gewiss eine Beruhigung seiner letzten Tage, dass er das Gesetz von 1886 und die Gesetzesvorlage des folgenden Jahres noch erleben konnte. Mit ungemindertem Interesse und, man darf hinzufügen, mit ruhigem, unparteiischem Blick hat er die Entwicklung verfolgt. Noch am 22. Januar 1887, vom Krankenlager, schrieb er mir darüber. Seine Worte lassen erkennen, dass er weder auf der einen noch auf der anderen Seite einen Triumph oder ein Canossa ersehnte, sondern das, womit man hätte anfangen sollen, eine friedliche Vereinbarung, als wünschenswerten Ausgang betrachtete.

Wir würden aber fehl gehen, wollten wir in den erwähnten Denkschriften und Briefen die einzigen Berührungspunkte des Kaisers mit Reumont erblicken. Eine ganze Reihe von Billetten und Telegrammen beweist auch für jene späten Jahre das Gegenteil. Die meisten beschränken sich auf eine Danksagung für einen Glückwunsch oder für die Übersendung eines Buches, doch liebt es der Kaiser, auch dann die übliche Formel durch eine persönliche freundliche Beziehung zu beleben. Wenn er am 11. Mai 1874 für die Übersendung des Lorenzo de' Medici dankt, fügt er hinzu: „Erwäge ich, mit welcher glücklicher Hand Sie tief eindringend in den Charakter von Zeit und Personen auch diese umfassende Arbeit zur Vollendung gebracht haben, so muss ich es im Interesse der historischen Wissenschaft bedauern, dass Sie willens sind, von dem Dienste derselben schon jetzt zurückzutreten, und ungern werde ich mich daran gewöhnen, Sie nicht mehr schaffend in den ersten Reihen der Geschichtsforscher zu sehen.“ Und als er nur 1 $\frac{1}{2}$ Jahre später den ersten Band der Geschichte Toskanas erhält, bemerkt er, vielleicht mit einem Anfluge von Heiterkeit, am 12. Januar 1876: „Es ist mir eine angenehme Überraschung gewesen, aus Ihrem Schreiben vom 15. Dezember

vorigen Jahres zu ersehen, dass Sie Ihre frühere Absicht, der Geschichtsschreibung zu entsagen, aufgegeben haben.“ Das lebhafteste Interesse wandte er, wie sich denken lässt, dem Buche über Friedrich Wilhelm IV. zu. Reumont, immer bemüht, die Bestrebungen des Königs für eine Neugestaltung Deutschlands ins Licht zu setzen, hatte gebeten, das Telegramm aus Ferrières vom 8. März 1871, in welchem der Kaiser sein Werk als die Vollendung der Wünsche seines Bruders bezeichnet, am Schluss des Buches drucken zu dürfen. In einem eigenhändigen Briefe erfolgt die Antwort:

Berlin, 9. 9. 84.

Ihr Schreiben von gestern beantworte ich bei Rücksendung der Anlage, bejahend, wenn Sie es bei Ihrer Arbeit zur Wahrheitstellung meines Königlichen Bruders, — le Roi martyr — zu benutzen wünschen. Alles was Ihre schöne Aufgabe befördern kann, werde ich mit Freuden thun, doch ist die Einlage doch nur ein sehr schwaches Dokument in dieser Richtung.

Ihr
Wilhelm.

Hoffentlich sehen wir uns in einigen Wochen.

Dass die Verleihung des Exzellenz-Titels am 28. Juni 1885 auf persönliche Anregung des Kaisers erfolgte, gab dieser Gnadenbezeugung für Reumont erhöhten Wert.

Die stetige, dauernde Entwicklung, durch welche die ganze Wirksamkeit Reumonts bezeichnet wird, sie zeigt sich auch in seinem Verhältnis zum Kaiserhause. Es ist ein Verhältnis der edelsten Art, begründet nicht auf sklavische Augendienerei, sondern auf wahre Anhänglichkeit, Ehrfurcht und Pflichtgefühl, ohne das Recht auf eine eigene Meinung und die Möglichkeit, sie zum Ausdruck zu bringen, zu verkümmern.

Verzeichnis der auf den vorhergehenden Blättern genannten Schriften Reumonts.

-
- Aachens Liederkranz und Sagenwelt. Aachen, Mayer. 1829.
 Andrea del Sarto. Leipzig, Brockhaus. 1835.
 Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden. Stuttgart, Cotta, 1835.
 Rheinlandsagen, Geschichten und Legenden. Cöln, Kohlen. 1837.
 II. Auflage 1844. — Französische Übersetzung Paris 1838.
 Englische " Brüssel 1838.
 Italia. Berlin, Duncker. 1838/40. 2 Bde.
 Römische Briefe von einem Florentiner. Leipzig, Brockhaus. 1840/44.
 4 Bände.
 Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina. Firenze, Vieusseux. 1841. Supplement (1841—1860). Firenze 1875.
 Dichtergräber: Ravenna, Arquà, Certaldo. Berlin, Duncker. 1846.
 Stratford und Kenilworth. Morgenblatt 1847, Nr. 210—14, 219—21.
 Ganganelli, Papst Clemens XIV. Seine Briefe und seine Zeit. Berlin, Duncker. 1847.
 Florenz und Rom während der Revolution. Morgenblatt 30. Juni 1849 fg.
 Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter spanischer Herrschaft. Berlin, Decker. 1851. 2 Bde. — Englisch London, Bohn. 1854.
 Beiträge zur Italienischen Geschichte. Berlin, Decker. Bd. I u. II 1853, III u. IV 1855, V u. VI 1857. Darin Bd. I: Galilei und Rom. — Bd. II: Francesco Burlamacchi. — Bd. III: Gaeta, Erinnerungen aus dem Jahre 1849. — Bd. IV: Die letzten Zeiten des Johanniterordens. — Bd. VI: Fluchtversuch der Königin von Etrurien aus Nizza im Jahre 1811. Episode der Napoleonischen Herrschaft in Italien.
 Die Jugend Katerina's de' Medici. Berlin, Decker. 1854. 2. Auflage 1856. — Italienisch von H. Bianciardi. Florenz, Lomonier 1858. — Französisch von Armand Basset. Paris, Plon. 1864.
 Die Gräfin von Albany. Berlin, Decker. 1860. 2 Bde.
 Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Berlin, Decker. 1862. 2 Bde. — Darin Bd. II: Friedrich Wilhelm IV. — Sir Frederick Adam. — Frederick North, Graf von Guilford.
 Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia. Berlin, Decker. 1863.

Geschichte der Stadt Rom. Berlin, Decker. 1867/70. 3 Bde. Band III in zwei Teilen.

Manfredini und Carletti. Episode der Revolutionszeit. Historische Zeitschrift Bd. XXIV. 1869.

Pro Romano Pontifice. Rückblick und Abwehr. Bonn, Henry. 1871.

Des Claudius Rutilius Namatianus Heimkehr, übersetzt und erläutert von Itasius Lemniacus. Berlin, Decker. 1872.

Aachener Liederchronik. Mit einer Chronologie der Geschichte Aachens. Aachen, Mayer. 1873.

Lorenzo de' Medici il Magnifico. Leipzig, Duncker und Humblot. 1874. 2 Bde. II. Auflage. 1883.

Geschichte Toskanas seit dem Ende des florentinischen Freistaates. Gotha, Perthes. 1876/77. 2 Bde.

Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener, gesammelt und erläutert. Freiburg, Herder. 1877.

Biographische Denkblätter nach persönlichen Erinnerungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1878. Darin: Elisabeth, Königin von Preussen. — Wilhelm von Normann. — Cesare Alfieri. — Dr. Joseph Müller.

Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild. 1792—1876. Gotha, Perthes. 1880.

Saggi di storia e letteratura. Firenze, Barbèra. 1880.

Vittoria Colonna. Leben, Dichten, Glauben im 16. Jahrhundert. Freiburg, Herder. 1881. — Italienisch von Giuseppe Müller und Ermanno Ferrero. Torino, Loescher. 1883.

Die Rheinische Flora. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. III (1881), S. 177 ff.

Kleine historische Schriften. Gotha, Perthes. 1882. Darin: Victor Amadeus' II. Thronentsagung und Ende. — König Gustav III. von Schweden in Aachen in den Jahren 1780 und 1791. — Mary Somerville.

P. P. A. Pocholle. Eine Erinnerung an die Napoleonische Ära. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. IV. 1882. S. 100 ff.

Girolamo Luchesi. Firenze 1883. Sonderabdruck aus: Archivio storico italiano. Serie IV, Bd. 12.

Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. Leipzig, Duncker und Humblot. 1885. II. Auflage. 1885.

Carlo Witte. Archivio Storico Italiano. Tomo XVI, 1885.

L. P. Gachard. Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. Bd. VII, 1886, S. 238 ff.

Charakterbilder aus der neueren Geschichte Italiens. Leipzig, Duncker und Humblot. 1886.

Leopold von Ranke. Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. Bd. VII, 1886, S. 608 ff.

Berichte und Notizen.

Herbstversammlung des historischen Vereins für den Niederrhein am 16. September 1902 zu Heinsberg.

Das Entgegenkommen der Eisenbahnverwaltung ermöglichte die Hinfahrt nach Heinsberg von Lindern aus durch Extrazug um 11 Uhr und die Rückfahrt um 5 Uhr. Der stellvertretende Vorsitzende Domkapitular Dr. Schnütgen eröffnete in der Schützenhalle die Versammlung, die sehr zahlreich besucht war und unter anderen den Landrat des Kreises Dr. Freiherrn v. Scheibler und den des Nachbarkreises Erkelenz Dr. Reumont in ihrer Mitte sah. Abgeordneter Dr. Vossen und Oberpfarrer Dr. Schneider hielten Begrüßungsansprachen, auf die der Vorsitzende antwortete. Darauf wurde ein Schreiben des Vereinspräsidenten Geheimrat Hüffer verlesen und an diesen ein Telegramm geschickt.

Nach Verlesung der Namen der verstorbenen Mitglieder, zu deren Ehrung sich die Versammlung erhob, widmete der Vorsitzende noch besondere Worte dankbarer Erinnerung den drei letzten Ehrenmitgliedern Erzbischof Simar, Hofrat Professor J. v. Ficker und Geheimer Archivrat Dr. Harless. Hierauf machte der Vorsitzende Mitteilungen über das gerade fertiggewordene Heft 74 der Annalen und über die Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Düsseldorf vom 22.—26. September, der das Heft 74 als Festheft gewidmet ist.

Die Reihe der Vorträge wurde eröffnet durch Pfarrer Lückerrath aus Waldfeucht über die Geschichte des Heinsberger Gebietes. Dasselbe war ursprünglich von den Kelten bewohnt, wurde dann von den Menapiern besiedelt, von Julius Cäsar aufgesucht, von den Sigambren mit Beschlag belegt, und unter Kaiser Augustus in die Provinz Germania inferior aufgenommen. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts kamen die salischen Franken in das Gebiet, in welches unter den merowingischen Königen das Christentum als herrschende Religion aufgenommen wurde. Die Klöster Süstern und Odilienberg wurden die Hauptstützen der Christianisierung, die Heiligen Otgerus, Wiro und Plechelmus von Odilienberg die Apostel des Landes zu Zeiten Pipins von Heristal. Die alten Herzogtümer zerfielen allmählich in einzelne Herrschaften und

Fürstentümer. Die Herren von Jülich und Heinsberg gewannen an Macht in diesem Gebiete. Im 12. Jahrhundert tritt Goswin der Ältere auf, dessen Sohn Goswin der Vater des grossen Cölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg war. Goswin der Jüngere gründete das Kloster Marienburg vor Heinsbergs Mauern; sein Nachfolger Dietrich vermählte sich mit einer Gräfin Sponheim. Kriegshändel und Verpfändungen allerlei Art beherrschten die Zeit bis zum 7. Februar 1357, der den Anschluss an das mächtig aufstrebende Jülich bezeichnet. An dieses verfiel Heinsberg vollständig nach dem Tode Johans I. unter Johann II., gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts, um von jetzt an die Geschichte des Herzogtums zu teilen. Das Stift zum hl. Gangolf wurde am 11. September 1802 aufgehoben, also vor gerade 100 Jahren. Reicher Beifall lohnte den Redner für sein anschauliches, in die Geschichte des Ortes und der Gegend vortrefflich einführendes Bild.

Landgerichtsdirektor Dr. Schmitz sprach sodann über die Baugeschichte der St. Gangolfkirche in Heinsberg. Auf dem Burgberg stand eine alte Pfarrkirche, die 1242 durch die Herrn von Heinsberg dem Prämonstratenserorden geschenkt wurde. Am Fusse des Burgberges wurde die Pfarrkirche erbaut. Der älteste Teil dieser neuen Pfarrkirche ist die dreischiffige Krypta, die sog. Kluft. Der über ihr errichtete frühgotische Chor wurde 1262 geweiht. Die im 15. Jahrhundert vorgesezte Hallenkirche mit sehr breitem Mittelschiff und hohen dreiteiligen Fenstern hat gute Verhältnisse; der mächtige Turm, der im Äusseren drei, im Inneren vier Geschosse zeigt, scheint ursprünglich zugleich fortifikatorische Zwecke gehabt zu haben. Bei der Restauration der Kirche, die bereits vor 50 Jahren begann, ist auf die alte Ausstattung nicht die gebührende Rücksicht genommen worden. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte die Versammlung dem Vortrag, der durch persönliche Erinnerungen des Vortragenden interessante Erläuterungen erhielt.

Daran anschliessend unterzog Dr. Edmund Renard die Grabdenkmäler der Gangolfkirche einer eingehenden Besprechung und regte insbesondere die Restauration des Epitaphs an. Diesem Vorschlag trat die Versammlung bei und der Vorsitzende unterstützte ihn durch warm empfehlende Worte.

Nach diesen Vorträgen begab sich die Versammlung zum Rathaus, woselbst eine überraschend interessante Ausstellung von Altertümern aus der Stadt und der Umgegend eigens für die Generalversammlung zusammengebracht war. Dann wurde die Pfarrkirche besucht, wo Dr. Schmitz und der Vorsitzende nähere Erläuterungen gaben; schliesslich wurde noch dem Burgberg mit seiner alten Kloster-ruine ein Besuch abgestattet.

Das Festmahl vereinigte noch 150 Teilnehmer bis zur Abfahrt des Extrazuges.

**Herbstversammlung des historischen Vereins für den Niederrhein
zu Bonn am 14. Oktober 1903.**

Die Versammlung, die im Gartensaale des Hôtel Kley in Bonn tagte, wurde gegen 11 Uhr von dem Vorsitzenden des Vereins, Geheimerat Hüffer, eröffnet. Unter den Anwesenden bemerkte man u. a. den Kurator der Universität Exzellenz v. Rottenburg und mehrere Professoren. Oberbürgermeister Spiritus entbot den Gruss der Stadt Bonn und führte dabei aus, wie wichtig die Erforschung der Lokalgeschichte für die Entwicklung einer Stadt sei. Bonn habe das wohl erkannt und deshalb ein Stadtarchiv begründet, in dem Dr. Knickenberg die allerdings spärlich erhaltenen Archivschätze geordnet habe. Im Namen des Vereins Alt-Bonn wies dessen Vorsitzender Dr. Knickenberg auf die geschichtliche Vergangenheit Bonns hin, wobei er ein Ereignis herausgreifend, über die Belagerung der Stadt durch General Coehorn eine gedrängte Übersicht gab. Der Vorsitzende stattete beiden Rednern seinen Dank ab, teilte die Gründe mit, die die Abhaltung einer Frühjahrsversammlung verhindert hatten und erstattete sodann einen Bericht über die ehrenvolle Stellung des Vereins. Die Mitgliederzahl 630 zeigt eine kleine Vermehrung im Verhältnis zu dem letzten Mitgliederverzeichnis. Dass sie noch nicht die alte Höhe wieder erreicht habe, das liege daran, dass der historische Verein jetzt am Niederrhein nicht mehr allein wirke, wie früher, sondern dass auf seine Anregung hin mehrfach historische Lokalvereine sich gebildet hätten, die ihm natürlich Mitglieder entzögen. Seit der letzten Generalversammlung habe der Verein 27 Mitglieder durch den Tod verloren, darunter namhafte um den Verein hochverdiente Männer wie den Domkapitular Stiefenhagen, die Reichstagsabgeordneten Lingsen und v. Grand-Ry, Professor Carl Adolf v. Cornelius, Rentner Scheben u. a. Vor allem zu beklagen sei der Tod des einzigen Ehrenmitgliedes Erzbischofs Simar, der dem Verein ein lebhaftes Interesse zugewandt habe. Die Anwesenden ehrten die Gestorbenen durch Erheben von den Sitzen. Ein Antrag des Vorstandes, Se. Eminenz, den Kardinal-Erzbischof Fischer von Cöln zu bitten, die Wahl zum Ehrenmitglied anzunehmen, wurde einstimmig genehmigt¹⁾.

Der Schatzmeister Helmken erstattete kurz Bericht über die Finanzlage des Vereins.

Der Vereinssekretär Professor Meister gab Nachricht über den Stand zweier Annalenhefte, insbesondere über den nahezu vollendeten II. Band der Inventare und Regesten aus den Cölnner Pfarrarchiven, den im Auftrage des Vereins Dr. Heinrich Schaefer bearbeitete²⁾. Gleich-

1) Der Herr Kardinal erteilte durch Schreiben vom 23. Oktober aus Eller in überaus gütigen Worten seine Zustimmung.

2) Bald darauf als Heft 76 der Annalen erschienen.

zeitig machte er im Namen des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine die Mitteilung, dass der Gesamtverein eine Ermässigung des Bezugspreises des „Korrespondenzblatts“ auf 3 Mark jährlich festgesetzt habe, wenn mindestens fünf Vereinsmitglieder abonnieren.

Daran schloss sich der wichtigste Gegenstand der Tagesordnung, die Vorlage der in mehreren Vorstandssitzungen umgearbeiteten Vereinsstatuten. Sie wurden vom Vereinssekretär Professor Meister vorgelesen und vom Vorsitzenden erläutert; wir bringen sie unten zum Abdruck. Die wichtigste Änderung besteht in der Aufhebung der besonderen sog. wissenschaftlichen Kommission und ihrer Verschmelzung mit dem Vorstand. Bezüglich der Vereinsbibliothek wurde ein Schreiben des Direktors der Cölner Stadtbibliothek Dr. Keysser verlesen, demgemäss die der städtischen Bibliothek überwiesenen Zeitschriften und Bücher des Vereins durch einen Stempel bezeichnet werden, der ihre Herkunft kenntlich macht. Die Satzungen wurden einstimmig angenommen; der Vorstand erhielt aber die Befugnis, kleinere und redaktionelle Veränderungen vor dem Neudruck vorzunehmen und dabei Wünsche, die etwa von Mitgliedern des Vereins noch an den Vorstand gelangten, zu berücksichtigen.

Darauf verlas der Vorsitzende ein Schreiben des Oberbürgermeisters Piecq von München-Gladbach, der den Verein zur Abhaltung der nächsten Generalversammlung einlud. Da der Vorstand vorschlug, in der nächsten Versammlung das Vereinsjubiläum am Sitz des Vereins in Cöln zu begehen, so wurde München-Gladbach für die darauffolgende Herbstversammlung in Aussicht genommen¹⁾.

Es folgten die Vorträge.

Zuerst sprach der Bonner Privatdozent Dr. Franz Schultz, über die Jugendzeit von Joseph Görres, indem er zugleich die bisher weniger gewürdigten späteren Beziehungen des grossen Sohnes der Rheinlande zu der deutschen Romantik beleuchtete, die dem Vortragenden aus Spezialforschungen besonders nahe liegt. Herr Dr. Schultz betonte zunächst, dass die einseitige Beurteilung dieses Mannes, nach welcher Richtung sie auch sei, heute überwunden ist, und dass die vielfachen Wandlungen im Leben von Görres natürlich und notwendig aus den Zeitverhältnissen hervorgingen. In Görres Jugendjahren ist der Schlüssel für das Verständnis des grossen Publizisten zu suchen. Die Darstellung dieser Jugendepoche ist aber gleichzeitig eine Aufgabe der rheinischen Kulturgeschichte! Wo heute am Ausgange der Rheinstrasse zu Koblenz der prächtige Gasthof zum Riesen steht, dort stand im letzten Viertel des 18. Jahrhundert das bescheidene Haus, in dem Joseph Görres am

1) Inzwischen hat der Vorstand sich entschieden, die Frühjahrsversammlung in München-Gladbach und die Jubiläumsversammlung im Herbst in Cöln zu halten.

25. Januar 1776 geboren wurde. Sein Vater betrieb einen blühenden Holzhandel. Seine Mutter war italienischen Geblüts. Der traditionelle Geist, der damals in der Rheinstadt herrschte, war durchaus nüchtern und auf praktische Bedürfnisse gerichtet. Niemand stand dem aufstrebenden Genius warnend und zurechtweisend zur Seite. Aber schon auf der Schule bewährte er seine grosse Veranlagung. Im Herbst 1793 waren seine Gymnasialstudien vollendet. Doch sein Wunsch, die Universität zu beziehen, wurde durch den hereinbrechenden Sturm der Revolution vereitelt. Wie der Vortragende bemerkte, herrscht über Görres Lebensjahre von 1794 bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts noch in den wesentlichsten Punkten manche Unklarheit. Bereits in den Jahren 1795 und 1796 soll Görres im Mainzer Jakobinerklub als Volksredner aufgetreten sein, und in der Tat sind drei überschwegliche und noch ziemlich unreife Reden betitelt: 1) „Am Fest des höchsten Wesens“, 2) „Am Fest der Jugend“, 3) „Am Fest des Alters“, bekannt geworden. 1796 bereits hatte der 20jährige Jüngling seine erste selbstständige Schrift verfasst: „Der allgemeine Friede, ein Ideal“, auch sie ist freilich noch wenig originell und vielfach unreif. Von 1798 an trat er mehr und mehr in die Öffentlichkeit, und zwar widmete er seine Bestrebungen der Gründung einer sog. cisrhenanischen Republik, die als selbständiges Staatsgebilde die Rheinlande umfassen sollte. An der Spitze des Koblenzer Patriotenklubs stehend, feierte er manchen rednerischen Triumph, er musste aber bald einsehen, dass seine Wirksamkeit für jene nicht verwirklichten Staatsgebilde ein Schlag ins Wasser war. Wichtiger ist, dass Görres in den Jahren 1798 und 1799 durch die Herausgabe zweier Zeitschriften ein Bahnbrecher der politischen Journalistik in Deutschland wurde. Über diese beiden Zeitschriften „Das rote Blatt“ und „Der Rübezahl“, die heutzutage zu den grössten Seltenheiten gehören, und von denen nur noch das erste in einem vollständigen Exemplar vorhanden ist, verbreitete der Vortragende zum ersten Male genügendes Licht. Immerhin wird der Mut bewunderungswürdig bleiben, mit dem Görres als Herausgeber dieser Zeitschriften trotz seiner republikanischen Begeisterung die Erpressungen und Bestechungen der französischen Beamten in den Rheinlanden geisselte. Mehrfach, sogar persönlich misshandelt, musste Görres im Juli 1797 seine Zeitschriften eingehen lassen, um seine persönliche Sicherheit nicht zu gefährden. Doch übernahm er noch im Herbst des Jahres 1799 eine Sendung nach Paris, um der Ungewissheit über das Schicksal der Rheinlande ein Ende zu machen. Der Blick hinter die Kulissen des Revolutionsschauspiels, der ihm in Paris vergönnt war, wo soeben Bonaparte die Macht an sich gerissen hatte, verursacht in ihm eine völlige Wandlung. Es war die einschneidendste Umkehr seines Lebens. Es galt ihm nunmehr für unwidersprechend, dass der Zweck der Revolution gänzlich verfehlt war, und dass nicht, wie er bisher geträumt hatte, die Bestimmung des Menschengeschlechts in Frankreichs Hand lag. Aus Paris zurückgekehrt, liess er eine neue Schrift erscheinen:

„Resultate meiner Sendung nach Paris“, die ein Testament seiner demagogisch wilden Jugend bedeutet. Vor allem ist ihm jetzt die Erkenntnis von dem Wesen der Nationalität aufgegangen. Hatte er früher die Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich für das Zweckmässigste erachtet, so weist er jetzt auf die tiefe, unüberbrückbare Kluft hin, die zwischen dem deutschen und dem französischen Nationalcharakter bestände. Görres war nun froh, aus dem Zusammenbruche wenigstens seine Liebe für Kunst und Wissenschaft gerettet zu haben. Der wissenschaftlichen und literarischen Betätigung gelten — wie Dr. Schultz über den engeren Rahmen seines Vortrages noch kurz ausführte — die nun folgenden Jahre seines Lebens. Gründlich veränderte sich auch seine äussere Lage. Seit 1799 war er als Lehrer der Physik an der Sekundärschule zu Koblenz angestellt. Am 14. September 1801 führte er seine Braut Katharina von Lassaulx, das geistreichste und schönste Mädchen von Koblenz heim. Sie entstammte einer Familie, die schon unter der kurfürstlichen Herrschaft für unabhängige Kunst und Wissenschaft in den kurtrierschen Landen eingetreten war. Sicherlich hat Görres dem Verkehr in dem schönggeistigen Hause Lassaulx für sein literarisches Wirken viel zu verdanken. Insbesondere aber vermittelte Katharina von Lassaulx Görres Beziehungen zu der Familie Brentano, und in Clemens Brentano, dem Schöpfer der deutschen Rheinromantik, der in den Jahren 1800—1803 häufig in Koblenz einkehrte, lernte Görres Kunst und Wissenschaft der deutschen Romantik kennen, die damals auf der Höhe ihrer Blüte stand. Diese Bewegung auf literarischem Gebiete trat nun an die Stelle der politischen Umwälzungsgedanken. Romantische Neigungen führten ihn 1806—1808 nach Heidelberg. Sie liessen ihn einen der Wiedererwecker der deutschen Vorzeit werden und machten ihn endlich 1814 in seinem „Rheinischen Merkur“ zu einem patriotischen Vorkämpfer gegen Napoleon, und dies bedeutet den Höhepunkt seines Lebens und unvergänglichen Ruhmes!

Der Vorsitzende verband mit seinem Danke den Wunsch, dass Herr Dr. Schultz seine eingehenden Studien über Görres zu einem vollständigen Lebensbilde erweitern möchte. Dann berichtete Professor Dr. Aloys Schulte über den Verkauf von Handschriften aus dem Görreschen Nachlasse.

Wir sind erfreut, seine wertvollen Ausführungen im Wortlaut mitteilen zu können:

„Auch mir möge es gestattet sein, ein paar Worte über Görres zu reden, die freilich auch schmerzliche Gefühle hervorrufen werden. In den Tagen als Melchior und Sulpiz Boisserée die durch die Revolution und Säkularisation auf den Trödelmarkt vertriebenen altdeutschen Gemälde sammelten, da war es ein anderer, der an der Mosel von den handschriftlichen Schätzen — die auf einmal herren- und wertlos geworden waren — rettete, was in seinen Bereich kam. Das war der junge Görres. Seine Handschriftensammlung hat er mit nach München

genommen, einen Teil derselben, etwa die Hälfte kam an das Gymnasium in Koblenz, der Rest blieb im Besitze der Familie, ein Schatz, zu dem Niemand Zutritt erhielt.

Nun ist dieser Schatz verkauft worden und leider, leider muss ich sagen, von den 89 Handschriften kehrt nicht eine einzige in ihre Heimat, oder auch nur in den Westen Deutschlands zurück. Die Rheinprovinz hat mit dem Verkauf der Boisseréeschen Sammlung einen grossen Teil ihrer altdeutschen Bilder verloren, nun ist auch die Gelegenheit versäumt, die letzte, die sich bot, um einen Teil der alten handschriftlichen Schätze vom linken Rheinufer, die vor jetzt 100 Jahren so auseinandergetrieben waren, geschlossen, so wie sie Görres gesammelt, zu erwerben.

Aber wir haben doch zwei Trostgründe — einmal keine von den 87 Handschriften ist über das Meer gegangen und dann: der Hauptbestand, 66 Stück, ist von der königlichen Bibliothek in Berlin erworben worden, 7 weitere Handschriften bleiben in Süddeutschland, 1 ging nach Sachsen. — 5, das religiöse Leben im Spätmittelalter betreffend, hat ein österreichischer Privatgelehrter erworben. — Aber nach Frankreich gingen nicht weniger wie 5, darunter 3 sehr wertvolle an die Bibliothèque nationale, 3 nach England, darunter 2 wiederum hervorragende Stücke an das Britische Museum.

An Antiquare sind nur 2 Stück übergegangen, und endlich darf als noch auf dem Markte ein Kodex angesehen werden, den hochherzig zwei Münchener Professoren angekauft haben, um ihn Deutschland zu erhalten. Ob er noch in ihrem Besitze ist, weiss ich nicht.

Die Zahl alter Handschriften ist sehr gross. Da ich keine von den Handschriften selbst gesehen habe, muss ich mich auf den Katalog verlassen, der übrigens von einem Sachverständigen gearbeitet ist und wohl nicht erheblich irrt. Das 17. Jahrhundert 2, das 16. 5, das 15. 9, das 14. 17. Dem 13.—14. gehören an 10, dem 13. 9, dem 12.—13. 10. Dann kommen die schreibunlustigen Jahrhunderte: das 12. mit 2, das 11. mit 1, das 10.—11. mit 1. Das 9.—10. — Blüte karolingischer Kunst und Wissenschaft — 6, endlich das 9. mit nicht weniger als 15 Bändchen — sämtlich in der Rheinprovinz geschrieben.

Von diesen 21 in die karolingische oder frühe Ottonenzeit zurückreichenden Bänden — von denen bei 17 ausdrücklich angegeben ist, dass sie aus St. Maximin bei Trier stammen — sind drei unserem Vaterlande verloren gegangen: einen Augustinus, de consensu quatuor evangelistarum kaufte die Bibliothèque nationale, einen Miszellenband mit der Vita S. Brendani das Britische Museum, einen mit Initialen reichgeschmückten Priscian ein Londoner Privatmann, diese Handschrift, die für den Text einen hohen Wert hat, war fast die einzige Handschrift, über die wir Nachrichten hatten.

Ein reicher süddeutscher Privatmann rettete aus der ganzen Sammlung 5 Stück; darunter an alten Maximiner Handschriften: einen Cassiodor, de institutis et regulis monasteriorum — und einen hochwertvollen

mit Hieronymus beginnenden Sammelband, der chronologische Stücke enthält, aber auch die Annalen von St. Maximin.

Zwei deutsche Professoren kauften in dem ausgesprochenen Zwecke, diese Handschrift nicht dem Auslande verfallen zu lassen, die ausserordentlich wertvolle Sammlung von alten Klosterregeln des Benedikt von Aniane, die ein gründlicher Kenner des Frühmittelalters als den wertvollsten Kodex bezeichnete.

Berlin rettete uns einen Kommentar zur Apokalypse, die Sentenzen Gregors des Grossen, ein Speculum des hl. Augustin, Haymonis episcopi Halberstadenses in cantica canticorum u. a. m.

Wenn in diesen älteren Handschriften das altersgraue Maximin vorherrscht, so dominiert in den späteren Jahrhunderten das Cisterzienserkloster Himmerode in der Eifel, das Mutterkloster von Heisterbach. Dort vorwiegend die Gelehrsamkeit der Kirchenväter, hier eine jüngere Generation von Bildung und Interessen. Der Katalog bezeichnet 21 Bände als hierher stammend, aber aus St. Maximin sind auch noch sehr wertvolle Stücke.

Die Himmeroder Handschriften sind ganz vorwiegend theologischen Inhaltes. An rein historischen Zeugnissen erwähne ich das Epitaphium des Gründers von Himmerod, des sel. David (Nr. 10 saec. XV), eine Handschrift der revelationes der Hildegard von Schönau (saec. XIII), eine Handschrift des Eusebius, Leben der hl. Elisabeth (in einem an das Britische Museum verkauften Bande).

Aus dem Kloster Gnadenthal stammt eine Handschrift der Reisen des Felix Fabri von Ulm.

Der Rest dürfte auch durchweg rheinischer Herkunft sein. Ich will nicht das ermüdende Vorlesen und Zerlegen eines Handschriftenkatalogs allzuweit ausspinnen. Nur das rein Historische will ich hervorheben. Eine grosse Sammlung von Heiligenleben, die die Bibliothèque nationale erwarb, ein Formelbuch aus dem Prämonstratenserorden.

Wenn wir alle diese Handschriften aufzählen, die für die Rheinlande nun verloren sind, dann ist es allerdings ein schwacher Trost, dass direkt absolut unbekannte historische Schriften nicht darunter sind. Aber wie viel verlor die Geschichte der rheinischen Kunst, wie viel die Kulturgeschichte unseres Gebietes. Wir haben am Rhein kein St. Gallen, keine Reichenau, kein Fulda — kein Kloster von solcher Bedeutung für das Geistesleben unseres Volkes — aber wenn irgend eine Hoffnung besteht, ein wichtiges altes rheinisches Kloster auch in seinem geistigen Leben darzustellen, so ist es doch wohl St. Maximin oder Prüm. Und wäre es nicht einmal ein nützlicher Gedanke, die alten Handschriftenkataloge rheinischer Klöster bis zur Aufhebung hin zusammenzustellen?

Doch ich bin auf dem Boden rheinischer Geschichte zu wenig heimisch, um irgend eine Anregung geben zu können und zu wollen.

Wir dürfen nicht hoffen, dass eine grössere Zahl dieser Handschriften je wieder an die Mosel zurückkehren werde, wir müssen froh

sein, dass die königliche Bibliothek in Berlin mit ihren erheblichen Mitteln eingegriffen hat. Wir wollen nicht nörgeln, dass sie einzelne Stücke hat fahren lassen, die gerade aus lokalem Interesse hätten gekauft werden können. Die Organisation unserer preussischen Bibliotheken hat de facto Berlin zu der einzigen Bibliothek gemacht, die sich den Luxus eines Handschriftenankaufs noch gestatten kann. Wenn unsere Bonner Bibliothek dafür hätte Geld ausgeben wollen, sie hätte ihre dringendsten Aufgaben bei Seite setzen müssen.

Es ist nun einmal so, unsere Bibliotheken haben keinen Etat, um sich solchen Luxus zu erlauben. Wer heute für die Provinzen solche Schätze gewinnen will, der muss zuerst dafür sorgen, dass unsere Universitätsbibliotheken aus ihrer Not herauskommen. Die Zahl der jährlich erscheinenden Bücher wächst ständig, wie die der Bibliotheksbenutzer, aber was damit nicht entfernt wächst, das sind die Mittel zu Anschaffungen. Die Sache beginnt nachgerade sehr übel zu werden. Wenn unsere Provinzial-Universitäten keine bessere Bibliothekdotations erhalten, so wird früher oder später der wissenschaftlich jetzt noch hochstehende Betrieb der Wissenschaften, der auf die Bibliothek angewiesen ist, erlahmen. Dann werden die Provinzial-Universitäten hinter manchen ausländischen Hochschulen zurücktreten müssen. Wir Gelehrte schauen denn doch nachgerade mit patriotischen Schmerzen auf die Bibliotheken, die von reichen Geldleuten Amerikas mit Geldmitteln überschüttet werden.

Der anregende, in mancher Beziehung interessante Vortrag, veranlasste noch mehrfache Bemerkungen über den Zustand rheinischer Bibliotheken.

Zuletzt gab Professor Dr. F. Schroeder-Koblenz ein fein umrissenes Lebensbild Eulogius Schneiders, jenes einst vielgenannten Bonner Professors, der vorher Mönch und Hofprediger gewesen war, nachher als Anhänger der Revolution im Elsass eine blutige Tätigkeit entfaltete und, erst 37 Jahre alt, selbst das Schafott besteigen musste. Schneider (geb. 1756) war der Sohn armer Bauersleute aus der Nähe von Würzburg, aber von seltener Begabung. Eine Freistelle an der Universität, wo er dem Namen nach Jura studierte, in Wirklichkeit aber den schönen Wissenschaften nachging, verlor er infolge leichtfertigen Lebenswandels. Nun vollzog sich in ihm eine Umkehr, die ihn zum Eintritt in den Franziskanerorden veranlasste. Als Ordenspriester wurde er Lektor im Kloster Augsburg, wo er auch sein gediegenstes Werk, die Homilien des hl. Chrysostomus in deutscher Übertragung herausgab. Durch seine Predigt über Toleranz, ein in jener Zeit der Aufklärung besonders heikles Thema, brachte er sich aber zu den Anschauungen seiner Ordensbrüder in einen solchen Gegensatz, dass im Kloster nicht länger seines Bleibens war. Er siedelte daher zunächst nach Stuttgart über als Hofprediger des Herzogs Karl von Württemberg, bald aber als Professor der schönen Wissenschaften und griechischen Sprache an die neue Universität Bonn. Im Nebenamte gab er am Gymnasium

Religionsunterricht, zugleich war er als Prediger und Schriftsteller sehr rühlig. Wenn hier Vorwürfe gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben wurden, so sind diese zum Teil auf pädagogische Missgriffe Schneiders zurückzuführen. Wenigstens hat die gegen ihn geführte kirchliche Untersuchung nicht viel mehr ergeben. Seine scharf getadelten Gedichte können nicht als zuverlässige Zeugnisse seiner Gesinnung gelten, da sie anderen gleichzeitigen Äusserungen Schneiders widersprechen. So feierte er in ihnen die Revolution und die Zerstörung der Bastille, während er in seinen Predigten aus derselben Zeit die Fürstengewalt verteidigte. Dass seinen erotischen Gedichten reale Verhältnisse zu Grunde gelegen hätten, ist bisher nicht nachgewiesen worden. Eine grobe Taktlosigkeit machte ihn in Bonn unmöglich. Als sein „Katechetischer Unterricht in den allgemeinsten Grundsätzen des Christentums“ erschien und der Verkauf dieses Buches im Kurfürstentum verboten wurde, hatte er die Dreistigkeit, den Landesherrn persönlich darüber in seinem Schlosse zur Rede zu stellen, entzog sich aber den Folgen dieses Schrittes durch die Flucht. Sein Weg führte ihn jetzt nach Strassburg. Schneider wurde dort Vikar des konstitutionellen Bischofs und versah anfangs noch sein geistliches Amt, schwor später sein Priestertum ab und heiratete. Sein Leben ging nunmehr ganz in der revolutionären Idee und im politischen Kampfe auf, der sich bald besonders scharf gestaltete infolge des unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Franzosen und Deutschen. Schneider bekämpfte auf das heftigste das französische Element, dessen bitteren Hass er sich hierdurch zuzog. Gleichwohl wussten Schneiders Anhänger es durchzusetzen, dass er im Jahre 1793 zum öffentlichen Ankläger ernannt wurde. Mit der Guillotine zog er nun durchs Land, indem er zahlreiche hohe Geldstrafen und etwa 30 Hinrichtungen veranlasste. Er, der früher stets gegen Despotismus geeifert hatte, verfuhr dabei so gewalttätig, dass er selbst Kläger und Richter in einer Person war und später nicht einmal ordnungsgemässe Protokolle über die geführten Verhandlungen vorlegen konnte. In milderem Lichte erscheint seine Handlungsweise nur dadurch, dass sie weder von persönlicher Rachsucht noch von Eigennutz diktiert war. Er stand lediglich im Banne seiner überspannten Freiheitsideen, die er, wie so manche seiner Zeitgenossen, durch eine Herrschaft des Schreckens glaubte verwirklichen zu können. Trotz dieses aufrichtigen Fanatismus brachte eine schroffe Opposition gegen die französischen Republikaner ihm den Untergang. Als er von seiner Rundreise zurückkam, wurde er unter der Beschuldigung unrepublikanischer Gesinnung verhaftet und am 1. April 1794 in Paris guillotiniert.

Zu dem sich anschliessenden Mittagessen hatten sich zahlreiche Teilnehmer eingefunden; es wurde nicht nur durch heitere Trinksprüche gewürzt, sondern — da vorher keine Zeit mehr dafür übrig war — erfreute Professor Dr. Klinkenberg aus Cöln die Anwesenden durch einen geistvollen Vortrag über die Entstehung der Cölner Grinsage. Bürgermeister Hermann Grin, der unter Erzbischof Engelbert von

Falkenberg siegreich aus einem ihm von zwei Domgeistlichen aufgenötigten Löwenkampfe hervorging, soll diese Geistlichen zur Strafe in dem römischen Stadttor, dem sog. Pfaffentor, haben hängen lassen. Eine antike Sepulkralgruppe, den Kampf des Herakles mit dem nemeischen Löwen darstellend, die sich auf einem römischen Gräberfelde Cölns wieder gefunden hat, soll nach den Untersuchungen des Redners die Quelle der Sage sein. Den Beweis für diese Annahme findet er in der literarischen Überlieferung der Grinsage und der in den wesentlichsten Punkten übereinstimmenden bildlichen Darstellung beider Löwenkämpfe.

Satzungen

des im Jahre 1854 gegründeten

Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere für die alte Erzdiözese Cöln.

I. Grundbestimmungen.

§ 1. Der Historische Verein für den Niederrhein, insbesondere für die alte Erzdiözese Cöln, bezweckt die allseitige Erforschung der Geschichte dieses Landstriches und Veröffentlichung der Ergebnisse.

§ 2. Der Sitz des Vereins ist in Cöln.

§ 3. Jährlich finden in der Regel zwei Haupt-Versammlungen statt, auf denen Vereinsangelegenheiten besprochen und geschichtliche Vorträge gehalten werden, auch die Denkmäler des Ortes Berücksichtigung finden.

§ 4. Der jährliche Vereinsbeitrag beläuft sich auf 6 Mark. Dafür erhält jedes Mitglied unentgeltlich die beiden jährlich erscheinenden und im Buchhandel sich höher stellenden Hefte der Zeitschrift des Vereins nebst den Beiheften.

§ 5. Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden, dem Stellvertreter des Vorsitzenden, dem Schriftführer, seinem Stellvertreter, dem Schatzmeister und noch drei Mitgliedern.

§ 6. Die Wahlen für den Vorstand werden von der Hauptversammlung vorgenommen und gelten bis zum Schlusse eines Zeitraums von drei Jahren.

§ 7. Jedes Mitglied ist stimmberechtigt.

§ 8. Jede Hauptversammlung bestimmt den Ort, wo die nächste stattfinden soll.

II. Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes.

§ 9. Die auf dem Gebiete des Vereins gewonnenen Materialien und wissenschaftlichen Ergebnisse werden veröffentlicht in einer Zeitschrift, die in der Regel jährlich in zwei Heften erscheint. Sie führt den Titel: „Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiözese Cöln“. Es ist dem Vorstande überlassen, zu den Annalen Beihefte oder Ergänzungshefte herauszugeben.

§ 10. Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird durch den Vorstand besorgt. Der Vorstand vermittelt auch die Beziehungen zum Verleger, regelt die Ausgaben und entscheidet über die Verwertung zum Besten des Vereins.

§ 11. Neben Aufsätzen und Urkunden muss die Zeitschrift enthalten Berichte über die Hauptversammlungen, eine summarische Rechnungsablage, von Zeit zu Zeit ein Verzeichnis der Mitglieder und der Satzungen des Vereins.

§ 12. Der Vorstand hat zu bestimmen, welche Aufsätze und Urkunden in die Zeitschrift aufgenommen werden. Zu Änderungen ist der Vorstand nur unter Zustimmung der Einsender befugt.

§ 13. Zur Aufnahme von Einsendungen in die Zeitschrift ist nicht erforderlich, dass sie von Mitgliedern herrühren. Erwidernungen werden nur aufgenommen, wenn der Vorstand sie dem Vereinszwecke entsprechend findet.

§ 14. Die Festsetzung der Honorare erfolgt durch den Vorstand; als übliche Norm gilt bei Darstellungen 32 Mk. für den Bogen (2 Mk. für die Seite), bei Urkunden- und Textabdrücken 24 Mk. für den Bogen (1,50 Mk. für die Seite).

Die Abhandlungen dürfen nur mit Genehmigung des Vorstandes und mit der Bemerkung, dass sie in den „Annalen“ erschienen sind, in besonderer Ausgabe durch den Buchhandel vertrieben werden.

§ 15. Die Vereinsbibliothek ist mit der städtischen Bibliothek in Cöln verbunden. Die dem Verein durch Tausch oder Schenkung zufallenden Bücher und Zeitschriften werden in der Regel der städtischen Bibliothek in Cöln überwiesen; sie erhalten einen Stempel mit der Inschrift: „Bibliothek des Historischen Vereins für den Niederrhein“.

§ 16. Die Hauptversammlungen werden durch den Vorstand berufen.

§ 17. In jeder Hauptversammlung erstattet der Vorstand einen Bericht über die Lage des Vereins; wenigstens einmal jährlich erstreckt sich derselbe auf die Vermögensverwaltung, zu deren Prüfung von der Versammlung zwei Vereinsmitglieder ernannt werden.

III. Rechte und Pflichten der Mitglieder.

§ 18. Die Mitgliedschaft wird erworben durch Anmeldung bei einem Vorstandsmitgliede und auf dessen Vorschlag; sie geht verloren durch Abmeldung bei dem Vorsitzenden oder dem Schatzmeister, Verweigerung des Jahresbeitrags oder durch den Tod.

§ 19. Männer, die sich durch wissenschaftliche Leistungen, durch Schenkungen oder sonstige Förderung der Vereinszwecke um den Verein besonders verdient machen, können auf Vorschlag des Vorstandes durch die Hauptversammlung als Ehrenmitglieder aufgenommen werden.

§ 20. Jedes Mitglied hat den Jahresbeitrag (§ 4) in der ersten Jahreshälfte dem Schatzmeister portofrei zuzustellen. Unterbleibt solches, so wird dieser Beitrag mittels Nachnahme unter Zurechnung der Unkosten (50 Pfg.) erhoben.

§ 21. Jedes Mitglied hat das Recht auf Beteiligung an der Hauptversammlung in Person oder durch Vollmacht. Jedes auf der Hauptversammlung anwesende Mitglied kann für sich und seine Vollmachtgeber höchstens fünf Stimmen führen.

§ 22. Bei den Beschlüssen der Hauptversammlung gilt einfache Stimmenmehrheit der Anwesenden oder Vertretenen. Zu Satzungsänderungen gehört aber eine Mehrheit von drei Viertel unter wenigstens dreissig Stimmen. Ist die Zahl der Stimmen bei der ersten Beratung geringer, so muss die Entscheidung auf die folgende Hauptversammlung vertagt werden, welche nochmals beraten und, wenn auch weniger als dreissig Mitglieder anwesend oder vertreten sind, entscheiden wird.

§ 23. Jedes Mitglied und Ehrenmitglied erhält eine Urkunde seiner Aufnahme.

IV. Leitung des Vereins.

§ 24. Der Vorsitzende leitet die Hauptversammlungen sowie die Vorstandssitzungen. Der Schriftführer besorgt den Briefwechsel, soweit er nicht dem Vorsitzenden oder dem Schatzmeister obliegt. Der Schatzmeister besorgt alle die Vereinskasse betreffenden Geschäfte.

Verzeichnis der Mitglieder

des

Historischen Vereins für den Niederrhein.

(Geschlossen Ende Mai 1904.)

—*—

Ehrenvorsitzender.

Hüffer, Herm., Dr., Geh. Justizrat und Professor in Bonn. 1858.

Vorstand.

<p>Vorsitzender: Schrörs, J. H., Dr., Professor der Theologie in Bonn. 1890.</p> <p>Stellvertret. Vorsitzender: Schulte, Aloys, Dr., Professor der Geschichte in Bonn. 1903.</p> <p>Schriftführer: Meister, Aloys, Dr., Professor der Geschichte in Münster i. W. 1895.</p> <p>Stellvertret. Schriftführer: Schnüt-</p>	<p>gen, Alex., Dr., Domkapitular, Professor in Cöln. 1871.</p> <p>Schatzmeister: Schilling, Herm., Teilhaber der Buchhandlung J. & W. Boisserée in Cöln. 1903.</p> <p>Cardauns, H., Dr., in Cöln. 1870.</p> <p>Loersch, H., Dr., Geh. Justizrat, Professor in Bonn. 1862.</p> <p>Hansen, Jos., Dr., Professor, Archivdirektor in Cöln. 1885.</p>
---	--

Ehrenmitglieder.

Fischer, Antonius, Dr., Kardinal, Erzbischof von Cöln.

Ordentliche Mitglieder.

<p>Aachen, Stadtbibliothek. 1884.</p> <p>— Bibliothek des Landkreises Aachen. 1891.</p> <p>Adenauer, Rechtsanwalt, Dr. in Cöln. 1903.</p> <p>Ahrweiler, Stadtgemeinde. 1888.</p> <p>Albermann, Wilh., Bildhauer, Professor in Cöln. 1886.</p> <p>Arens, Dr., Kreisarzt in Erkelenz. 1901.</p> <p>Aretz, Fr., Kaplan in Ehrenfeld. 1900.</p>	<p>Arrenbrecht, Rendant des Erzb. Stuhles in Cöln. 1903.</p> <p>Asbach, Julius, Dr., Gymnasialdirektor in Düsseldorf. 1896.</p> <p>Ayx, Freiherr von, Landrat, Geh. Regierungsrat in Euskirchen. 1895.</p> <p>Bachem, F. X., Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer in Cöln. 1885.</p> <p>Ballas, Gymnas.-Oberlehrer a. D. in Linz a. Rh. 1887.</p>
---	---

- Barmen, Stadtbibliothek. 1887.
 Barth, Dr., Oberlehrer in M.-Gladbach. 1904.
 Baum, B. W., Pfarrer in Dattenfeld. 1884.
 Baumeister, W., Dr., Fabrikant in Cuchenheim. 1902.
 Baur, Landgerichtsrat in Essen a. d. Ruhr. 1897.
 Bechem, Pfarrer in Düsseldorf-Bilk. 1889.
 Becker, Pfarrer in Cöln-Sülz. 1898.
 Behler, Jos., Strafanstaltspfarrer in Siegburg. 1886.
 Beissel, General-Agent der Colonia in Hannover. 1891.
 Berchem, Graf von, Max, Wirkl. Geheimer Rat in München. 1881.
 Berlin, Königliche Bibliothek.
 Bertram, Dechant, Pfarrer in Brühl. 1898.
 Blank, Alb., Dr. in Höchst a./M. 1903.
 Blanke, W., Baurat in Cöln. 1894.
 Bläsen, Pfarrer in Enzen bei Euskirchen. 1903.
 Blittersdorff, von, Baron in Linz a. d. Donau. 1896.
 Block, J., Apotheker in Bonn. 1896.
 Board, H., in Düsseldorf. 1899.
 Bock, A., Dr. jur., Reichstagsabgeordneter in Aachen. 1875.
 Böhmer, Pfarrer, Hermülheim. 1898.
 Börsch, Ludwig, in Mülheim am Rhein. 1894.
 Börsch, Richard, Vikar in Beeck (Bez. Aachen). 1896.
 Bone, Dr., Prof. in Düsseldorf. 1882.
 Bongartz, Jos., in Düren. 1903.
 Bonn, Kreisbibliothek. 1870.
 — Stadtbibliothek. 1902.
 — Kgl. Universitätsbibliothek.
 — Lese- und Erholungsgesellschaft. 1886.
 Borka, Pfarrer in Ippendorf bei Wormersdorf. 1870.
 Bornewasser, Pfarrer in Essen a. d. Ruhr. 1897.
 Bosch, C., Kaufmann in Cöln. 1884.
 Botzem, Gerh., Apotheker in Lindlar. 1900.
 Brachel, Freiherr von, auf Burg Tetz b. Linnich. 1886.
 Brasse, Ernst, Dr., Gymnas.-Oberlehrer in M.-Gladbach. 1903.
 Breidenbach, Wilh., Rendant der kath. Pfarrkirche in Lindlar. 1891.
 Bremer, Religionslehrer in Essen a. d. Ruhr. 1898.
 Brester, Dr., Religionslehrer in Aachen. 1890.
 Breuer, Jos., Pfarrer in Cöln an St. Andreas. 1899.
 Brocke, Rob., Kaufmann in M.-Gladbach. 1904.
 Brockhoff, Kanonikus in Aachen. 1862.
 Broicher, W., Dr. med., Sanitätsrat in Cöln. 1884.
 Bruders, Pfarrer in Cöln-Bickendorf. 1885.
 Brühl, Bibliothek des Gymnasiums. 1897.
 Brüll, Dr., Rechtsanwalt in Aachen. 1891.
 Brüning, Ernst, in Krefeld. 1900.
 Buchkremer, Jos., Professor in Aachen. 1902.
 Büscher, Dr. jur., Landgerichtspräsident in Essen a. d. Ruhr. 1882.
 Burgund, Pfarrer und Definitor in Gelsdorf (Ahr). 1888.
 Busch, Pfarrer in Wirtzfeld b. Büllingen. 1871.
 Byns, Notar in Lechenich. 1902.
 Camphausen, Domkapitular und Dompfarrer in Cöln. 1884.
 Capteina, Kaplan in Viersen. 1904.
 Carnap, von, P., Rentner und Gutsbesitzer in Elberfeld. 1884.
 Caspers, Lehrer in Arloff. 1885.
 Claren, H., Apotheker in Heinsberg. 1902.
 Classen, A., Anstaltspfarrer in Düsseldorf-Derendorf. 1902.
 Clemen, Paul, Dr., Prof., Konservator der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, in Bonn. 1891.
 Cölln, von, Th., Justizrat, Rechtsanwalt in Cöln. 1884.
 Cöln, Dominikaner-Kloster. 1903.
 — Kirche St. Maria im Kapitol. 1889.
 — Marzellen-Gymnasium. 1903.
 — Stadtarchiv.
 — Stadtbibliothek.
 Commes, Carl, Kaplan in Königswinter. 1884.
 Contzen, L., Dr., Gymnasialdirektor in Bonn. 1884.
 Cosack, Konrad, Dr., Professor in Bonn. 1901.
 Courth, Cl., Dr., Rechtsanwalt in Düren. 1883.
 Cremer, Franz, Historienmaler in Düsseldorf. 1884.

- Cüppers, Conr., Dr., Direktor der Handelsschule in Cöln. 1886.
- Custodis, Aug., Justizrat, Notar in Cöln. 1898.
- Dalwigk zu Lichtenfels, Adolf, Freiherr von, Landrat in Wipperfürth. 1898.
- Daniels, Pfarrer in Honnef (Rhein). 1870.
- Darmstadt, Grossherzogl. Hess. Haus- und Staatsarchiv. 1895.
- Deichmann, Otto, in Cöln. 1887.
- Delvos, Pfarrer in Altenrath b. Donrath. 1890.
- Dethier, Carl Maria, Pfarrer in Linz a. Rh. 1898.
- Detten, von, Geheimer Reg.-Rat, Kanzler des Erzbischöfl. Stuhles in Cöln. 1896.
- Diel, Rud., Kaufmann in Cöln. 1903.
- Ditges, A., Pfarrer in Cöln. 1879.
- Ditzen, Pfarrer in Niederembt. 1902.
- Dobberke u. Schleiernmacher (Paul Hüttig), Buchhändler in Berlin. 1888.
- Docter, Heinr., Baugewerksmeister in Jülich. 1900.
- Döhmer, Rechtsanwalt in Cöln. 1902.
- Dormagen, N., Dr. med. in Cöln. 1884.
- Dorst, Fr., Justizrat, Notar in Cöln. 1902.
- Driessen, Dr., Dechant, Pfarrer in Kleve. 1854.
- Driessen, Pfarrer in Hersel. 1901.
- Duisburg, Leseverein. 1900.
- Dünn, Joh., Rentner in Cöln. 1890.
- Düren, Stadtbibliothek. 1881.
- Bibliothek des Gymnasiums. 1884.
- Düsseldorf, Provinz.-Verwaltung. — Staatsarchiv. 1903.
- Stadt (Ober-Bürgermeisteramt). 1903.
- Düsterwald, Frz. Xav., Dr., Domkapitular in Cöln. 1881.
- Düsterwald, P. J., Pfarrer in Lohmar. 1874.
- Eckert, Christ., Dr. jur. et phil., Professor der Handelshochschule in Cöln und der Universität Bonn, in Cöln. 1904.
- Effmann, W., Professor, in Kessenich b. Bonn. 1901.
- Ehlen, F., Dr., Professor, Religionslehrer in Cöln. 1895.
- Ehrenwall, von, Dr., Sanitätsrat in Ahrweiler. 1888.
- Eich, Pfarrer in Holzweiler. 1897.
- Eigel, Th., in Cöln. 1900.
- Elberfeld, Stadtbibliothek. 1884.
- Elders, Lehrer a. D. in Goch. 1886.
- Eller, Math., Pfarrer in Niederbachem b. Berkum. 1870.
- Eltz-Rübenach, Klemens, Freiherr von, in Wahn. 1894.
- Engels, Hub., Lehrer in Kirchheim b. Flamersheim (Rheinl.). 1884.
- Ermter, Pfarrer in Spiel b. Ameln, Kr. Jülich. 1870.
- Ernst, Oberpfarrer in Nideggen. 1898.
- Esch, Assessor in Cöln. 1887.
- Eschbach, Dr., Landgerichtsrat in Düsseldorf. 1884.
- Eskens, Pfarrer in Uetterath bei Randerath. 1902.
- Esser, Friedr., Rentner in Lohmar (Siegkreis). 1898.
- Esser, W., Bürgermeister a. D., in Brachelen. 1900.
- Euskirchen, J., Pfarrer in Essen-Altendorf (Rheinl.). 1898.
- Ewald, Wilh., Dr. phil. in Cöln. 1903.
- Fabricius, J. P., Privatgeistlicher in Dürscheven. 1874.
- Fabricius, Wilh., Dr. phil., in Darmstadt. 1894.
- Fassbender, Kaplan in Aachen. 1900.
- Fastenrath, Joh., Dr., Hofrat in Cöln. 1880.
- Fegers, Engelb., in Oedt (Rheinl.). 1897.
- Feldhoff, Hub., Pfarrer in Niederdollendorf. 1881.
- Felten, Wilh., Gymnasial-Oberlehrer in Neuss. 1892.
- Fettweiss, Pfarrer in Holt bei M.-Gladbach. 1904.
- Fey, Jos., in Aachen. 1885.
- Firmenich, Dr., Privatdozent in Bonn. 1899.
- Fisch, Pfarrer in Synthern b. Brauweiler. 1870.
- Fischer, Justizrat, Rechtsanwalt in Cöln. 1860.
- Fischer, Jos., Maler in Mehlem. 1893.
- Forst, H., Dr., Archivar a. D. in Zürich. 1902.
- Frank, Fr., Dechant, Pfarrer in Wittlaer bei Kaiserswerth. 1879.

- Franssen, Amtsgerichtsrat in Heinsberg. 1893.
- Frauburger, H., Direktor des Kunstgewerbe-Museums i. Düsseldorf. 1897.
- Friderici, W., Dr., Apotheker in M.-Gladbach. 1902.
- Frischen, J., Pfarrer in Düsseldorf. 1879.
- Fritzen, Adolf, Dr., Bischof in Strassburg (Elsass). 1862.
- Fröhlich, Justizrat, Notar in Cöln. 1870.
- Fröhlich, Aug., Rechtsanwalt in Cöln. 1896.
- Fuchsius, Fr. von, Justizrat und Königl. Notar in Düsseldorf. 1902.
- Fürstenberg-Stammheim, Exzellenz, Gisbert Eg., Graf von, zu Stammheim b. Mülheim a. Rh. 1885.
- Fürstenberg, Max, Freiherr von, auf Schloss Hugenpoet bei Kettwig. 1902.
- Füssenich, C., Pfarrer in Lendersdorf. 1888.
- Gelder, Herm. van, Apotheker in Kleve. 1892.
- Geldern, Historischer Verein (F. Samans, Schatzmeister). 1894.
- Georgi, Karl, Dr. jur., Rechtsanwalt, Universitäts-Buchdrucker in Bonn. 1877.
- Gerhart, Paul, Farbenfabrikant in Düsseldorf. 1903.
- Geyr-Schweppenburg, Max, Freiherr von, Bürgermeister in Vettweiss. 1902.
- Geyr-Schweppenburg, Rudolf, Reichsfreiherr von, auf Schloss Kaen bei Straelen. 1878.
- Gietmann, Pfarrer in Haldern bei Empel i. W. 1857.
- Gils, van, Pfarrer in Cöln-Lindenthal. 1899.
- Gisbertz, L. Th., Dechant und Pfarrer i. Werden a. d. Ruhr. 1881.
- Göbbels, M. J. H., Kanonikus in Aachen. 1870.
- Godesberg, Bürgermeisterei. 1888.
- Goeters, Heinr., Kaufmann in Rheydt. 1885.
- Gonella, Pfarrer in Laffeld bei Heinsberg (Rhld.). 1902.
- Gorius, Justizrat, Rechtsanwalt in Cöln. 1903.
- Gottlob, Ad., Dr., Professor in Bonn. 1901.
- Gotzes, Th., in Krefeld. 1892.
- Granderath, Amtsgerichtsrat in Cöln. 1881.
- Grevel, Wilh., in Düsseldorf. 1874.
- Greven, Ludw., Dr., Rechtsanwalt in Cöln. 1898.
- Greven, Wilh., Dr., Assessor in Düsseldorf. 1900.
- Greving, Dr., Repetent in Bonn. 1897.
- Groote, von, Rittmeister a. D. in Hermülheim. 1884.
- Groethuysen, Amtsrichter in Heinsberg. 1902.
- Grosman, Ad., in Cöln. 1898.
- Grunenberg, Dr., Syndikus in Düsseldorf. 1902.
- Haasbach, Pfarrer in Brenig bei Bornheim (Rhein). 1898.
- Hacks, Pfarrer in Xanten. 1889.
- Hahn, R., Bürgermeister in Erkelenz. 1901.
- Ham, Ludw. van, in Geldern. 1892.
- Ham m, Oberlandesgerichtspräsident, Wirkl. Geh. Oberjustizrat in Cöln. 1884.
- Hansen, H. F., Pfarrer in Danville, Illinois, Nord-Amerika. 1888.
- Hauck, Pfarrer in Doveren b. Erkelenz. 1870.
- Hauptmann, P., Buchdruckereibesitzer in Bonn. 1870.
- Hauten, van, Albert, Kaufmann in Bonn. 1886.
- Havertz, A. H., Pfarrer in Elsig bei Euskirchen. 1870.
- Hax, Fr., Kaufmann in Cöln. 1884.
- Hayn, Kasimir, Dr. in Cöln. 1888.
- Heesen, H., in Telgte bei Münster i. W. 1884.
- Heidhues, H., Pfarrer in Leuscheid (Sieg). 1898.
- Heimann, Bankdirektor in Cöln. 1896.
- Heimann, Stadtbaurat in Cöln. 1890.
- Heinen, Kaplan in M.-Gladbach. 1904.
- Heinsberg, „Höhere Stadtschule“. 1902.
- Helmken, Frz. Theod., in Cöln. 1871.
- Hendrichs, Justizrat, Rechtsanwalt in Cöln. 1884.

- Henrichs, L., Pfarrer in Dornik bei Emmerich. 1875.
- Herbertz, Vikar in Güsten b. Well-dorf. 1902.
- Herder, August, Fabrikant in Euskirchen. 1887.
- Herrmann, Religionslehrer in Essen. 1871.
- Hermann, Alfred, Dr., in Bonn. 1903.
- Hespers, Domkapitular in Cöln. 1871.
- Hessdörffer, Rektor in M.-Gladbach. 1904.
- Heveling, Dr., Pfarrer in Pfalzdorf bei Kleve. 1892.
- Heyden, Pfarrer in Gustorf. 1896.
- Heynen, Fr., Pfarrer in Broich bei Vorweiden. 1888.
- Hilgers, Freiherr von, Alfred, Landgerichtspräsident in Trier. 1871.
- Hochhausen, Pastor in Hüns-hoven b. Geilenkirchen. 1902.
- Hoенiger, Robert, Dr., Professor in Berlin. 1882.
- Hoensbroech, Graf von und zu, Erbmarschall des Herzogt. Geldern, auf Schloss Haag bei Geldern. 1874.
- Hövel, Freiherr von, Regierungspräsident in Koblenz. 1877.
- Höveler, Pfarrer in Rommerskirchen. 1892.
- Hövell, Freiherr von, in Gnaden-thal bei Kleve. 1892.
- Holländer, Kaplan in Düsseldorf. 1901.
- Holzberg, Pastor in Tripsrat bei Geilenkirchen. 1902.
- Hommelsheim, Pfarrer in Flerzheim. 1897.
- Hompesch, Graf von, Alfred, auf Schloss Rurich bei Linnich. 1861.
- Hopmann, Karl, Dr., Sanitätsrat in Cöln. 1902.
- Hucklenbroich, Dr., Sanitätsrat, II. Vorsitzender des Düsseldorfer Geschichtsvereins in Düsseldorf. 1901.
- Hüffer, Dettmar, Regierungs- und Forstrat in Paderborn. 1900.
- Huismanns, Dr., Oberarzt in Cöln. 1903.
- Hüllenkremer, Pfarrer in Sistig. 1884.
- Hülskamp, Franz, Dr., Prälat, Präses in Münster i. W. 1859.
- Hülstett, Oberpfarrer i. Uerdingen. 1884.
- Huyskens, Viktor, Dr., Realgymnasial-Oberlehrer in Münster i. W. 1892.
- Jacobi, Serv., Ph., Pfarrer in Lam-mersdorf bei Inden. 1878.
- Jacobs, Dr., Pfarrer am Arresthaus in Werden (Ruhr). 1871.
- Jägers, W., Dr. med., Arzt in Düsseldorf. 1902.
- Jansen, Domvikar, Erzb. Geheimsekretär in Cöln. 1899.
- Jansen, Justizrat, Beigeordneter in Cöln. 1898.
- Ilgen, Th., Dr., Archivdirektor in Düsseldorf. 1884.
- Istituto Storico Prussiano in Rom. 1904.
- Joebges, Pfarrer in Hehn bei M.-Gladbach. 1902.
- Joerissen, Jos., Pfarrer in Bonn. 1874.
- Joerres, P., Dr., Rektor d. höhern Schule in Ahrweiler. 1884.
- Joesten, C., Pfarrer in Linn. 1884.
- Jülich, Stadtbibliothek. 1886.
- Bibliothek des Progymnasiums. 1891.
- Jülich, Pfarrer in Sindorf. 1869.
- Jüngling, Pfarrer in Linnich. 1869.
- Juschka, K., Kaplan in Zülpich. 1901.
- Iven, Ant., Landgerichtsdirektor in Cöln. 1901.
- Kaiser, Gust., Dr., Professor in Cöln. 1884.
- Kaiser, P., Kaplan in Viersen. 1904.
- Kamp, Oberpfarrer in Erkelenz. 1904.
- Kamp, Pfarrer in Nettersheim. 1897.
- Kassel, Ständische Landesbibliothek. 1889.
- Kaufmann, Fr., Dr., Pfarrer in Stolberg i. Rhld. 1900.
- Kaufmann, Paul, Dr., Kaiserlicher Geheimer Oberregierungsrat im Reichsamt des Innern in Berlin. 1899.
- Kaehlen, Rentner in Hemmerden. 1873.
- Kaulen, Dr., Prof. in Bonn. 1871.
- Kehrmann, Dr. in Bonn. 1896.

- Keller, A., Fabrikbesitzer in Siegfeld bei Siegburg. 1890.
 Keller, Kaspar, in Cöln. 1888.
 Kellner, H., in Cöln. 1892.
 Kempen, Bibliothek des Königl. Gymnasiums „Thomaeum“. 1884.
 Kempkes, Kaplan in Kevelaer. 1904.
 Kerzmann, Pfarrer in Muffendorf bei Godesberg. 1898.
 Keseberg, A., Dr. med. in Cöln. 1896.
 Keussen, Dr., Archivar in Cöln. 1896.
 Keysser, Ad., Dr. jur., Stadtbibliothek in Cöln. 1881.
 Kips, Rektor in Krefeld. 1903.
 Kirchhartz, Dr., Arzt in Unkel. 1875.
 Kirsch, Landgerichtsrat in Düsseldorf. 1885.
 Klaes, W., Heinr., Pfarrer in Rüngsdorf bei Godesberg. 1894.
 Kleefisch, Jos., Hofgoldschmied in Cöln. 1902.
 Klein, Dechant in Wildenrath bei Wassenberg. 1902.
 Klein, Edm., Pfarrer in Ellen bei Düren. 1879.
 Kleinen, W., Professor in Cöln. 1884.
 Klemme, Gustav, Kaufmann in Neersen bei Krefeld. 1885.
 Klinkenberg, Dr., Professor, Gymnasial-Oberlehrer in Cöln. 1890.
 Klosterhalfen, Mich., Dr. med. in Dormagen. 1892.
 Knickenberg, Dr., Gymnasial-Oberlehrer, Stadtarchivar i. Bonn. 1899.
 Koblenz, Staatsarchiv. 1884.
 — Stadtbibliothek. 1899.
 Koch, Pfarrer in Frauenberg bei Dürscheven. 1899.
 Koch, Pfarrer in Hohkeppel bei Ehreshoven. 1896.
 Koch, Heinr., Hub., Dr., Militär-Oberpfarrer in Frankf. a. M. 1879.
 Koch, Joh., Architekt in Krefeld 1902.
 Kochs, Oberlandesgerichtsrat in Cöln. 1884.
 Kocks, J. J., Pfarrer in Hasselsweiler. 1866.
 Kohlgrüber, W., Dr., Arzt in Marienheide (Rheinl.). 1901.
 Körfer, Herm., Vikar in Kerpen. 1901.
 Koulen, Hch., Bildhauer in Heinsberg. 1902.
 Kramer, Konr. Jos., Bildhauer u. Konservator in Kempen (Rhein). 1869.
 Kranz, Dr. med. in Werden (Ruhr). 1892.
 Krawinkel, Dr., Referendar in Düsseldorf. 1902.
 Krefeld, Bibliothek des Gymnasiums. 1876.
 — Stadtbibliothek. 1882.
 Kreins, Pfarrer in Süsterseel. 1900.
 Kremer, Th., Architekt in Cöln. 1895.
 Kremer, Pfarrer in Junkersdorf bei Lövenich. 1898.
 Kreutzwald, Dr., General-Vikar, Päpstl. Geheimkämmerer in Cöln. 1881.
 Kreuzberg, Leop., in Ahrweiler. 1888.
 Kribben, Dechant, Pfarrer in Düsseldorf. 1884.
 Krichel, Oberpfarrer in M.-Gladbach. 1903.
 Krichel, Pfarrer in Bockum-Krefeld. 1893.
 Krings, Notar in Cöln. 1903.
 Krudewig, Dr. phil., Assistent an der Denkmäler-Statistik d. Rheinprovinz, in Cöln. 1903.
 Krüth, Fr., Pfarrer in Cöln-Nippes. 1877.
 Kühlen, B., in M.-Gladbach. 1887.
 Küppers, Georg, in Köln. 1891.
 Kuetgens, Heinrich C., auf Gut Neuenhof bei Cöln-Sülz. 1886.
 Kurtz, Pfarrer in Traar. 1899.
 Lambotte, C., in Bonn-Poppelsdorf. 1899.
 Landsberg, Ernst, Dr., Professor an der Universität in Bonn. 1899.
 Lappe, Herm., Pfarrer in Lannesdorf. 1903.
 Laumen, Lehreri. Holzweiler. 1902.
 La Valette St. George, Freiherr von, Dr., Geh. Medizinal-Rat, Professor in Bonn. 1887.
 Lefranc, Dechant, Pfarrer in Krefeld. 1870.
 Leiden, H. C., Königl. niederländ. Konsul in Cöln. 1884.
 Leimgardt, W., Gutsbesitzer in Borbeck. 1897.
 Lempertz, Heinr., in Cöln. 1898.
 Lentzen, Oberpfarrer in Cöln. 1866.
 Leonhart, H., Baron von, in Dattenfeld. 1898.

- Lepel, von, Kurt, Oberleutnant u. Königl. Strafanstalts-Direktor in Siegburg. 1890.
- Lesimple, Adolf, in Cöln. 1901.
- Ley, von, Justizrat, Notar in Cöln. 1884.
- Leyen-Bloemersheim, Freiherr Friedrich, Ludw., Gust. von der, Haus Meer bei Osterath. 1862.
- Leykam, Freiherr von, in Elsum bei Wassenberg. 1902.
- Liessem, Dr., Professor und Religionslehrer in Cöln. 1887.
- Lingnau, B., Kaplan in Mülheim a. Rh. 1898.
- Linnartz, Peter, Beigeordneter in Jülich. 1900.
- Linnich, Stadt. 1900.
- Loesch, Heinrich, von, Rittergutsbesitzer in Oberstephansdorf bei Neumarkt in Schlesien. 1903.
- Lohmann, Oberpfarrer in Düren. 1891.
- Lucius, C., Rentner in Aachen. 1877.
- Lückerath, Wilh., Pfarrer i. Waldfeucht. 1875.
- Luxemburg-Stadt (Bellevue), Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach. 1886.
- Maassen, Pfarrer in Hemmerich bei Sechtem. 1871.
- Macco, Herm. Friedr., Rentner in Aachen. 1900.
- Macherey, Pfarrer in Vochem b. Brühl (Bez. Cöln). 1871.
- Mallinckrodt, G., Dr. jur. in Cöln. 1891.
- Marchand, Architekt in Cöln. 1898.
- Marienstatt, Cistercienser-Abtei b. Hachenburg (Westerwald). 1902.
- Matthaei, F., Amtsgerichtsrat in Hannover. 1883.
- Meer, Pfarrer in Tondorf b. Blankenheim (Eifel). 1899.
- ter Meer, Johs., in M.-Gladbach. 1903.
- Menden, H., Domkapitular in Münster i. W. 1871.
- Menden, Dr., Professor a. D. 1884.
- Mengelberg, E., in Cöln. 1898.
- Mengelberg, W., in Utrecht. 1899.
- Mennicken, Oberpfarrer in Bonn. 1903.
- Merkens, Frz., Kaufmann in Cöln. 1881.
- Mertens, J. Pet., Pfarrer in Hardt bei M.-Gladbach. 1882.
- Metzmacher, Pfarrer in Müntz. 1887.
- Meurer, Dr., Notar in Cöln. 1902.
- Meyer, J., Rektor der Bürgerschule f. Mädchen in Krefeld. 1884.
- Meyer, Bürgermeister in Stoppenberg. 1897.
- Meyer, Notar in Erkelenz. 1901.
- Michels, F. X., Grubenbesitzer in Andernach. 1896.
- Michels, Gust., Geh. Kommerzienrat in Cöln. 1884.
- Milz, Dr., Gymnasial-Direktor a. D. in Bonn. 1859.
- Moest, R., Bildhauer in Cöln. 1884.
- Monschaw, von, Assessor in Ohligs. 1896.
- Mooren, Bürgermeister in Eupen. 1854.
- Müller, Karl, Fabrikant in Erkelenz. 1901.
- Müller, J., Weihbischof in Cöln. 1887.
- Müller, Dechant in Remagen. 1888.
- Müllers, Rektor in Essen. 1871.
- Münch, Schulrat in Bonn-Poppelsdorf. 1899.
- München-Gladbach, Stadtbibliothek. 1900.
- Münster, kgl. Staatsarchiv. 1884.
- Münstereifel, Bibliothek des Gymnasiums. 1893.
- Müser, Bern., Pfarrer in Herongen b. Straelen. 1894.
- Nathan, Kaplan in Solingen. 1902.
- Negri, Freiherr von, in Zweibrücken bei Geilenkirchen. 1902.
- Nesselrode-Ehreshoven, Frz., Graf von, Königl. Landrat a. D. in Honnef a. Rh. 1899.
- Neuhöfer, Leop., Oberpfarrer in Cöln. 1880.
- Niemeyer, Hans, Justizrat in Essen. 1897.
- Nissen, Heinrich, Dr., Geheimrat, Professor in Bonn. 1893.
- Nissen, Pfarrer in Duisdorf bei Bonn. 1871.
- Nix, Franz, Pfarrer in Niederkassel b. Rheidt, Siegkreis. 1889.
- Nörrenberg, Konst., Dr., Bibliothekar in Düsseldorf. 1892.
- Nooy, van, Joh., Stud. theol. in Calcar. 1902.
- Nöthlichs, Dr., Geheimrat in Heinsberg. 1902.
- Nothlichs, Pastor in Süggerath. 1902.

- Nottebaum, Dechant in Aachen. 1871.
- Nüttgens, H., Kunstmaler in Angermünd. 1899.
- Ochs, H., Dechant, Pfarrer in M.-Gladbach. 1899.
- Odenthal, Pfarrer in Mülheim a. Rh. 1882.
- Oidtman, von, Ernst, Oberstleutnant im Königin-Elisabeth-Garderegiment in Berlin. 1878.
- Oidtmann, H., Dr., Glasmalereibesitzer in Linnich. 1892.
- Olbertz, Karl, Landgerichtsrat in Elberfeld-Sonnborn. 1881.
- Oppenheim, Freiherr von, Albert, Kgl. Sächsischer General-Konsul in Cöln. 1884.
- Oppenheim, Freiherr von, Ed., k. k. Oesterr.-Ungar. General-Konsul in Cöln. 1884.
- Oppenhoff, Franz, Kreisschulinspektor in Aachen. 1900.
- Oppermann, Otto, Dr. phil. in Cöln. 1900.
- Oster, Pfarrer in M.-Gladbach. 1904.
- Ostlender, J. H., Pfarrer i. Bouderath b. Nöthen. 1899.
- Oxe, Dr., in Krefeld. 1900.
- Paffenholz, Cl., Pfarrer in Kall. 1889.
- Päffgen, G., Baumeister in Cöln. 1902.
- Palm, Pastor in Haaren b. Heinsberg. 1902.
- Pannes, H., Pfarrer in Morken bei Harff. 1885.
- Pauls, E., in Düsseldorf. 1874.
- Pauly, Pfarrer in Krefeld. 1871.
- Peiffer, Dr., Seelsorger an der Strafanstalt in Cöln. 1871.
- Peil, J. A. G., Pfarrer a. D. in Brühl (Bez. Cöln). 1880.
- Pelmann, Beigeordneter in Cöln. 1894.
- Peltzer, Arn. Fr., in M.-Gladbach. 1904.
- Pelzer, Ludw., Oberbürgermeister a. D., Geheimrat in Aachen. 1862.
- Pesch, G. A., Pfarrer in Meckenheim. 1885.
- Pick, Rich., Stadtarchivar i. Aachen. 1857.
- Picq, Ober-Bürgermeister in M.-Gladbach. 1894.
- Pingsmann, L., Rektor in M.-Gladbach. 1902.
- Pingsmann, Dr., Domkapitular in Cöln. 1873.
- Plenkens, Jos., Pfarrer in Iversheim. 1881.
- Plönnis, Pfarrer in Wanlo. 1902.
- Plum, Hub., Pfarrer in Spich bei Wahn (Rheinl.). 1880.
- Pohl, Dr., Gymnasialdirektor a. D. in Bonn-Poppelsdorf. 1874.
- Podlech, Pfarrer in Wiesenthal b. Heinrichau (Schlesien). 1900.
- Pomp, Fel., Rechtsanwalt in Erkelenz. 1901.
- Portz, Pfarrer in Elsdorf. 1902.
- Prill, Jos., Religionslehrer in Essen a. d. Ruhr. 1889.
- Pütz, Pfarrer in Ophoven. 1902.
- Radermacher, H. J., Pfarrer in Hausen bei Heimbach (Bez. Aachen). 1873.
- Raffelsiefen, Rektor in Kreuzkapelle bei Much. 1902.
- Raitz von Frentz, Maximilian Reichsfreiherr von, Rittmeister und Eskadronschef im Husaren-Regiment 9 in Strassburg i. Els. 1900.
- Rath, vom, Emil, Geh. Kommerzienrat in Cöln. 1896.
- Rath, Pfarrer in Hürth. 1884.
- Real, J., Rendant, Bibliothekar d. Histor. Vereins für Geldern und Umgegend. Geldern 1900.
- Rech, J., Dr. med. in Trier. 1897.
- Reichensperger, Landgerichtspräsident in Aurich. 1884.
- Reimbold, Ernst, Fabrikbesitzer in Kalk. 1899.
- Reinartz, Korn., auf Derikumershof bei Norff. 1886.
- Renard, E., Dr., Assistent an der Denkmälerstatistik d. Rheinpr. in Bonn. 1898.
- Renard, H., Diözesan-Baumeister in Cöln. 1894.
- Renness, Graf von, Theodor, auf Schloss Schonbeck b. Bilsen (Belgien). 1871.
- Rensing, Franz, Dr., Rechtsanwalt in Wesel. 1884.
- Reumont, Dr. jur., Landrat in Erkelenz. 1900.
- Rey, A. H., Dechant, Pfarrer in Königswinter. 1875.

- Reyners, Arn., Pfarrer in Essen. 1877.
- Rheinbach, Kreisbibliothek. 1882.
- Rheinert, Postmeister in Heinsberg. 1902.
- Rheins, Ludw., Kaufmann in Neuss. 1871.
- Richard, Ant., Belg. Vize-Konsul in Düsseldorf. 1902.
- Richartzhagen, Pfarrer in Afden bei Herzogenrath. 1902.
- Risbroech, Dr., Landgerichtsrat in Cöln. 1887.
- Ritzenhoff, resign. Pfarrer in Höngen bei Heinsberg. 1902.
- Roemer, Alb., Pfarrer in Keyenberg. 1901.
- Rohden, Postmeister in Linnich. 1902.
- Röttgen, Rentner in Bonn. 1902.
- Rolduc, Seminar-Bibliothek. 1899.
- Rolfers, Dr., Pfarrer in Dottendorf b. Kessenich. 1901.
- Ropertz, P. J., Pastor em. in Brühl (Bez. Cöln). 1877.
- Rosbach, O., Gymnasial-Oberlehrer in Trier. 1881.
- Rosellen, Rob. Wilh., Pfarrer an St. Maria-Lyskirchen in Cöln. 1856.
- Ross, Theod., Architekt in Cöln. 1897.
- Rossum, van, Dr. med., Sanitätsrat in Kleve. 1874.
- Roth, Herm., Oberlehrer a. D. in Cöln. 1901.
- Rottenburg, von, Dr., Exzellenz Wirkl. Geh. Rat, Universitäts-Kurator in Bonn. 1898.
- Salm-Reifferscheid-Krautheim und Dyck, Fürst Leopold, auf Schloss Dyck b. Hemmerden. 1890.
- Salm-Salm'sche Fürstliche Bibliothek in Anholt. 1884.
- Schaafhausen, Hub., Landgerichtsrat in Cöln. 1894.
- Schaefer III, Justizrat in Cöln. 1903.
- Schaefer, Laur., Maler in Düsseldorf. 1871.
- Schäfer, Heindr., Dr. in Rom. 1902.
- Schall, Pfarrer in M.-Gladbach. 1904.
- Scheibler-Hüllhoven, Freiherr von, Landrat in Haus Hüllhoven bei Dremmen. 1902.
- Scheltenbach, Pfarrer in Unkel. 1871.
- Scheuffgen, Dr., Dompropst in Trier. 1891.
- Schiedges, Dr. med., Sanitätsrat in M.-Gladbach. 1877.
- Schilling, Jos., Rechtsanwalt in Cöln. 1896.
- Schippers, Justizrat in Cöln. 1903.
- Schlecht, Pfarrer in Gerresheim. 1889.
- Schlenkert, Pfarrer in Overath. 1903.
- Schlünkes, Progymnasial-Direktor in Rheinbach. 1884.
- Schmalenbach, Referendar in Lüdenscheid. 1902.
- Schmalohr, J., Rektor d. höheren Schule in Erkelenz. 1901.
- Schmidt, H., Pfarrer in Prüm. 1887.
- Schmidt, Superintendent in Krefeld. 1867.
- Schmitz, A. H., Pfarrer in Kirchheim b. Flamersheim. 1889.
- Schmitz, Ferd., Dr. phil. in Berg-Gladbach. 1894.
- Schmitz, Jak., Kaufmann in Cöln. 1878.
- Schmitz, Joh., Dr., Justizrat, Notar in Düsseldorf. 1902.
- Schmitz, Ludwig, Dr. phil. in Münster i. W. 1892.
- Schmitz, Ludw., Landgerichts-Präsident in Landsberg an der Warthe. 1891.
- Schmitz, Pfarrer in Herzogenrath. 1870.
- Schmitz, Dechant, Pfarrer in D'horn bei Langerwehe. 1887.
- Schmolz, Paul, in Firma Schneider & Schmolz, Glasmalerei-Anstalt in Cöln-Lindenthal. 1900.
- Schneider, Christ., in Firma Schneider & Schmolz, Glasmalerei-Anstalt in Cöln-Lindenthal. 1900.
- Schniewind, Justizrat in Cöln. 1904.
- Schnock, Strafanstalts-Pfarrer in Aachen. 1885.
- Schoenen, Pfarrer in Lennep. 1871.
- Scholten, R., Dr., Religionslehrer in Kleve. 1878.
- Scholten, F. A., Pfarrer in Hülsb. Krefeld. 1885.
- Schorlemer, Klemens, Dr., Freiherr von, in Lieser a. d. Mosel. 1884.
- Schrammen, Pfarrer in Krekel bei Reifferscheid. 1873.
- Schraven, Frau Witwe, Dr., in Goch. 1883.

- Schroeder, Richard, Dr., Geh. Hofrat, Professor an der Universität in Heidelberg. 1866.
- Schröder, Frd., Dr. in Koblenz-Lützel. 1890.
- Schröder, Frd., Dr., Bankdirektor in Bonn. 1891.
- Schülgen, Fr., Gutsbesitzer in Cöln. 1884.
- Schülgen, Lorenz, Landgerichtsrat in Cöln. 1890.
- Schüller, Frau Justizrat, geb. Nakatenus in Cöln. 1894.
- Schüller, Pfarrer und Definitor in Wiesdorf. 1902.
- Schulte, Pfarrer in Wollersheim b. Embken. 1895.
- Schultz, Franz, Fabrikbesitzer in Cöln. 1888.
- Schultz, Franz, Dr., Privatdozent in Bonn. 1903.
- Schultze, Stadtbaurat in Bonn. 1892.
- Schulzen, Franz Math., Kanzleirat in Büllingen, Kr. Malmedy. 1888.
- Schumacher, H., Justizrat, Rechtsanwalt in Cöln. 1884.
- Schumacher, Stadtrat in Krefeld. 1870.
- Schunk, H., Rektor der höheren Schule in Bergheim a. d. Erft. 1902.
- Schurz, Wilh., Dr., Oberlehrer in M.-Gladbach. 1903.
- Schwamborn, Dr., Kaplan in Essen. 1901.
- Schwarz, Hilar., Dr., Gymnasiallehrer in Strassburg i. E. 1887.
- Schwarz, Jean, in Doveren. 1901.
- Schwarz, Jos., in Hückelhoven. 1901.
- Schweinem, Pfarrer in Stotzheim bei Euskirchen. 1884.
- Schwenzer, F., Religions- und Oberlehrer am Kgl. Gymnasium in Obercassel b. Düsseldorf. 1902.
- Seithümer, Oberpfarrer in Lövenich (Bez. Cöln). 1896.
- Siegburg, Stadtbibliothek. 1890.
- Bibliothek des Kgl. Gymnasiums. 1890.
- Bibliothek des Kgl. Lehrerseminars. 1890.
- Sigmaringen, fürstlich Hohenzollern'sche Hofbibliothek. 1886.
- Söntgerath, Pfarrer in Lindlar. 1896.
- Solemacher-Antweiler, Friedr. Freiherr von, Exzellenz, Königl. Kammerherr und Schlosshauptmann von Brühl, in Bonn. 1890.
- Sonnenschein, Dr. med. in Cöln. 1901.
- Spahn, Martin, Dr., Professor in Strassburg. 1901.
- Spee, F., Graf von, Kgl. Kammerherr in Heltorf bei Grossenbaum. 1884.
- Spee, F., Graf von, Rektor in Birgel. 1902.
- Spee, Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Gnesen. 1871.
- Spies-Büllesheim, Edm., Freiherr von, auf Schloss Hall bei Baal. 1871.
- Spiritus, Oberbürgermeister in Bonn. 1896.
- Statz, Erzdiözesanbaumeister in Cöln. 1902.
- Steffens, Arnold, Dr., Domkapitular in Cöln. 1894.
- Steiner, Dr. in Xanten. 1889.
- Steinmeyer, Dr., Professor in Erlangen. 1903.
- Stephan, Dr., Direktor i. Kalk. 1903.
- Stiff, A., Pfarrer in Westum. 1898.
- Stolberg, Stadtbibliothek. 1884.
- Stomps, P., auf Haus Bruckhausen b. Traar. 1897.
- Straeter, Dr., Pfarrer in Krefeld. 1904.
- Strauven, Karl, Amtsgerichtsrat in Remscheid. 1870.
- Stroux, Oberpfarrer in Viersen. 1873.
- Stutz, Ulr., Dr., Professor der Rechte in Bonn. 1904.
- Sugg, Beigeordneter a. D. in Sürth. 1895.
- Thissen, J., Kaufmann in Cöln. 1902.
- Tholen, Pfarrer, Neuhonrath. 1902.
- Thomas, Pfarrer in Grau-Rheindorf. 1898.
- Thomé, Arthur, Dr. med., Sanitätsrat in Cöln. 1882.
- Thomer, Bauunternehmer in Cöln. 1877.
- Thurn, Justizrat, Notar in Cöln. 1884.
- Tille, A., Dr., in Leipzig. 1896.
- Tils, Pfarrer an St. Ursula in Cöln. 1887.
- Tönissen, Pfarrer in Borbeck. 1875.

- Tuckermann, Stud. in Cöln. 1902.
 Tücking, K., Dr., Gymnasialdirektor in Neuss. 1884.
- Ulrich, Karl, Amtmann u. Hauptmann a. D. in Cöln. 1901.
- Unkel, Karl, Pfarrer in Alter bei Roisdorf. 1871.
- Unkel, Pfarrer in Mülheim a. d. Ruhr. 1899.
- Valder, Pfarrer in Arnoldsweiler bei Düren. 1887.
- Viehoff, Ed., Kanonikus in Aachen. 1885.
- Vielhaber, Walther, in Krefeld. 1887.
- Viersen, Gymnasium. 1904.
- Vleuten, van, F., Rentner in Bonn. 1880.
- Vogel, Wilh. H., Pfarrer in Asbach (Westerwald). 1878.
- Vogt, Professor Dr., Erzb. Sem., in Cöln. 1900.
- Voss, Pfarrer in Dürscheid. 1902.
- Vossen, Dr. med., in Heinsberg. 1902.
- Vraetz, Pfarrer in Boslar bei Tetz bei Linnich. 1871.
- Wach, Jos., Prokurist der Cölner Hypothekenbank in Cöln. 1881.
- Wagner, Joh., Religionslehrer in Bedburg. 1899.
- Wagner, Dr., Religionslehrer in Vilich bei Beuel. 1898.
- Waldbott-Bassenheim-Bornheim, Friedrich, Freiherr von, in Tolcsva, Com. Zemplin (Oberungarn). 1886.
- Wardtmann, Aug., Pfarrer in Beek (Bez. Aachen). 1901.
- Wassong, A., Postsekretär a. D. in Aachen. 1897.
- Weichs, Freiherr von, auf Schloss Roesberg b. Sechtem. 1897.
- Weidenbach, Steph., Lehrer in Andernach. 1901.
- Weisweiler, Notar in Cöln. 1898.
- Weitz, R., in Linnich. 1900.
- Wessel, Jos., Kaplan in M.-Gladbach. 1904.
- Wiepen, Dr., Professorin Cöln. 1894.
- Wiertzfeld, J. B., Rentner in Cöln. 1886.
- Wiese, Math., in Werden. 1873.
- Winkel, Theod., Maler in Cöln. 1897.
- Winter, Dr., Pfarrer in Godesberg. 1894.
- Winterscheid, H., Pfarrer in Rohr bei Tondorf (Eifel). 1897.
- Wirtz, Ludw., Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Düsseldorf. 1895.
- Wolff, Konr., Bankdirekt. in Cöln. 1894.
- Wrede, A., Gymnasial-Oberlehrer in Cöln. 1902.
- Xanten, niederrheinischer Altertumsverein. 1889.
- Zaun, J.P., Pfarrer a. D. in Cöln. 1854.
- Zaun, Notar in Dormagen. 1901.
- Zeck, W., Pfarrer in Uelpenich bei Dürscheven. 1896.
- Zilles, Rektor in Windberg bei M.-Gladbach. 1904.
- Zimmer, Wilh., Dr., Pfarrer in Neuenahr. 1879.
- Zorn, Ph., Dr., Geheimer Justizrat, Professor in Bonn. 1902.
- Zündorf, Fr., Rechtsanwalt in Cöln. 1894.
- Zündorf, Jakob, Bildhauer, Mülheim a. Rh. 1903.

Vereine, mit welchen der Historische Verein für den Niederrhein
in Schriftenaustausch steht.

- Aachen. Geschichtsverein.
Aachen. Verein für Kunde der Aachener Vorzeit.
Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Bamberg. Historischer Verein für Oberfranken.
Basel. Historische und Antiquarische Gesellschaft.
Berlin. Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
Berlin. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.
Berlin. Deutscher Herold.
Bern. Allgem. schweizerische Geschichtsforschende Gesellschaft.
Bistritz in Siebenbürgen. Direktion der siebenb.-sächs. Gewerbeschule.
Bonn. Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
Brandenburg a. H. Historischer Verein.
Bremen. Künstlerverein für Bremische Geschichte und Altertümer.
Breslau. Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens.
Brünn. Mährisches Gewerbe-Museum.
Brüssel. Sociéte des Bollandistes.
Brüssel. Sociéte d'Archéologie.
Chemnitz. Verein für Chemnitzer Geschichte.
Chemnitz, Schriftleitung der Familiengesch. Blätter.
Christiania. Kon. Norw. Universität.
Corbach. Verein für die Geschichte des Fürstentums Waldeck und Pyrmont.
Darmstadt. Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.
Detmold, Geschichtliche Abteilung des Naturwissensch. Vereins für das Fürstentum Lippe.
Dillingen a. D. Historischer Verein für Dillingen und Umgegend.
Donaueschingen. Verein für Geschichte und Naturgeschichte.
Dorpat. Gelehrte Estnische Gesellschaft.
Dresden. Königl. Sächsischer Altertumsverein.
Düsseldorf. Geschichtsverein.
Eisleben. Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.
Elberfeld. Bergischer Geschichtsverein.
Emden. Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer.
Erfurt. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
Essen. Historischer Verein für Stadt und Stift.
Fellin (Livland, Russland). Felliner literarische Gesellschaft.
Frankfurt a. M. Freies deutsches Hochstift.
Frankfurt a. M. Verein für Geschichte und Altertumskunde.
Frauenburg. Historischer Verein für die Geschichte Ermelands.
Freiberg in Sachsen. Freiburger Altertumsverein.
Freiburg im Breisgau. Gesellschaft für Beförderung d. Geschichtskunde.
Freiburg im Breisgau. Kirchengesch. Verein für das Erzb. Freiburg.
Freiburg im Breisgau. Schau' in's Land.
Fulda. Geschichtsverein des Fürstentums Fulda.
Giessen. Oberhessischer Geschichtsverein.
Göttingen. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.
Graz. Historischer Verein für Steiermark.
Greifswald. Rügen-Pommerscher Geschichts- u. Altertumsverein.
Hall a. d. Kocher (Schwäbisch Hall). Historischer Verein für das Württembergische Franken.
Halle a. d. S. Thüring.-sächs. Geschichts- und Altertumsverein.
Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
Hanau. Bezirksverein für Hessische Geschichte und Landeskunde.

- Hannover. Historischer Verein für Niedersachsen.
 Hannover. Verein für die Geschichte der Stadt Hannover.
 Heidelberg. Historisch-philosoph. Verein (Redaktions-Ausschuss der Neuen Heidelberger Jahrbücher).
 Heilbronn. Historischer Verein.
 Hermannstadt. Verein für Siebenbürgische Landeskunde.
 Hildburghausen. Verein für Meiningische Geschichte.
 Hohenlauben. Voigtländischer altertumsforschender Verein.
 Jena. Verein für Thüringische Geschichte.
 Innsbruck. Ferdinandeum.
 Karlsruhe. Badische historische Kommission (General-Landesarchiv).
 Kassel. Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde.
 Kempten. Altertumsverein.
 Kiel. Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
 Kiel. Gesellschaft für Schlesw.-Holst.-Lauenburgische Geschichte.
 Klagenfurt. Geschichtsverein für Kärnthen.
 Königsberg. Altertums-Gesellschaft Prussia.
 Kronstadt. Stadt-Archiv. Bibliothek Brassó.
 Landsberg a. d. Warthe. Verein für Geschichte der Neumark.
 Landshut. Historischer Verein für Niederbayern.
 Leiden. Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde.
 Leipa in Böhmen. Nordböhmischer Exkursions-Klub.
 Leisnig. Altertumsverein.
 Lincoln. Neb. Nebraska State Historical Society.
 Linz a. d. D. Museum Francisco-Carolinum.
 Löwen. Comité de publication des Analectes pour servir à l'histoire de la Belgique.
 Löwen. Ditsche Warande. Tijdschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis.
 Lüneburg. Altertumsverein.
 Luxemburg. Société pour la recherche et la conservation des monuments histor. dans le Grand-Duché de Luxembourg.
 Luzern. Historischer Verein der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug.
 Magdeburg. Verein für Geschichte und Altertumskunde des Herzogtums und Erzstifts Magdeburg.
 Mainz. Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte u. Altertümer.
 Mannheim. Altertums-Verein.
 Maredsous, Abtei in Belgien. Redaktion der Revue Benedictine.
 Marienwerder. Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.
 Meissen. Verein für Geschichte der Stadt Meissen.
 Metz. Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde.
 Mitau. Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst. Sektion für Genealogie, Heraldik und Sprachistik.
 München. Historischer Verein von Oberbayern.
 Neuburg a. d. Donau. Historischer Verein.
 Nürnberg. Germanisches Museum.
 Nürnberg. Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
 Osnabrück. Verein für Osnabrück'sche Geschichte und Landeskunde.
 Paderborn. Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens in Paderborn und Münster.
 Paris. Revue historique.
 Paris. Revue critique.
 Plauen. Altertums-Verein.
 Posen. Historische Gesellschaft.
 Prag. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
 Raigern, Stift, bei Brünn. Redaktion der Studien und Mitteilungen des Benediktiner- und Cistercienser-Ordens.

- Ravensburg Redaktion des Diözesanarchivs von Schwaben.
 Recklinghausen. Verein für Orts- und Heimatskunde.
 Regensburg Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg.
 Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostsee-
 provinzen Russlands.
 Roda (Sachsen-Altenburg). Verein für Geschichts- und Altertumskunde.
 Rom. Collegium vom Campo Santo dei Tedeschi.
 Saarbrücken. Historischer Verein für die Saargegend.
 Schmalkalden. Verein für Hennebergische Geschichte u. Landeskunde.
 Schwerin. Verein für mecklenburgische Geschichte.
 Sigmaringen. Verein für Geschichte und Altertumskunde in Hohen-
 zollern.
 Speyer. Historischer Verein der Pfalz.
 Stade. Verein für Geschichte und Altertümer der Herzogtümer Bremen
 und Verden und des Landes Hadeln.
 Stockholm. Akademie der Altertumskunde.
 Stockholm. Nordisches Museum.
 Strassburg. Vogesenklub. (Universitäts-Bibliothek in Strassburg.)
 Stuttgart. Württembergischer Altertumsverein. (Königliche öffentliche
 Bibliothek.)
 Stuttgart. Kgl. Württemberg. Kunstgewerbe-Verein.
 Thorn. Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
 Trier. Gesellschaft für nützliche Forschungen.
 Ulm. Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.
 Upsala. Universitäts-Bibliothek.
 Utrecht. Historische Genootschap. (Universitäts-Bibliothek.)
 Washington. Smithsonian Institution.
 Washington. National-Erziehungs-Bureau.
 Wernigerode. Harzverein für Geschichte und Altertumskunde.
 Wien. Akademischer Verein deutscher Historiker.
 Wiesbaden. Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichts-
 forschung.
 Witten a. d. Ruhr. Verein für Orts- und Heimatskunde in der Graf-
 schaft Mark.
 Wolfenbüttel. Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde zu
 Braunschweig und Wolfenbüttel.
 Worms. Altertumsverein.
 Würzburg. Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.

Die Generalversammlungen des Historischen Vereins

wurden in folgenden Orten abgehalten:

1854	17. Mai	Gründung des Vereins.
1854	16. August	Düsseldorf.
1854	13. September	Cöln.
1855	14. Februar	Düsseldorf.
1855	1. August	Cöln.
1856	7. Mai	Neuss.
1856	8. Oktober	Krefeld.
1857	3. Juni	Xanten.
1857	30. September	Düsseldorf.
1858	25. Mai	Cöln.
1858	29. September	Aachen.
1859	9. Juni	M.-Gladbach.
1859	5. Oktober	Cöln.
1860	22. Mai	Düsseldorf.
1860	25. September	Kleve.
1861	22. Mai	Cöln.
1861	23. September	Düren.
1862	11. Juni	Wesel.
1862	1. Oktober	Düsseldorf.
1863	27. Mai	Kempen.
1863	29. September	Essen.
1864	1. Juni	Cöln.
1864	11. Oktober	Geldern.
1865	8. Juni	Düsseldorf.
1865	27. September	Aachen.
1866	24. Mai	Neuss (des Krieges wegen ausgefallen).
1866	25. September	Neuss.
1867	5. Juni	Cöln.
1867	24. September	M.-Gladbach.
1868	26. Mai	Düsseldorf.
1868	28. September	Kleve.
1869	22. Mai	Zülpich.
1869	29. September	Kempen.
1870	24. Mai	Cöln.
1870	28. September	Düren (des Krieges wegen ausgefallen).
1871	24. Mai	Düren.
1871	2. Oktober	Düsseldorf.
1872	23. Mai	Siegburg.
1872	8. Oktober	Cöln.
1873	5. Juni	Neuss.
1873	30. September	Kleve.
1874	23. Juni	Düsseldorf.
1874	29. September	Cöln.
1875	3. Juli	Jülich.
1875	12. Oktober	Aachen.
1876	27. Juni	Kempen.
1876	7. November	Zülpich.
1877	14. Juni	M.-Gladbach.

1877	18. Oktober	Werden.
1878	10. Juli	Gerresheim.
1878	17. Oktober	Godesberg.
1879	11. Juli	Uerdingen.
1879	28. Oktober	Cöln.
1880	11. August	Kempen.
1880	—	ausgefallen.
1881	6. Juli	Brühl.
1881	19. Oktober	Königswinter.
1882	10. Juli	Cöln.
1882	30. Oktober	Andernach.
1883	16. Juli	Düren.
1883	22. Oktober	Godesberg.
1884	14. Juli	Krefeld.
1884	22. Oktober	Cöln.
1885	16. Juli	Düsseldorf.
1885	20. Oktober	Aachen.
1886	9. Juni	Bonn.
1886	19. Oktober	Jülich.
1887	24. Mai	Linz a. Rhein.
1887	25. Oktober	Cöln.
1888	15. Mai	Ahrweiler.
1888	16. Oktober	Düsseldorf.
1889	4. Juni	Xanten.
1889	15. Oktober	Brühl.
1890	20. Mai	Siegburg.
1890	28. Oktober	Cöln.
1891	12. Mai	Bonn.
1891	14. Oktober	Düren.
1892	2. Juni	Kleve.
1892	5. Oktober	Neuss.
1893	17. Mai	Münstereifel.
1893	19. Oktober	Werden.
1894	13. Juni	Godesberg.
1894	10. Oktober	Kempen.
1895	29. Mai	Honnet.
1895	9. Oktober	Zülpich.
1896	20. Mai	Andernach.
1896	14. Oktober	Brauweiler.
1897	2. Juni	Düsseldorf.
1897	13. Oktober	Essen.
1898	25. Mai	Nideggen.
1898	28. September	Remagen.
1899	14. Juni	Brühl.
1899	11. Oktober	Gerresheim.
1900	30. Mai	Burg a. d. Wupper.
1900	18. September	Linnich.
1901	22. Mai	Godesberg.
1901	11. September	Erkelenz.
1902	14. Mai	Düsseldorf.
1902	16. September	Heinsberg.
1903	—	ausgefallen.
1903	15. Oktober	Bonn.
1904	18. Mai	M.-Gladbach.

Rechnungs-Ablage für 1902/1903.

Einnahme:

Jahresbeiträge und Zahlungen	}	M. 4440,39
der Mitglieder für Beitrag und Hefte 73 und 74 incl. Vortrag aus dem Vorjahr		
Einnahme an Zinsen	"	238,50
Verkauf einzelner Hefte	"	199,36
		<u>M. 4878,25</u>

Ausgabe:

I. Kosten der Hefte 73 und 74	M. 3522,15
II. Drucksachen für den Vertrieb	" 105,50
III. Porti und sonstige Ausgaben	" 508,11
IV. Inventarisierung der kleinen Archive	" 169,—
	<u>M. 4304,76</u>

Abschluss:

Einnahme	M. 4878,25	
Ausgabe		M. 4304,76
Übertrag		" 573,49
	<u>M. 4878,25</u>	<u>M. 4878,25</u>

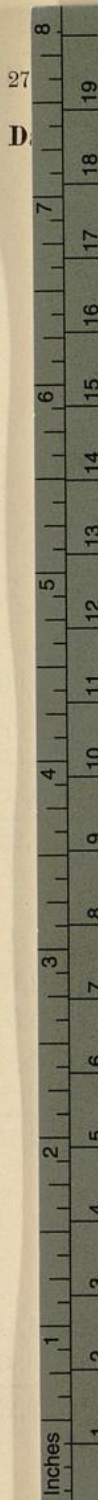
Das Vereinsvermögen bestand am
21./5. 1902 aus den bei der

	Nennwert	Ankaufswert
Reichsbank hinterlegten Wert- papieren	M. 7100,—	M. 7634,—
Kassenbestand 21./5. 1903 . . .	„ 573,49	„ 573,49
	<u>M. 7673,49</u>	<u>M. 8207,49</u>

Mit den Belegen verglichen und richtig befunden.

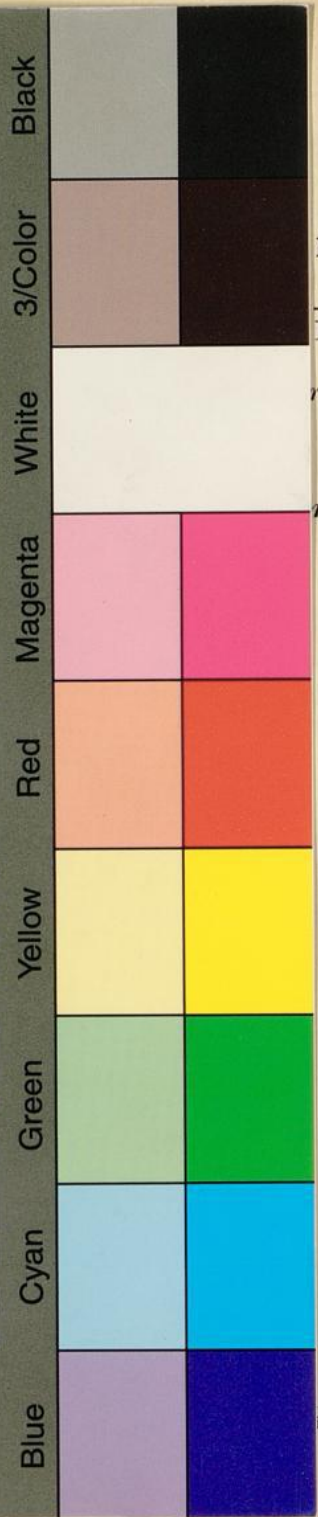
Cöln, den 10. Februar 1904.

Heinr. C. Kuetgens. von Cöllen.



TIFFEN Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007



Nennwert	Ankaufswert
M. 7100,—	M. 7634,—
„ 573,49	„ 573,49
<u>M. 7673,49</u>	<u>M. 8207,49</u>

richtig befunden.

ns. von Cöllen.

und Verlag, Bonn.